Künstlerbilder.

Künstlerbilder.

Von

A. von Sternberg.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.

Inhalt.

Seite

Erſter Band:

Gertrud Mara 1

Zweiter Band:

Winckelmann 5

Dritter Band:

Raphael Mengs 1

Iffland 67

Watteau 173

Gertrud Mara.

Die alte Obstfrau.

He! ist denn Niemand hier zu Hause? —

Herr Gutrus! He! Aufgemacht! Was, zum Guckuck! treibt der alte Narr, daß er nicht hört, wenn Jemand klopft: He! He! Sackerlot, ist das Nest vernagelt! Herr Gutrus! Herr Gutrus! Spielt der Mann so eifrig, daß er nichts hört außer dem kratzenden Strich seiner Geige! Herr Gutrus!

Diese rufende Stimme gehörte einer alten Obstfrau, die auf dem Treppenabsatz des vierten Stockwerks eines abgelegenen Hauses stand, woselbst ein Dachzimmerchen von einem armen Musikanten bewohnt wurde, der Gertrudus Schmähling hieß.

So soll ich mit meinen schönen Aepfeln wieder nach Hause gehen? murrte die Alte, indem sie sich auf die Stufe am Fenster niedersetzte; und ich

habe sie doch ganz besonders für den Mann auserlesen! Ei, er soll aufmachen! Spielen kann er zu jeder Zeit, nicht aber ist zu jeder Stunde ein Geschenk bei der Hand! Ich will einmal sehen, ob sich nicht irgendwo eine Oeffnung findet, wo man hineinschauen kann; es war mir so, als hätte ich einst so etwas dergleichen gesehen. Sie ging einen kleinen Gang hinab, der sich zur Seite des Daches befand, und zu einer kleinen versteckten Bodenkammer führte; hier entdeckte sie ein Fensterchen, das sich nach innen öffnete, und von welchem man einen Theil der Wohnstube überschauen konnte. Sie stand stille, und hob sich auf die Fußspitzen und lauschte mit einiger Mühe hinein.

Ei! rief sie, Gott steh' mir bei, wahr und wahrhaftig, das Kind spielt! es ist das Kind! ja das Kind und wie ist's dabei! ganz roth ist der kleine Pudelhans geworden im Gesichte! Wie ein kalekuttischer Hahn! He Kätzchen! So höre doch. He! Mach' die Thür auf — ich will hinein. Unverstand! hörst Du nicht? Ich bin es, die Frau Barthels, die Obstfrau, schließ' doch auf.

Die Musik hörte auf, und eine feine Stimme antwortete von innen etwas, das aber nicht zu verstehen war.

Was sagst Du? Närrchen. Du kannst nicht

herab von Deinem Stuhl? Richtig, wer hat die Klappe zugemacht? Was, keine Schlüssel? Also auch nicht. Hat der Mann den vierjährigen kleinen Wurm am Stuhle festgemacht, ist fortgegangen, und hat die Thür zugeschlossen. Das ist 'ne schöne Bescheerung. Nun Kind, was sollen wir da machen? Wir müssen warten, bis der Papa wiederkommt.

Sie hielt einen Augenblick inne, dann fuhr sie, wie im Selbstgespräch, fort: Oder soll ich dem Kinde die Aepfel geben? aber nein, ich habe dem Manne noch allerlei zu bestellen. Wann kommt der Papa wieder, Kind? Du weißt es nicht. Nun, ein paar Minuten hab' ich Zeit. He! spiel' das letzte Stückel noch einmal, es war eine gar hübsche Musike.

Das Kind nahm wieder die Geige zur Hand, und die alte Frau ergötzte sich beim Zuhören. Sie schlug die Hände zusammen, machte Bewegungen wie beim Tanze, und gab den Takt an mit dem Absatze ihrer Holzpantoffeln. Diese Scene mochte eine Weile gedauert haben, als die Stimme eines Mannes erscholl, der am Eingang des kleinen Ganges stehend, sein Bravo! Bravo! rief, mit einem Tone, der wie das Gekrächze eines Raben klang. Die Alte blickte auf, und den Zuschauer bei ihrer excentrischen Lustigkeit erkennend, rief sie:

Sieh' da, der Herr des Hauses! Guten Tag, Meister Gutrus, Ihr seht, wir machen uns lustig.

Wenn die Katze nicht zu Hause ist, so tanzen die Mäuse! rief dieselbe mißmuthige und rauhe Stimme. Wer Teufel kratzt denn da die Violine?

Euer Kind, Eure Tochter! sagte Frau Barthels. Wer sollt' es anders sein, da Ihr die Thür abgeschlossen habt? —

Wahrhaftig! rief Herr Schmähling, indem er durch das Fenster blickte. Willst Du wohl das bleiben lassen, Trudel! Hat sie eine der Geigen genommen, die mir zum Ausbessern übergeben worden. Warte, ich werde Dir das Handwerk legen.

Ei Vater! rief die Obstfrau, ein anderer Mann würde froh sein, wenn er erführe, daß sein Kind schon so artig spielen kann. Potz Wetter! wenn das meine Tochter wäre! ich zöge mit ihr herum und ließe sie sehen. Wahrhaftig, so thäte ich!

Schackschnack! brummte Herr Schmähling, Ihr thut nicht klug, daß Ihr dem Kinde so etwas hören laßt! Kommt, was bringt Ihr mir Neues?

Mit diesen Worten schloß er das Zimmer auf und nöthigte die Obstfrau einzutreten. Drinnen saß das kleine Wunderkind mit traurigen Geberden, denn es wußte schon, jetzt waren vom Vater

Drohungen, Scheltworte, wohl gar Püffe zu erwarten. Doch begnügte er sich diesmal, die Kleine aus ihrem Gefängnisse, dem Stuhl zu befreien, und sie mitten im Zimmer auf ihre Füße zu setzen, und sie ein wenig am Ohr zu zupfen, indem er nochmals ihr einschärfte, die Geigen ruhig liegen zu lassen, so wie er sie hingelegt; dann wandte er sich zum Gaste, und nachdem er sich vertraulich neben sie gesetzt sagte er: Nun, was habt Ihr für mich? denn ganz ohne Grund und Absicht seid Ihr doch nicht die vielen Treppen mit Eurem kranken Fuße heraufgestiegen.

Zuerst, sagte die Frau, diese schönen frühreifen Borsdorfer! ich weiß, Ihr liebt sie, und draußen müßt Ihr manchen Pfennig dafür ausgeben, wenn Ihr sie kaufen wollt. Da habt Ihr den Schatz, der mir ordentlich durch seine Schwere die Tasche niedergezogen hat. Und dann hab' ich noch eine Neuigkeit für Euch, die ist aber nicht so süß und schmackhaft, wie die Aepfel.

Nur zu! was ist's? fragte der Musikus.

Vor einem paar Tagen ist die Frau gestorben, die alte Dame, Ihr wißt es schon, deren Enkel Ihr heimlich Musikunterricht gabt.

Frau Wille —

Ganz recht, die Rathsherrn-Wittwe, sie wohnte

in der Straße, die vom Thore ausführt; ehemals hatte ich meinen Stand dort, aber die Wache ist in der Nähe, und das viele Hanthieren mit den Soldaten, das Kommandiren und zunächst auch die langen Finger, die die Jungen machten, wenn sie an meinen Aepfelkörben vorbeikamen, vertrieben mich von dort. Jetzt sitzt die rothe Trine dort, das ist ein Weib, für so etwas ganz wie gemacht, dreist und mit der Zunge voran, vor der haben die Burschen ordentlich Respekt.

Nun Frau Barthels, wie ist's mit der Wille?

Ja, die ist nun todt, und der Kaufmann Roland, ihr Sohn, hat erfahren, daß Ihr seinem Knaben heimlich, so brodlose, unnütze Künste beigebracht —

Unnütze Künste! brummte der Musikant. Und was geschah, that ich doch nur auf Wunsch der Großmutter.

Gewiß, deßhalb will er Euch auch nichts anhaben, sonst wäre er nicht übel Willens gewesen, Euch zu verklagen und auf Herausgabe des gewonnenen Geldes zu dringen; sagte die Alte.

Ei seht mal, da soll ich wohl die vier Silbergroschen herausgeben, die ich täglich für die Stunde bekam! zürnte der beleidigte Musikus. Wahrlich, es ist ein Verderb und eine Schande, und es thäte

noth, ich lernte auf meine alten Tage das Holzhacken! Nun, was soll denn aus dem Jungen werden?

Kaufmann, was der Papa ist, erwiderte die Frau. Er darf keine Note mehr ansehen, und seine Geige ist ihm schon genommen, die bekommt er auch nicht wieder zu sehen.

Da soll der Teufel drein fahren! zürnte der beleidigte Musikus. Der Erwerb wird täglich geringer, die Ausgaben wachsen!

Das meine ich auch, bemerkte Frau Barthels, und deßhalb habe ich Euch einen Vorschlag zu machen. Aber Ihr müßt mich ruhig anhören; es ist, Gott weiß es, ein guter, annehmbarer Vorschlag.

Nun? rief Vater Schmähling, indem er sich wieder niedersetzte.

Seht, sagte die Alte in einem vertraulich heimlichen Tone, ich komme in die Jahre, wo ich einen Gehülfen bei meinem Obsthandel brauche. Der Jakob, mein Neffe, geht in die Lehre bei einem Schuster, und seine Stelle, was sagt Ihr dazu, kann Eure Tochter einnehmen. Halt, laßt mich nur aussprechen. Sie ist nicht flink auf den Beinen, das braucht sie auch nicht zu sein, sie sitzt hinter ihren Körben und handelt ganz ruhig mit

den Leuten, und Sonntags Nachmittag macht sie mir etwas Musik vor, die ich gar sehr liebe, und wenn die Woche um ist, so giebt es ein paar Pfennige, die ihr gehören und mit denen sie machen kann, was sie will. Dabei hat sie Kost und Wohnung bei mir, und was die Kleidung betrifft, da wird sich schon etwas finden, was man zu einem Sommerrock und für einen Winteranzug für die Kleine zusammenschneiden kann.

Der Vorschlag war gemacht, und die Alte freute sich innerlich, daß sie ihn heraus hatte. Jetzt saß sie da und sah gutmüthig freundlich den Mann an, der sorgenvoll unruhig im Zimmer auf- und abging. Endlich stand er still, winkte die Kleine herbei, gab ihr die Hand und fragte: Trudel, hast Du gehört und verstanden, was Deinetwegen gesprochen worden?

Die Kleine sah den Vater aufmerksam in die Augen, dann blickte sie auf die Obstfrau und erwiderte rasch: O ja, verstanden hab' ich's wohl! Ich soll von Dir fort, und mit der Mutter da gehen. Aber das will ich nicht.

Trotzkopf! rief der Vater; geh' und bedanke Dich bei Frau Barthels für die Güte, die sie gehabt hat.

Das Mädchen ging zu der Obsthändlerin, machte ihr einen Knix und stammelte dazu: Ich danke.

Die Alte nahm sie, schloß sie in ihre Arme, und rief halb böse halb lachend, böse Kröte Du, warum willst Du nicht zu mir kommen? —

Weil ich vom Vater nicht weg will, sagte die Kleine eben so rasch.

Aber Du siehst ja, der Vater ist selber oft nicht zu Hause, wo soll er mit Dir hin? Du bist ihm zur Last, sagte Frau Barthels.

So kann er mich auf dem Stuhle einsperren, wie Ihr mich heute gefunden habt, rief die Kleine, aber ich bin doch bei ihm. Wenn er nach Hause kommt, so bin ich da.

Närrchen, das bist Du, das ist gewiß! rief Herr Schmähling, unwillkürlich gerührt durch die naive Zärtlichkeit seiner Tochter. Er zog sie zu sich, und sie zwischen seine Kniee nehmend, rief er: Ich habe Dir auch etwas mitgebracht! Da, da nimm! Er gab ihr ein kleines Stück Zucker, in buntes Papier eingewickelt. Die Kleine empfing es mit leuchtenden Augen, doch ohne einen Dank zu sagen. Sie brachte dagegen die Bitte vor, der Vater möchte ihr die Geige heraus lassen, wenn er wieder fortginge.

Die Geige, und immer die Geige! böses Kind,

rief der Musiker, was hast Du nur immer mit der Geige?

Ich spiele darauf, erwiderte die Kleine ernsthaft.

Du spielst darauf, Du willst sagen, Du kratzest darauf! Das Instrument leidet darunter! sagte der Vater.

Herr Christoph hat gesagt, ich könnte schon mit Dir zusammen ein Stückchen spielen, und dann sollen wir in die weite Welt gehen und musiziren.

Frau Barthels schlug ein lautes Gelächter auf. Man sehe, rief sie, wie dem Kinde schon der Kopf verdreht worden! In die weite Welt gehen! Musiziren! Ei ja, das wäre was Rechtes. Nein Kind, da komm lieber zu mir, und steh' hinter den Aepfelkörben.

Der Vater sah verdrießlich und bekümmert das Kind an, dann sagte er: Hat der Herr Christoph dies wirklich gesagt?

Gewiß und wahrhaftig! tönte die Antwort.

So ist er ein Narr, sagte Herr Schmähling, und dazu noch ein böswilliger, denn er setzt Dir unmögliche Dinge in den Kopf. Wann war er hier?

Gerade wie Du weggegangen warst, heute noch.

Wieder ging der Musikus auf und ab, dann blieb er stehen und sagte: Nun so spiel' einmal!

Hören kann ich's schon. Er nahm die Geige, die er weggelegt hatte, und gab sie der Tochter.

Diese setzte sich mit Mühe auf dem Stuhl zurecht, faßte das Instrument, prüfte dessen Saiten und den Bogen und zog dann sicher und fest die ersten Töne eines bekannten Liedes, das sie den Vater oft hatte spielen hören. Dieser stand dabei und schaute zu; Frau Barthels sah abwechselnd auf das Kind, und auf den Vater. Jetzt nahm der Mann seine Geige und spielte die Begleitung dazu. Dadurch angefeuert nahm die Kleine sich zusammen, trug ihre Noten ganz geschickt und richtig vor, und das Lied wurde zur beiderseitigen Zufriedenheit glücklich zu Stande gebracht.

Jetzt etwas Schwereres! rief der Vater, und fing an die ersten Töne eines Chorals zu spielen.

Die Kleine lauschte, dann setzte sie die Geige an und spielte die zweite Stimme des Chorals.

Was Kind! rief der Vater, die zweite Stimme! das weißt Du schon?

Die Kleine sah rothglühend aus, die Augen funkelten ihr im Kopfe, sie brachte auch den Choral richtig heraus. Als dies beendet war, legten Vater und Tochter die Geigen hin, und eine Pause entstand, während welcher der Musikus mit froher Ueberraschung sein Kind betrachtete. Dann nahm

er es vom Stuhle, küßte es und setzte es wieder hin. Dafür sollst Du diese Geige haben! rief er, nimm hin, sie ist Dein! Du mußt Dich darauf täglich üben und wir wollen zusammen spielen.

Die Kleine hielt die geschenkte Geige in der Hand, und wußte verlegen und überrascht nicht, was sie thun sollte.

Frau Barthels rief: Satanskind, so lauf' doch zum Papa und bedanke Dich. Bist jetzt auch ein Spielmann, hast Deine eigene Geige! Sapperment.

Furchtsam näherte sich das Mädchen dem Vater. Papa! ist das Dein Ernst? hub sie an, die Geige emporhaltend. Ein beifälliges Nicken war die Antwort, und sogleich lag Gertrud dem Vater in den Armen. Jetzt will ich spielen! Jetzt soll gespielt werden! rief sie triumphirend.

Und getanzt! setzte Frau Barthels hinzu, und ergriff das Mädchen an beiden Händen, und walzte mit ihr in der Stube umher. Der Vater spielte dazu eine lustige Melodie.

Das ist meine kleine Musikantin! rief die gutmüthige Obsthändlerin, habt Respekt vor ihr! Hört Ihr, Ihr Leute! O, die kann spielen, wie die Engelein im Paradiese! Der Herr Christoph ist doch ein ganzer Mann, daß er das so herausge-

bracht hat! Gelt, jetzt ist es nichts mit dem Obsthandel, jetzt geht es auf Reisen!

Jetzt geht es in die Studirstube! sagte Meister Schmähling. Wir wollen mal sehen, ob in dem Kinde etwas steckt. Noch wissen wir das nicht. Täglich ein paar tüchtige Arbeitsstunden. Und ist sie träge, will sie nichts lernen, da heißt es: Marsch, zu Frau Barthels, hinter die Obstkörbe? —

Ein Monat war vergangen während fortgesetzter Musikstunden zwischen Vater und Tochter, da lud Beide der Herr Christoph, der unten im Hause das Materialwaaren-Lager hatte, zu sich zu Tische. Als sie kamen, war gerade der Musikdirektor des Stadtmusikcorps, der mit dem Handelsherrn in Verwandtschaft stand, zugegen. Während des Essens kam das Gespräch auf Musik, und der Direktor, der von der Kleinen und ihrem Talent schon gehört, forderte sie auf, ihm etwas vorzuspielen. Dies geschah, als der Mittagstisch beendet war, und der fremde Mann äußerte sich ausnehmend günstig und anerkennend über das Gehörte. Jetzt drang man in den Vater, einen Entschluß zu fassen: er solle reisen, mit der Tochter reisen und sich hören lassen. — Sie ist noch nicht so weit! war die einzige Antwort des Mannes.

Laßt mich nur machen, vielleicht gelingt es mir, sie so weit zu bringen! Nur Zeit!

Noch ein paar schwere Unterrichtsmonate, wo das Kind wirklich das Unglaubliche leistete in Fleiß und Anstrengung, und der Vater willigte in eine Reise. Herr Christoph, der ein Enthusiast für Musik war, schoß eine kleine Summe vor, und die Reise sollte zuerst nach Wien gehen. Am Wagen erschien noch Frau Barthels, um Abschied zu nehmen. Nun geht meine kleine Musikantin in alle Welt! rief sie, und Thränen standen ihr in den Augen. Ach, wir werden uns wohl nicht mehr wiedersehen! Leb' wohl, Kind, leb' wohl! — Wer kann das wissen, entgegnete der Vater, vielleicht mißglückt mein Plan und die Trudel macht es mir nicht zu Dank, dann bringe ich sie wieder, und setze sie selbst hinter Eure Körbe. —

Die Kokette.

Sechs Jahre waren vergangen, Vater und Tochter hatten sich unterdessen unablässig auf Reisen getummelt, hatten in Wien einen längern Aufenthalt gemacht, dann die kleineren Städte in Oestreich besucht, überall war ihnen eine leidlich gute Aufnahme geworden. Dies befriedigte aber den Vater Schmähling nicht, es hatte ihm ganz anders geträumt; auch das Mädchen war zu Zeiten mißmuthig, doch ließ sie es ihrem Vater nicht merken. Ihr Fleiß blieb derselbe, ja er nahm noch zu, je nachdem ihre körperlichen Kräfte wuchsen. Sie war jetzt eine geübte Violinspielerin und trat als solche auch in allen kleinen Concerten auf, die der Vater veranstaltete, wo sie theils allein spielte, theils mit Anderen zusammen, die schon einigen Ruf hatten.

Es wurde eine Reise nach London beschlossen. Mit einem Virtuosen auf dem Horn und einer Harfenspielerin machte sich Vater Schmähling auf den Weg. Jetzt kam man in's Land der Guineen, nun oder nirgends mußte es guten Erwerb geben. Aber die armen Musikanten, wie sollten sich ihnen die Pforten zu Glanz und Reichthum öffnen? Wer sollte ihnen den Schlüssel geben in die Wohnungen des Ueberflusses? Sie wanderten mit ein in die ungeheure Weltstadt, mit dem Gesindel der Tausende von Bedürftigen, die aus aller Welt Enden hier täglich, ja stündlich nahten; Viele sanken auf dem Wege ermüdet und von der Krankheit aufgezehrt hin, Andere raffte der Leichtsinn weg, wieder Andere fanden in der gänzlichen Mittellosigkeit ein Hinderniß, kurz, vor den Thoren der ungeheuren Stadt langte nur ein verhältnißmäßig kleines Häuflein an. Unter diesem befand sich auch Vater Schmähling und seine Tochter. Der Virtuos auf dem Horn war erkrankt unterwegs, die Harfenspielerin hatte einen leichtfertigen Freund gefunden, mit dem sie durchging, nur der Vater mit seinem Kind an der Hand, wanderten in die Weltstadt ein, und fand bei einem befreundeten deutschen Händler ein nothdürftiges Unterkommen.

Jetzt dauerte es lange, ehe man Ohren und

Thüren fand, die sich den Unbekannten, ohne Schutz und Vermittelung Auftretenden öffneten, der Zufall war ihnen günstig.

In einer sehr belebten Straße kamen mehrere Wagen so in's Gedränge, daß einer derselben den Fußweg berührte und dort die Fußgänger in Gefahr brachte; Gertrud Schmähling war unter diesen, und die Räder des Wagens gingen so dicht an ihrem Körper vorüber, daß sie laut aufschrie und es einen kleinen Auflauf unter der Menge gab. Man sagte, ja Viele wollten wissen, das Mädchen sei überfahren worden. Das Gedränge wurde so arg, daß der Wagen halten mußte und die darin sitzende Dame ausstieg und in den Laden trat, der mit Putzsachen angefüllt war. Hier bot man ihr einen Stuhl, sie erkundigte sich nach dem Unfall, und so kam es, daß Gertrud mit ihrem Vater mehr in den Laden geschoben wurden, als daß sie freiwillig eintraten. Sie sah die junge Dame in ihrem Stuhl sitzen, vor ihr der Kaufmann des Ladens, der ihr den ganzen Vorgang, den er mit angesehen, erklärte; zugleich erschien, völlig unversehrt, das Mädchen vor ihren Blicken. So ist's gut, sagte die Dame, so ist also kein Unglück geschehen und die fremde kleine Miß ist nur mit dem Schrecken davon gekommen. Sie winkte hiermit die Kleine

zu sich, streichelte ihr die Wangen, erkundigte sich, wo sie sei und was sie in London suche. Als sie theils von Gertrud selbst, theils von ihrem Vater den Zweck der Reise erfahren hatte, zog sie ein Täfelchen hervor und schrieb sich den Namen auf, indem sie dabei bemerkte, sie würden von ihr hören. Nachdem sie die Kleine aufgefordert hatte, etwas von den Putzsachen für sich auszusuchen, was sie bezahlen wolle, und Gertrud ein einfaches Spitzenhalstuch wählte und sich höflichst dafür bedankte, stieg sie wieder in ihren Wagen und fuhr ab. Man kann sich denken, daß der Vater und die Tochter höchst neugierig nach dem Namen und dem Stand der Dame waren, die ein vornehmes und elegantes Aeußere hatte. Der Kaufmann erwiderte auf ihre Fragen, die junge Schöne sei allerdings sehr reich und vornehm, die erste Hofdame der Königin und gedenke sich in kürzester Zeit zu vermählen. Beide, Vater und Tochter, waren jetzt sehr gespannt auf die versprochene Hülfe. Diese langte noch zu Ende der Woche an, sie bestand in einer Einladung der Lady, bei ihr zu spielen, an einem bestimmten Abende, wo eine kleine Gesellschaft versammelt war. Gertrud putzte sich, so gut sie konnte, vergaß nicht das Tüchelchen, das sie der Güte der Lady verdankte, und fuhr

mit ihrem Vater hin. Der Abend verging gut, die schöne Wirthin sagte der kleinen Virtuosin einige Complimente, und bemerkte zugleich, ob sie nicht im Besitz einer Singstimme sei, die ohne Zweifel besser passe zu ihren Concerten als die Violine, die immer bei einer Frau etwas Linkisches habe. Gertrud erwiderte, daß sie allerdings Versuche im Singen gemacht, da aber Niemand sie aufgefordert habe, darin fortzufahren, so habe sie es gelassen. Ein ansehnliches Geschenk wurde dem Vater eingehändigt, der davon entzückt war, denn es übertraf Alles, was er sonst bei derlei Gelegenheiten erhalten hatte. Es verging nicht eine Woche, als eine noch höhere Gunst der Lady stattfand, eine Einladung zum Concert bei der Königin. Dies war ein Erfolg, den sich viele in London anwesende Musiker, durch alle ihnen zu Gebote stehende Mittel, zu erstreben suchten, und den jetzt ein fremdes, unbekanntes Kind erreichte. Natürlich wurde der Neid rege. Vater Schmähling dankte in einem zierlichen Billet seiner hohen Gönnerin und gab kund, daß seine Tochter nicht im Besitz eines zu diesem Zwecke passenden Anzuges sei. Statt der Antwort langte eine Kammerfrau der Lady an, die eine Menge Putzsachen, unter andern eine schöne, modische Robe

mitbrachte, welches Alles der Kleinen zum Geschenk gemacht wurde.

Am Morgen des Tags, wo das Concert bei Hofe stattfinden sollte, saß die Königin an ihrem Putztische und ließ sich frisiren; wie gewöhnlich war Lady Tembrocke, dies war der Name der Dame, ihrer Vertrauten und Lieblingsdame, bei ihr. Beide sprachen vertraut über einige Vorfälle des Tags und über Dinge, die zu dem engsten Vertrauen der beiden Damen gehörten. Die Königin machte der Lady Vorwürfe, daß sie die Bewerbungen eines angesehenen jungen Cavaliers so kalt aufnahm, sie forderte sie auf, da sie wisse, daß derselbe ihr nicht gleichgültig sei, ihm dies offen zu zeigen.

Ihre Majestät, erwiderte die Herzogin, geben mir da einen gefährlichen Rath, ich soll der Anmaßung eines ohnedies Trotzigen noch mehr Feld gewähren, als er sich schon selbst nimmt. Ich gedenke ihn unter scharfem Zaume und Gebiß zu halten.

Nur nicht zu scharf, meine theure Freundin, nahm die Königin wieder das Wort, denn man hat Beispiele, daß der Eigensinn einer Frau dem Manne das ganze Handwerk der Liebe verleidet.

Wenn es ein Handwerk ist, soll's auch verdorben werden! —

Die Königin sah die Lady mißbilligend an und erwiderte in einem scharfen Tone: Verstehst mich nicht, Lady Arabelle, ich meine, durch zu große Strenge scheucht man die Männer von unserer Seite fort.

Nun wohl, meine allergnädigste Fürstin und Herrin, kann er nicht mein Wesen vertragen, bin ich ihm zu scharf, oder zu wechselnd, was weiß ich, oder zu eigensinnig, so mag er gehen. Mich kümmert es nicht, wenn er geht. Bin ich doch glücklich und zufrieden in dem Wohlwollen meiner Fürstin. Der Männer Neigung ist etwas, das man schlimmsten Falls entbehren kann.

Dieses Mannes Neigung müßte hiervon eine Ausnahme machen, sagte die Königin, er ist, wie ich Wenige seines Gleichen getroffen habe, ernst, würdevoll und ebensoweit entfernt von modischer Zierlichkeit, als von rohem Trotze. Dazu hat er einen guten Namen und auch ein schönes Vermögen. Es ist ein Mann, den ich gerne meiner Arabelle anvertraut sähe.

Die Herzogin küßte voll Ergebenheit der Königin die Hand. Ich will es mir bedenken, ant-

wortete sie nach einer Pause. Heute, am Concertabende, werde ich ihn ja sehen.

Ja, das Concert! rief die Königin rasch, es ist gut, daß Du mich daran erinnerst, ist das kleine Mädchen dabei, von dem Du mir sprachst?

Sie wird nicht verfehlen zu erscheinen, sagte Lady Tembrocke. Es ist ein kleines, närrisches Ding, für das ich gern Eurer Majestät Interesse ernte. Wahrlich, ich bin ordentlich verliebt in die Kleine, nur muß sie die häßliche Violine wegwerfen. Sie hat heute mir schon etwas vorgesungen: es ging ganz gut, Paradisi, der gerade bei mir, war erfreut von ihren Anlagen.

Die Königin sah lächelnd die Herzogin an. Da kenn' ich Dich, sprach sie, Musik ist von jeher Deine Schwachheit gewesen, nimm Dich nur in Acht, Arabelle, daß Du Dir nicht ein ungezogenes, rohes, undankbares Geschöpf auf den Hals ladest, wie mit dem kleinen Sänger, den Du nur mit Mühe wieder loswurdest.

Ich werde mich vorsehen! sagte die junge Dame. Es ist uns lieb, wenn Eure Majestät das Mädchen heute hört; nach dem Urtheil, das Dero Huld über meinen Schützling fällt, soll sich ihr künftiges Loos richten. Ich möchte die Reise, die ich vorhabe, gerne in Gesellschaft eines Mädchens

machen, deren Talente ich bei der Gelegenheit ausbilde.

Aber diese Reise wird doch nicht so bald vor sich gehen? fragte die Fürstin.

Wenn Eure Majestät die Erlaubniß mir dazu geben, schon in den ersten Tagen nächsten Monats, erwiderte die Herzogin.

Nun gut, doch muß vorher die Sache mit dem Viscount abgemacht sein! sagte die Königin. Nur unter der Bedingung gebe ich meine Erlaubniß. Sie stand von der Toilette auf, küßte die Herzogin auf die Stirn, und entfernte sich dann in die Gemächer, wo ihre Damen und der König sie erwarteten.

Das Concert fand statt. Gertrud gab sich die erdenklichste Mühe, vor der Königin rühmlich zu bestehen; dies bewirkte, daß sie die größten Anstrengungen auf ihrem Instrument hervorbrachte, und dadurch Verzerrungen zeigte, die einestheils Mitleiden, anderntheils die Spottlust der Zuhörer hervorriefen. Die Herzogin bekümmerte dies, sie hatte sich des Mädchens angenommen, und jede ihm bewiesene Geringschätzung nahm sie gleichsam als ihr selbst angethan hin, besonders kränkte sie das Lachen des jungen Cavaliers, der als ihr Verlobter galt, und sie konnte diese Gelegenheit

nicht vorbeigehen lassen, ihm einen Verweis zu geben. Wie können Sie so gefühllos und hartherzig sein, Sir Charles, sagte sie zu ihm, und das arme Mädchen verspotten? Kann denn ein Weib anders ein so albernes Instrument, als die Violine ist, spielen? Muß man denn immer mit dem großen Haufen gehen? Giebt es nicht bevorzugte Geister, die ihre eigene Straße wandeln?

Aber theure Arabelle, erwiderte der Viscount, Sie sehen, daß die Königin selbst mit dem Lachen kämpfte.

That sie das, so geschah es aus einem andern Grunde, erwiderte die junge Herzogin.

Auf wann haben Sie Ihre Reise festgesetzt? fragte der Ritter.

Auf den Anfang des nächsten Monats, versetzte Arabelle.

Geben Sie nur zwei Wochen länger Zeit, bat Sir Charles, alsdann kann ich hoffen, Urlaub zu bekommen.

Unmöglich, erwiderte die junge Dame, meine Tante erwartet mich auf dem Continent, alle Bestimmungen sind schon getroffen.

Alsdann, sagte der Officier mit einem schmerzlichen Ausdruck, müßte ich auf das Vergnügen verzichten, Ihr Reisemarschall zu sein.

Sie können nachkommen, rief die Dame lächelnd, oder Sie können auch ganz wegbleiben! Machen Sie es, wie Sie wollen. Wie kann ein alberner Dienst, den Sie nur übernommen der Eitelkeit und der Langeweile wegen, solche Fesseln auflegen?

Nicht der Eitelkeit wegen, noch weniger der Langeweile, erwiderte Sir Charles. Und wenn dies auch wäre, ich habe ihn einmal übernommen, jetzt ist es meine Pflicht, die ich nicht verletzen darf.

Lady Arabelle wandte verstimmt und mißlaunig ihm den Rücken.

Die Anstalten zur Reise wurden getroffen. Gertrud sollte diese mitmachen, der Vater blieb indessen in London. Sie freute sich ganz besonders darauf. Man wollte nach Paris gehen, und Gertrud hatte Paris noch nicht gesehen; aber je näher der Tag der Abreise rückte, desto verstimmter und mißlauniger wurde Lady Arabelle. Sie hatte in Erfahrung gebracht, das Sir Charles öfters seine Abende in dem Kreise einer Familie zubrachte, wo drei hübsche Töchter sich befanden; es war für sie keines weitern Beweises bedürftig, daß er einer derselben den Hof machte. Deßhalb seine Weigerung, sie auf der Reise zu begleiten.

Als der Reisewagen vor der Thür stand, meldete sich Sir Charles als Reisebegleiter.

Wie? rief Arabelle, ich denke, Sie sind im Dienst?

Ich habe mich frei gemacht.

Auch bei Miß Cäcilie? fragte die Herzogin mit scharfer Laune.

Bei Miß Cäcilie? fragte verwundert der junge Mann. Wie kommt diese hieher?

Gestehen Sie es, sie war die eigentliche Ursache, daß Sie mir anfangs die Reisebegleitung abschlugen, und dazu den unpassenden Vorwand nahmen? fragte die Lady.

In der That, ich bin erstaunt. Während ich mit tausend Schwierigkeiten kämpfte, um den Urlaub zu erringen, haben Sie mich in einen so unwürdigen Verdacht gestellt?

Es ist gut, wenn man mich getäuscht hat. Nun lassen Sie uns die Reise beginnen, rief die Herzogin.

Sir Charles war zum ersten Mal in seinem Leben empfindlich. Er hatte die üble Behandlung, der die Herzogin ihn aussetzte, wohl schon bemerkt, doch seine Jugend und sein heiteres Blut hatten ihn immer über jede kleine Mißstimmung hinweggeholfen, hier war aber mehr als dieses.

Er hatte gehofft, mit freudigem Empfang bewillkommnet zu werden, und sah sich plötzlich mit Vorwürfen überhäuft, die, wie er gestehen mußte, aus der Luft gegriffen waren. Doch wurde, was gerade vermieden werden sollte, hiermit herbeigeführt; unwillkürlich fiel ihm die Miß Cäcilie, in ihrer Heiterkeit und Unschuld, in ihrer arglosen frohen Laune öfters ein, während die Reise gemacht wurde. Vor der Abreise fiel noch ein Umstand vor, der einen unangenehmen Eindruck auf ihn machte. Die Königin ließ der Lady zum Abschied sagen, es sei doch so, wie sie gewünscht hätte, und sie reiste als glückliche Braut fort. Arabelle ließ der Königin erwidern: Die Ergebenheit für Ihre Majestät wäre ganz die alte, das Uebrige aber wäre noch zu bestimmen.

Kaum hatte man den Kanal überschifft und war in Frankreich angekommen, so änderte Lady Arabelle ihre Laune, und nachdem sie ihre Tante begrüßt, die gekommen, um mit ihr nach Paris zu gehen, gab sie ihren Willen kund, wieder nach London zurückzukehren, indem sie vorgab, nicht länger von der Königin, ihrer erhabenen Freundin, entfernt sein zu können. Man richtete also die Fahrt wieder heimwärts. Zu Sir Charles sagte sie, der sich bereitete, sie wieder heim zu be-

gleiten: Unmöglich kann ich zugeben, mein treuer Ritter, daß Ihr die drei Monate Urlaub, die Ihr habt, ungenutzt vorbeistreichen laßt; ich bitte Euch, gebraucht Eure Freiheit und macht allein eine Reise.

Eine Reise ohne meine angebetete Arabelle würde für mich keine Zerstreuung, sondern eine Plage sein, erwiderte der Viscount.

Aha! Miß Cäcilie! dachte die Lady. Sie ist es, die ihn zurücklockt.

Für Gertrud war dieser Wechsel sehr unangenehm, und sie verwünschte heimlich die Launenhaftigkeit ihrer eigensinnigen Gebieterin. Doch benutzte sie die Zeit, in London angekommen, um eifrig Gesangunterricht zu nehmen.

Sir Charles hatte jetzt freie Zeit, und es war natürlich, daß er sie im Hause der Eltern der schönen Cäcilie zubrachte, da er nicht fortwährend die Mußestunden der Lady, die sie im Dienste der Königin hatte, welche unpäßlich geworden war, in Anspruch nehmen konnte. Die Eifersucht Arabelle's trieb sie an zu erkunden, wo er sich befände, und sie brauchte die arme Gertrud zu Spionendiensten. Sie mußte, im Hause der Nebenbuhlerin bekannt gemacht, öfters dort erscheinen und das Benehmen des Sir Charles beobach-

ten und ihre gewonnene Entdeckung dann ihrer Gebieterin mittheilen. Hierdurch wurden ärgerliche Scenen veranlaßt, die zuletzt zu einer solchen Höhe stiegen, daß ein vollständiger Bruch zwischen den Verlobten stattfand, und Sir Charles sein gegebenes Wort zurückerhielt.

Ein halbes Jahr nach diesem Ereigniß las man in den Londoner Zeitungen das Verlöbniß des jungen Officiers mit Cäcilie Warren. Mit diesem Zeitungsblatt in der Hand traf sie eines Morgens Gertrud, welche kam, um sie nach einigen Tagen, wo Unwohlsein sie gehindert hatte auszugehen, aufzusuchen. Ihr Wesen zeigte eine so gewaltige Gemüthserschütterung, die auffallen mußte, kannte man den ruhigen, lächelnden Charakter, den sie gewöhnlich zeigte.

Um Gotteswillen, was giebt es, Frau Herzogin? fragte Gertrud erschreckt.

Nichts, als eine Heirath! erwiderte diese, und gab ihr das Blatt.

Gertrud las die Namen, und sie selbst empfand eine Art Staunen, wie über etwas, das gegen alle Schicklichkeit und Wahrscheinlichkeit geschehen war.

Sie sehen, Miß, fuhr die Herzogin mit dem Tone äußerster Aufregung fort, wie die Männer lieben! Hüten Sie sich vor ihnen! Dieser war

mir treu ergeben, bildete ich mir wenigstens ein, nun kann ein einziges flüchtiges zorniges Wort, das vielleicht meinem Munde entschlüpfte, ihn auf immer mir entreißen und ihn einer Andern in die Arme schleudern.

Gaben Ihro Herrlichkeit ihm nicht sein Wort zurück? fragte Gertrud schüchtern.

Ja, im Scherz! erwiderte Lady Arabelle. Er hat es ernst genommen, weil er mich nie geliebt hat, und froh war, die verhaßten Bande getrennt zu sehen.

Sie brach hier in Thränen aus, und winkte Gertrud, sich zu entfernen, da sie allein und ungestört sein wollte.

So verging eine Woche, während Gertrud die Lady nicht sah, sondern nur hörte, daß sie fortwährend jeden Besuch, er käme, von wem er wolle, abwies. Nur die Königin sah sie.

Man war im Winter, eine schneidende Kälte herrschte. Der Hochzeitstag des Officiers war festgesetzt, er sollte im Hause der Eltern der Braut gefeiert werden; dieses Haus war eine Art von Landwohnung und lag eine kleine Stunde von London entfernt. Zur Zeit, wo die Gäste dort erschienen, nahte sich auch eine Kutsche, die nicht bis heranfuhr, sondern am Eingange des weit-

läufigen Parkes hielt. Aus diesem Wagen stieg eine Dame im vollen Ballcostüm, mit Blumen und Federn geschmückt. Trotz des tiefen Schnees nahm sie in ihrer leichten Fußbekleidung den Weg durch den Park in das Hinterhaus, und hier durch die Zimmer der Dienstboten bahnte sie sich den Eingang in die Gemächer, die zunächst dem Ballsaal lagen. Vor Frost zitternd stand sie hier und lauschte durch ein Fenster, das ihr die versammelte Gesellschaft zeigte. Allein sie wurde erkannt und mußte sich zurückziehen. Fliehend durch den Park nahm sie den Weg, den sie gekommen, zu ihrem Wagen, in dem sie eilig Platz nahm, und zurück in die Stadt fuhr. Die Erkältung, die Aufregung, der Schreck zogen ihr dieselbe Nacht ein bösartiges Fieber zu, das in Folge der nächsten Tage so sehr sich verschlimmerte, daß die Aerzte erklärten, wenn nicht sehr günstige Umstände herzuträten, so könne der Wahnsinn, ja der Tod die unausbleibliche Wirkung davon sein. Leider war das Erstere der Fall. Lady Arabelle genas, aber ihr Geist blieb zerrüttet. Von allen ihren Pflegerinnen war ihr Gertrud die liebste, und sie mußte fast immer bei ihr sein. In ihrem Krankenzimmer nahm sie ihre Musikstunden, und war etwas fähig, den düstern Schleier zu lüften,

der um die Sinne und die Urtheilsbefähigung der armen Kranken hing, so war es die rührende, zarte Stimme des jungen Mädchens, das mit zärtlicher Liebe ihr zugethan war.

Das Schicksal der Herzogin machte bei Hof und den Kreisen, die sie kannten, ungemeines Aufsehen; man beklagte sie, und schob alle Schuld auf Sir Charles, doch sie selbst empfand und urtheilte darüber anders. In ihren einzelnen lichten Augenblicken sprach sie es auch, daß sie selbst die Quelle ihres Elends sei und daß eine verdammenswerthe Koketterie sie dahin geführt habe, immer mehr launenhafte Proben von ihrem Geliebten zu fordern, bis sie endlich die Grenze des Erlaubten überschritten hatte und den jungen Mann zwang, sich seine Freiheit wieder zu verschaffen.

Nur kurze Zeit dauerte die Krankheit der Lady Arabelle, ein plötzlicher Tod machte ihr rasch ein Ende. Ihre großen Besitzungen fielen ihren Verwandten zu, Gertrud wanderte arm, wie sie gekommen war, aus diesem Hause; an sie hatte Niemand gedacht. Nur eine sehr werthvolle Geige, ein Geschenk der Herzogin, war das Einzige, was sie mitnahm, als sie die Wohnstätte des Reichthums und des Luxus verließ.

Der Sänger.

Der Vortheil, den unsre junge Künstlerin aus diesem Verhältniß zog, war, daß sie sich jetzt ganz für den Gesang entschied. Der Vater gab hierzu seine Einwilligung, es war nur zu entscheiden, wen sie unter den Hunderttausenden von Musiklehrern, die diese ungeheure Stadt in ihren Mauern wahrte, wählen solle, der sie auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts leiten sollte. Als die Pflegetochter der einflußreichen Herzogin hatten ihr unzählige Mittel offen gestanden, zu diesem Zwecke eine Wahl zu treffen, jetzt mußte sie sich in die kleinen Verhältnisse zurückgewöhnen, mit denen sie angefangen hatte, als sie nach London kam. Sie ging mit ihrem Vater zu Paradisi. Dieser berühmte Kastrat lebte in London in Wohlleben und Ueppigkeit. Er hatte sich ein großes Vermögen er-

worben, und was er jetzt noch that, um es zu vermehren, beschränkte sich auf Stundengeben, das er in den reichsten Häusern zu ertheilen pflegte. Auch dieses brachte ihm große Summen ein. Natürlich konnte Gertrud nicht erwarten, daß er sie unter der Zahl dieser einträglichen Schülerinnen aufnehme, vielmehr hatte sie ihre Hoffnung darauf gesetzt, eine Stelle zu erhalten unter den jungen Mädchen, die mit ihren Verwandten bisweilen den berühmten Sänger besuchten und so in seinem Hause von seiner Kunst Vortheil zogen. Paradisi, als er sie erblickte, erinnerte sich der guten Honorare, die er früher in dem Hause der Herzogin empfangen, und aus einem natürlichen Gefühl von Dankbarkeit und Wohlwollen für die junge Sängerin, deren Talent er erkannte und schätzte, entschloß er sich, sie unter seine „Zuläuferinnen" aufzunehmen. Der Vater machte die Bedingung, daß er seine Tochter jedesmal zum Meister bringen und wieder abholen solle, doch diese umständlichen Besuche kosteten dem alten Schmähling so viel Zeit, und schienen so unnütz, daß sie nach und nach unterblieben, und Gertrud mit den sechs anderen jungen Mädchen, die zu dem Meister kamen, kam und ging, wenn sie wollte.

Der Kastrat war in den alten Tagen, denen

er sich stark näherte, weichlich und bequem geworden, er verwandte die Anzahl junger Mädchen, die zu ihm kam, zu allerlei Diensten, die ihm im Hause nöthig waren. Auch hatte er seine scherzhaften Einfälle, denen er jedesmal nachgab, ohne zu entscheiden, ob es den jungen Damen auch angenehm sei, sie auszuführen. Da die Schülerinnen zum größten Theil auch in der Oper beschäftigt waren, und dort Knabenrollen machten, so hatten sie sich's angewöhnt, sehr oft in ihrem männlichen Costüm die Gänge zu thun, die eigentlich mehr für Knaben berechnet waren, als für Mädchen. Viele kamen gar nicht aus den Hosen heraus. Dies gab natürlich Gelegenheit zu manchem unziemlichen Scherz, doch die harte Natur dieser Mädchen hatte sich so sehr daran gewöhnt, daß sie nichts Auffallendes mehr darin fanden. Sie gingen und bestellten ihre Aufträge, unbekümmert darum, ob einer der alten Genossen ihres Meisters, durch diese Art Briefchen und Besorgungen zu erhalten, zu besonderen Späßchen aufgemuntert wurde oder nicht. Bei Damen betrugen sie sich fein und artig, und man errieth ihr eigentliches Geschlecht nicht. Lucille Harry war die älteste dieser Amazonen. Es war ein hübsches Mädchen, und als junger Mann nahm sie sich besonders gut aus.

Dies wußte sie, und war als Dick Harry überall in der Nachbarschaft bekannt. Mit ihr schloß Gertrud Schmähling eine besonders enge Freundschaft; die Offenheit und die frohe Laune Dick Harry's behagten ihr, obgleich sehr viele lustige Streiche, die das ausgelassene Mädchen sich erlaubte, nicht in dem Geschmack der sittsam erzogenen jungen Deutschen waren. Jedesmal, wo dies der Fall war, geriethen die beiden Mädchen mit einander in Streit, und Gertrud sagte ziemlich frei und offen ihre Meinung, die ihr Lucille nicht übel nahm, nur richtete sie sich nicht besonders danach und blieb die wilde Fliege, die sie immer war, nach wie vor. Eines Tages machten sie Beide einen Besuch bei Signora Annunciata, dies war die besondere Freundin des Sängers. Es war mit dieser Annunciata ein eigenthümliches Ding; Niemand hatte sie beisammen gesehen, und doch schrieben sie sich die zärtlichsten Briefe und schickten sich Botschaften. Annunciata war eine Frau über die Funfzig hinaus, von einem wohlbeleibten Umfang und liebte über die Maaßen Klatschgeschichten und trank gern Kaffee. Zu ihr ging Lucille stets in ihrer Knabenkleidung; sie schien um das Geheimniß der Donna zu wissen, wenigstens war sie mit ihr außerordentlich vertraut.

Gertrud war in ihrer Mädchenkleidung heut zum ersten Mal mitgekommen.

Nun, was macht il tiranno! sagte die Dame in einem scharfen Diskant, indem sie dazu hinter den breiten Spitzen ihrer Dormöse hervorblickte. Geht es mit ihm bald zu Ende? Hat er endlich die Reihenfolge seiner Schädlichkeiten durchgemacht! Der Verführer! ist endlich ein Weib, eine Jungfrau vor ihm sicher? — Ach, wo ist der Inbegriff aller schmutzigen, abenteuerlichen Streiche, die nur je von einem Mann verübt worden! Ach! wer weiß das besser als ich!

Signor Paradisi ist ein sehr anständiger Mann! sagte Lucille.

Ein anständiger Mann? wiederholte die Dame, und wie meinst Du das, meine Kleine, wenn er sechs Wittwen unterhält, denen er allen ein Heirathsversprechen gegeben? Ich bin eine dieser Bejammernswerthen. Er ist ein Teufel! will ich Dir sagen, ein durchtriebener Teufel, dem die Hölle noch nicht weit genug ist, der die Oberwelt aufsucht, um dort Verheerungen anzurichten.

Nein, Signora! rief Lucille, Ihr dürft ihn nicht verläumden, noch dazu in Gegenwart der Mademoiselle dort. Er giebt ihr Gesangstunden für nichts, wo findet man einen berühmten Meister,

der so handelt, und ich, seht mich an, bin ich nicht ein gemachter Künstler? Wie, was fehlt mir? Ich spiele Männer und Weiber, und singe im Chor so tapfer mit, daß man meine Stimme hindurch erkennt, wenn noch so arg geschrien wird. Und wer hat mich zu diesem Meisterstück gemacht? Wer anders als unser theurer Lehrer, Ludovico Paradisi. Drum nichts über ihn, denn Ihr habt es mit mir zu thun.

Ei, ei! sagte die alte Dame, sichtlich geschmeichelt, wenn es so ist, so will ich ruhig sein. Nun Kinder, laßt uns mal etwas singen! Ihr wißt, ich liebe das.

Ja, meine alte gute Mutter, rief Lucille, Du liebst das, und was Du liebst, das muß geschehen! Sie fügte diesem Ausspruch noch eine Menge Schmeicheleien hinzu; unter anderen schwang sie sich auf den Schoos der Dame, schlang ihre Arme um ihren Hals und trank in dieser Stellung ihre Tasse Kaffee aus, die ihr die Signora eingoß. Altes Schätzchen! sagte sie, he! nicht wahr, einen so jungen Liebhaber hast Du noch nicht gehabt?

Schmeichelkatze! rief die Donna, aber wie steht es um den Gesang der Miß Trudchen? sagte sie, auf die junge Deutsche zeigend, sie ist so still und wortkarg. Auf, munter, Fidelchen, mit solcher

hängender Lippe wirst Du nicht weit gelangen. Komm, in meine Arme, Fratze! Hast Du gehört, oder bist Du so sittsam, daß Du noch nicht weißt, wozu die Arme da sind?

Gertrud fügte sich erröthend dem Verlangen, und Signora Annunciata, in beiden Armen ein Mädchen haltend, begann jetzt mit feiner Diskantstimme eine beliebte Opernarie, die sich zuletzt mit einem Terzett schloß, in dem beide Mädchen mitsangen. Als das Musikstück beendet war, sagte sie sehr zufrieden: Das ging gut, da habt Ihr einen Kuß, und jeder will ich noch etwas Süßes mit auf den Weg geben. Sie ging zu einem Schränkchen und nahm ein paar italienische, in Zucker gekochte Früchte heraus, die sie ihren Gästen gab.

Als die Freundinnen fortgingen, sagte Gertrud zu Lucille unwillig: Zu dieser Alten geh' ich nicht mehr, Harry.

So wirst Du auch nicht mehr zum Maëstro Paradisi kommen dürfen.

Wie verstehst Du das?

Ganz einfach, entgegnete die muntere Schöne, wer sich mit der Geliebten überwirft, kann auch den Geliebten nicht mehr sehen.

Sind sie denn so sehr eng verbunden?

Sehr eng.

Welch' ein Geheimniß ist das? fragte Gertrud, und wie hängt das zusammen?

Ganz einfach, erwiderte Lucille, Annunciata ist Paradisi, und Paradisi ist Annunciata.

Ach, ich verstehe. Es ist dieselbe Person. Welch' ein toller Einfall, sich als Weib hinzusetzen, um anzuhören, was man über ihn als Mann spricht.

Er ist auch kein Mann!

In wie fern das?

Ach Kind, das verstehst Du nicht, rief Lucille lachend. Er ist ein Kastrat. Da kann er das Eine so gut sein, wie das Andere. Vor der Welt, wo er sich geniren muß, spielt er den Mann, und zuweilen den sehr strengen, ernsthaften Mann, zu Hause, wo er sich gehen läßt, holt er die alten Späßchen seiner Jugend hervor. Man sagt, daß er als junger Mensch in Frauenkleidern sein Glück gemacht hat.

O, was das für eine Welt ist, in der wir leben! rief Gertrud, halb erstaunt, halb entrüstet. Weißt Du, Harry, daß der Herr Paradisi mir jetzt zuwider geworden ist.

Da thust Du ihm unrecht, sagte Lucille rasch, und es thut mir leid, Dir das Geheimniß gesagt zu haben. Ich glaubte aber, Du wüßtest es schon. Uebrigens muß man nur sehen, wie die anderen

Italiener hier in London leben, alsdann findet man an Paradisi's Schnurren und Marotten nichts auszusetzen.

Du bist ganz vertraut mit diesem Unfug? fragte Gertrud ihre Freundin erstaunt.

Muß man es nicht sein? antwortete diese lachend. Man bekäme ja keine einzige Note richtiger Musik in die Kehle, wenn man nicht mit diesen Wölfen heulte, so gut es gehen wollte.

Ach, Gott soll mich behüten! rief Gertrud sehr ernst, wenn es so ist, so will ich lieber gar nicht singen. Ich bin in einer kleinen deutschen Stadt erzogen, und habe Frömmigkeit im Herzen. Ich will noch heute mit dem Papa sprechen.

Thu' das nicht, Gertrud. Bedenk' Dein Schicksal: Du willst Sängerin werden, wo kannst Du das besser als hier? Die kleinen Narrheiten nimm in den Kauf.

Diese kleinen Narrheiten! sieh doch! rief Gertrud.

Ja freilich, sie sind nichts als das! rief Lucille. Ich will Dir sagen, willst Du ganz geschützt sein, so nimm Dir einen Geliebten. Das hilft. Ich habe einen, und seitdem läßt mich der ganze Narrenspektakel kalt.

Ei was! rief Gertrud, ich will keinen Geliebten haben.

Den kleinen Alf Patrick, der im Chor singt! rief Lucille, er ist jetzt frei, und ist zu haben. Du mußt nur etwas von Deinem Taschengeld ihm mittheilen, damit er Dich zum Tanz führen kann, denn der arme Schelm ist gewöhnlich ganz entblößt.

O pfui! Mein Vater bringt mich immer in die öffentlichen Säle hin, und ich wünsche gar keine andere Begleitung.

Dann weiß ich Dir nicht zu rathen! rief Lucille empfindlich.

Die beiden Freundinnen trennten sich verstimmt.

Am selben Abend sagte Gertrud zu ihrem Vater, als sie Beide bei ihrem kärglichen Mahle saßen: Vater, wird meine Lehrzeit bei dem Herrn Paradisi nicht bald zu Ende sein?

O Kind, noch lange nicht! erwiderte der alte Mann. Benutze sie nur gut, einen solchen Meister kriegst Du nicht wieder. Füge Dich in jede seiner Launen.

In jede, Vater?

Nun ja doch. Bedenke, daß die Schülerinnen sich bei ihm um eine Stunde reißen und daß das Wenigste, was sie zahlen, fünf Guineen sind, und Du giebst fast nichts, mein Kind.

Doch, ich gebe mehr als fünf Guineen, Vater.

Possen, Kind. Wo sollten das herkommen?

Ich will Dir sagen, ich gebe so viel von meiner Unschuld und Unerfahrenheit hin, als für fünf Guineen Werth hat, wenn man überhaupt moralische Dinge nach dem Geldwerth berechnen kann.

Der Alte wurde aufmerksam. Er ließ sich von seiner Tochter den ganzen Vorfall mit Donna Annunciata und Lucille erzählen. Er schüttelte den Kopf und sagte dann: Das ist freilich schlimm. Man kann ihm nichts beweisen, denn wer will ihm darthun, daß er und das Weibsstück eine und dieselbe Person ist? Aber Du hast recht, der Sache muß ein Ende gemacht werden. Geh' nicht mehr zu der Frau hin, oder besuch' ihn nicht, wenn er als Frau angekleidet ist.

Dieser Rath wurde befolgt, aber er schützte nicht lange. Der Meister gab Aufträge unmittelbar an die Signora, und er erfuhr es natürlich bald, daß Gertrud sie nicht besorgte. Eines Tages, als wieder die Singstunde beginnen sollte, war er hart, ungerecht, zänkisch und bei dem kleinsten Anlaß zum Verdruß erklärte er Gertrud, daß sie gehen könne, die Lektionen hätten ihre Endschaft erreicht. Gertrud ließ sich das nicht zweimal sagen. Nach einem kurzen Danke packte sie ihre

paar Sachen zusammen und verließ das Haus des berühmten Maëstro.

Auf der Treppe begegnete ihr Lucille. Ich gehe! rief sie zu dieser.

Weiß Dein Vater davon? fragte das Mädchen.

Er billigt meinen Vorsatz. Grüße die Dame Annunciata. Sage, ich könnte nicht die Ehre haben, Abends bei ihrer Nachttoilette zugegen zu sein.

Wie Du boshaft bist! rief Lucille erröthend. Doch gehe! es ist vielleicht gut, daß Du gehst. Schon daß Du keine Männerkleidung anlegen wolltest, hat er Dir übel genommen. Aber nicht wahr, wir besuchen uns doch noch?

So lange ich in London bin, gewiß.

Aber Gertrud war nicht lange mehr in London. Einen Lehrer, wie Paradisi, fand sie nicht; beim Suchen wurde viel Geld und Mühe unnütz verschwendet. Endlich entschloß sich Vater und Tochter, die theure Stadt zu verlassen und mit dem knappen Rest ihrer Baarschaft nach Deutschland zu gehen.

Fleiß und Armuth.

Sie kamen nach Leipzig.

Dort hatte Hiller gerade ein Gesanginstitut eingerichtet, dem er vorstand. Hiller war ein Mann voll thätigen Sinnes für sein erwähltes Fach, er war Enthusiast für Musik, dabei übte er doch Urtheil und Verstand. Er nahm sich nicht sogleich Jemandes an, der seine Hülfe nachsuchte, er urtheilte zuvor, prüfte und fällte erst die Entscheidung, wenn er alle Umstände erwogen hatte. Er ließ sich das sechzehnjährige Mädchen vorstellen, er hörte sie spielen, dann singen, und endlich gab er seine Zustimmung zu ihrem Beitritt in die wöchentlich von ihm arrangirten und geleiteten Concerte. Das war nun, was der alte Schmähling wollte. Aber Hiller ging weiter. Er erkundigte sich nach seinem jungen Schützling, vernahm

von ihrer durch Armuth beschränkten abhängigen Lage, und beschloß zu helfen. Das Mädchen mußte vom Vater getrennt werden. Der Alte war durch die Zeit, durch manche unangenehme Erfahrung grämlich geworden, und ließ seine böse Laune dem armen Mädchen entgelten, sie lebten in fortwährendem Zank und Hader, dabei konnte von ruhigem Lernen und Studiren bei Gertrud nicht die Rede sein. Hiller nahm sie zu sich in's Haus. Er hatte schon ein paar junge Schülerinnen, zu denen gesellte er Gertrud, und Allen machte er die strengste Arbeit und das sparsamste Leben zur Pflicht. Sie standen früh auf, übten sich dann fast den ganzen Vormittag unausgesetzt, nahmen dann ein sehr kärgliches Mahl ein, und am Nachmittag ging es ebenso weiter, bis dann am Abend eine willkommene Freistunde, und ein Gespräch mit Vater Hiller stattfand, wo Jede ihre täglichen Erfahrungen mittheilte und über künftige Pläne sich mit ihm besprach.

Die drei artigen Mädchen bei Vater Hiller, die bei ihm Musikunterricht erhielten und in seinen wöchentlichen Concerten mitwirkten, waren bald in der ganzen Stadt bekannt und beliebt. Man nannte sie die Hiller'schen Grazien, oder die Schäferinnen zum Rebenstock, denn das Haus, worin

Vater Hiller wohnte, hieß zum Rebenstock. Die Namen der jungen Mädchen waren Sophie Elkan, die Tochter eines banquerotten Kaufmanns, Rosalie Rosenblut, die Tochter eines Schusters, und nun eben unsere Gertrud. Sie schlossen alle Drei ein inniges Freundschaftsbündniß. Immer gleich gekleidet, sah man sie Arm in Arm ihre Spaziergänge im Rosenthal machen, und es wurde bemerkt, daß sie besonders eine entfernte, einsame Bank aufsuchten, dort vereint Platz nahmen und ihre Stimmen erschallen ließen in irgend einem bekannten Opernliede, das gerade Mode war. Sie blieben aber bald nicht mehr einsam. Die Bank, wo die drei Grazien saßen, oder die Schäferinnen des Rebenstocks, war bald der Zielpunkt der Wanderung von einer Anzahl junger Leute, die nichts Besseres zu thun wußten, als im Rosenthal spazieren zu gehen, gerade zu derselben Stunde, wo die drei Freundinnen in demselben einkehrten. Bald fanden sich unter diesen männlichen Besuchern drei erklärte Verehrer und Freunde der jungen Damen. Diese errichteten eines Morgens heimlich an der Stelle, wo die Mädchen zu sitzen pflegten, einen Altar, mit passenden Emblemen und schrieben auf jede Seite desselben einen der Namen der Huldgöttinnen. Natürlich war dieser Name nach

der damaligen Sitte der Zeit ein fingirter, ein sogenannter Schäfername, den die Mädchen annahmen und unter dem sie bei der jungen Welt bekannt waren. Sophie hieß Chloë, Rosalie Athanaïs und Gertrud hatte den Zunamen der spröden Mirtillis angenommen; so genannt, weil sie allen zärtlichen Verkehr mit ihrem Getreuen sorgfältig vermied, und auch ihre Freundinnen zu gleicher Strenge aufforderte. Die drei jungen Männer waren ebenfalls Schäfer. Sophiens Geliebter, der Sohn eines reichen Kaufmanns, hieß Daphnis, Athanaïs hatte Clorindel, einen jungen Fabrikanten zum Verehrer, und an die Seite der spröden Mirtillis stellte sich der sanfte und geduldige Amöt, ein Geigenspieler, der sich zum Virtuosen ausbildete, und Pläne auf Gertrud's Hand hatte, durch deren Mitwirkung er sich eine sorgenfreie Existenz gründen wollte.

Der Morgen, wo der Altar auf seinem Platze zum ersten Mal erschien, war ein Festtag für die Liebenden, und der Zeitpunkt, wo sie ihre Neigung erklärten. Als die Mädchen ankamen, war die Sonne eben aufgegangen, sie erblickten den festlich bekränzten Altar, und an jeder Seite stand in phantastischem Anputz einer der Verehrer, und begrüßte die herannahenden Jungfrauen. Man

schloß jetzt den Kreis, und tanzte um die Stätte herum, indem man vereint Lieder erschallen ließ, die Bezug hatten auf diese glückliche Uebereinkunft. Vater Hiller wurde mit in das Geheimniß gezogen, und er war so gütig, diese poetischen Neigungen in so weit zu begünstigen, als keine Störung für den Fleiß seiner Schülerinnen daraus erwuchs.

Die Concerte hatten ihren Fortgang. In einigen derselben hatte Gertrud Soli's, die zur Befriedigung der Kenner ausfielen, und mit denen sie Lob einerntete. Ihr Name ward genannt und hatte bereits eine Art Berühmtheit erlangt. Dies brachte sie jedoch nicht aus ihrer Bescheidenheit heraus, sie hielt das Lob nicht für ächt, sie fand selbst noch so viel zu tadeln, nur was Vater Hiller ihr sagte, das erhob sie und machte ihr Freude. Aber Vater Hiller sagte wenig. Er hatte den Grundsatz, daß man durch nichts so sehr schaden könne, als durch frühzeitiges Loben und Preisen, deßhalb fand er, wo es irgend anging, noch immer einen Tadel heraus und brachte den zur Geltung. Gertrud mußte eine schwierige Parthie oft zwölfmal wiederholen, ehe sie das beifällige Kopfnicken ihres Lehrers zu sehen bekam. Wenn dieses aber stattfand, war sie froh; sie theilte ihre Freude ihren Freundinnen mit und diese zogen ihre Ge-

liebten mit in's Geheimniß, und manchmal war ein kleines Fest die Folge dieses Triumphes.

Sophie hatte sich für die Oper entschieden, ihre Studienzeit war beendet und sie machte sich bereit, in ein Engagement nach Wien abzugehen. Es wurde in dem Kreise Vater Hiller's allgemein beklagt, daß eine der Grazien aus dem Kleeblatt schied, und Daphnis, der von seinem Vater die Erlaubniß erhalten hatte, seine Dame, die mit einer alten Tante reiste, nach Wien zu begleiten, machte großartige Anstalten, das Fest des Abschieds zu feiern. Es wurde im Rosenthal gehalten. Die drei Freundinnen fanden sich schon am Morgen beim Altar der Grazien ein und fanden da die drei Jünglinge vor, die in der Stille opferten. In diesem andächtigen ruhigen Verhalten wurde das traurige Abschiedsfest von den Theilnehmern begonnen. Man reichte sich am Altar die Hände, man umwand sie mit Rosen, man schwur sich ewige Treue und stetes Andenken. Die Mädchen schwammen in Thränen, und die Abreisende sank ohnmächtig auf die Bank nieder, und wurde von Vater Hiller, der auch hier wieder im Vertrauen war, in die Arme geschlossen. Zu Mittag war eine splendidere Tafel, und Abends fand das eigentliche Fest statt, wozu einige Ho=

notabilitäten der Stadt geladen waren, und was Gellert auch mit seiner Gegenwart beehrte. Der liebenswürdige Fabeldichter ließ sich's nicht nehmen, eine Art Rede an die abreisende Künstlerin zu halten, worin er ihr alles erdenkliche Gute wünschte und unter Anderm auch das Allerüberflüssigste, einen Mann. Jedermann sah dabei mit Lachen den jungen Kaufmann an, der seine Blicke erröthend zu Boden senkte. Der Pokal ging im Kreise und vielfache Gesundheiten wurden ausgebracht, so auch des alten Schmähling seine, der gleichfalls gegenwärtig war und neben seiner Tochter saß. Man fragte ihn scherzend, ob seine Tochter nicht auch bald dem Beispiele folgen wollte, und an der Hand eines Mannes in die Welt ziehen? Ich weiß nicht, erwiderte er, aber sie hat von Kindheit auf einen Rappelkopf gehabt, der immer that, was er wollte, und so hat sie auch nie von Liebe und Liebessachen etwas hören wollen. — Mein Vater hat recht, erwiderte Gertrud, und hat nicht Professor Gellert eben gesagt, daß ein Mann das Allerüberflüssigste wäre, was sich eine Sängerin wünschen könne, warum sollte ich also mit dergleichen mich befassen?

Nach dem Festessen faßte sich jedoch Amöt ein Herz und besprach dieses skabröse Thema noch

weitläufiger mit seiner Schönen. Meine theure Mirtillis, wollen Sie denn wirklich ewig die Spröde heißen?

Es wird wohl nicht anders werden, Herr Werner. Ich hab' just keine Penchant zu den verliebten Sachen.

Aber meine theure Gertrud —

Ach lassen Sie meine Hand los. Solch' ein Drücken und Quetschen kann ich nun gar nicht leiden.

Wie glücklich könnten wir zusammen leben. Wir reisten herum und gäben Concerte, fing der Liebhaber wieder an.

Ha! Concerte geben! Herumreisen! rief Gertrud, das ist Alles schon dagewesen. Bin mit meinem Alten herumgezottelt überallhin, es war nichts und ich will den Jammer nicht zum zweiten Mal erdulden.

Die Liebe würde ertragen helfen.

Nix hilft sie. Sie ist eine landstreicherische Personnage, die für sich nicht sorgen kann und die man sich noch zur Noth auf den Buckel ladet. Wenn Sie, Herr Werner, ein paar Thälerchen hätten und wir sagen könnten, in der Stadt, wo es gut ist, da wollen wir bleiben und Musik machen, wieviel und was uns gefällt, ach! da ließe sich schon davon sprechen, so aber ist Hunger

und Kummer vor der Thür, und Weinen und Schmachten im Hause. Die Gertrud bleibt ledig. Machen Sie sich meinetwegen keine Umstände, Herr Werner, die Welt ist groß, es laufen überall hübsche Mädchen herum, es gilt nur die Hand auszustrecken und sie einzufangen. Diesmal für allemal. Ich bin Ihre gehorsame Dienerin.

Damit hatte der schmachtende Amöt einen sehr bündigen Korb erhalten. Es half ihm nichts, daß er die Sache in's Sentimentale zog, daß er alle Abende „Guter Mond, du gehst so stille — in die Abendwolken hin!" aus dem Dachfensterchen seines Zimmers, das der Hiller'schen Wohnung gegenüber lag, auf der Geige spielte, Gertrud hörte nicht hin, oder wenn sie darauf hörte, lachte sie mit ihrer Freundin darüber. Ja, spiele Du nur den Mond an! Dudle ihm was vor! Er hört Dich — glaub' es mir. Es ist doch nichts erbärmlicher auf der Welt als ein verliebtes Mannsbild! Gott steh' mir bei, es kann mir ordentlich schwach werden, wenn ich diese Mienen, diese Geberden, diese vertrakten Stellungen sehe. Athanaïs, höre, wir wollen nie heirathen! Gieb mir die Hand darauf!

Die Hand will ich Dir wohl geben, wenn Du weiter nichts verlangst, das Herz aber ist nicht

mehr mein! sagte das junge Mädchen mit einem schwärmerischen Ausdruck.

Da haben wir's! rief Gertrud, der Clorindel sitzt drin.

Statt der Antwort drang ein Seufzer aus dem Busen und die Freundin sank an die Brust Gertrud's.

Weiß Gott! rief diese, eine komische Welt! Wenn nicht das Bißchen Musik in ihr wäre, könnte man wünschen, wieder hinaus zu sein so bald als möglich.

Als sie an ihrem sparsamen Abendtisch beisammensaßen, begann Vater Hiller: Nun, liebe Gertrud, wie denkst Du über Deine Zukunft?

Vater Hiller, ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht.

Da hast Du unrecht gethan. Laß uns jetzt etwas überlegen. Du hast dieses schöne Talent, Kind; es ist kein großes, aber es ist ein schönes Talent, es kann bei allem dem ein großes werden, wenn Du wahrhaftig willst. Dazu gehört, daß Du Dich ernstlich anstrengst, noch ernstlicher, als Du es bisher gethan hast. Alsdann kann Deine Stimme eine Festigkeit und eine Kraft gewinnen, daß Du die erste Kammersängerin Deutschlands wirst. Ich sage Kammersängerin, denn für die

Bühne bist Du nicht gemacht. Ich glaub' es wenigstens nicht, Dein Körper hat nicht die Ausbildung erhalten, die dazu nöthig ist, jedoch käme es auch hierin auf einen Versuch an. Aber bleibe bei der Kammersängerin. Dazu bist Du jetzt schon geeignet, und ich will Dich noch weiter führen, nur mußt Du mir, wie gesagt, mit Deinem guten Willen entgegenkommen.

Daran soll es sicherlich nicht fehlen, Vater Hiller, rief Gertrud und küßte die Hand des Mannes. Ich bin Ihnen, lieber Papa, so zugethan, wie ich für Niemand anders in der Welt fühle, selbst meinen Vater nicht ausgenommen, denn er war immer zänkisch und gebieterisch gegen mich.

Nun laß es gut sein, rief Hiller, der wird Dich nun weiter nicht belästigen. Wir haben für ihn gesorgt; Du hast ihm von Deinem Einkommen einen anständigen Antheil abgegeben, er ist damit zufrieden. Künftig, wenn Du mehr hast, kannst Du ihm noch etwas zulegen.

Aber Vater Hiller, werde ich denn jemals mehr haben?

Kind, Du kannst über die Geldsäckel der Reichen und Vornehmen gebieten, wenn Du so thust, wie ich Dir sage. Nur fest sein in seiner Kunst, nur etwas Großes leisten, und dieses mit Sicher-

heit leisten, das ist die Aufgabe. Siehst Du die dumme Athanaïs, da sitzt sie und ist eingeschlafen. Es interessirt sie nicht, was wir sprechen. Eine tüchtige Sängerin muß immer Ohr sein, wenn von Musik gesprochen wird. Sie wird es nie weit bringen.

Sie hat mit mir heute Morgen Skala gesungen, da ist sie wohl ermüdet, sagte Gertrud.

Sie soll nicht ermüdet sein, das ist's ja eben! rief Hiller. Ich komme ja so selten dazu, mit Euch in vertraulichen Abendstunden über Musik zu sprechen, da muß Eines aufhorchen, um was für sich zu gewinnen.

Gertrud war froh, daß sie jetzt ihren lieben Lehrer ganz für sich hatte. Sie hörte aufmerksam auf jedes seiner Worte. Er sprach von dem, was das Publikum von einer Kammermusikerin verlangt. Er theilte mit, was er in diesem Fache gehört hatte, und vieles Wichtige und Interessante kam vor. Es war nahe an Mitternacht, als diese Beiden sich trennten. Gertrud ging höchst aufgeregt zu Bette und träumte von den glänzendsten Erfolgen, die sie sich erwarb. Sie strengte sich jetzt noch mehr an, und Vater Hiller war zufrieden mit ihr.

Semiramis.

Die Kurfürstin von Sachsen kam nach Leipzig. Es war gerade in der Messe und die großen Concerte unter Hiller's Leitung hatten ihren Anfang genommen. Die Kurfürstin hörte eines dieser Concerte mit an, ließ Hiller zu sich kommen und drückte ihm ihre Zufriedenheit, ja ihre Bewunderung aus.

Sag' Er! fragte die Dame, was ist das für eine Creatur, die so gut singt in Seinen Pieçen? Wo ist sie her?

Die Tochter eines armen Musikers aus Kassel, Schmähling mit Namen.

Das ist was Stupendes! Was hat das Mensch für eine Kehle! rief die Kurfürstin, ich habe gehört und gestaunt! Die muß auf's Theater! Mach' er, Monsieur Hiller, daß sie dahin geht.

Auf die Dresdner Bühne.

Versteht sich! Wohin sonst? Wir haben ja jetzt gar nix.

Hiller zuckte die Achseln. Sie hat noch nie die Bretter betreten, sagte er bescheiden, es wird nicht gehen. Ew. Hoheit können Sie anderswo verwenden; etwa für die Kammermusik.

Auch das! Aber für's Theater zunächst. Schick' Er sie mir, ich werde sie zustutzen, sie muß auf die Bühne! Wir geben in nächster Zeit die Semiramis, das ist etwas für ihre Stimme.

Wie, Hoheit? Eine Parthie, die die göttliche Hasse sang.

Ja, aber sie ist nicht mehr da. Was denkt Er! Der verwünschte Krieg hat uns so arm gemacht, daß wir alle unsre Leute abgeschafft haben. Wir haben nichts, nichts — gar nichts! Es fehlte noch, daß ich selbst auf's Theater ginge, damit die Dresdner nur wieder etwas hören. —

Alsdann würde dem Publikum und den Kennern nichts zu wünschen übrig bleiben.

Meint Er? Nun Er kann sich irren; ich bin nicht mehr das, was ich vor funfzehn Jahren war, als ich das erste Mal die Ehre hatte, mit Ihm zusammenzutreffen, Monsieur Hiller. Das waren schöne Zeiten!

Ja freilich waren sie das! Dresden in seinem schönsten Glanze, die bedeutendsten Kräfte in der Musik, in der Oper, im Ballet, und über Alle Ihre Königliche Hoheit wachend und hervorhebend, und sorgend und selbst mitwirkend, wenn es noth that.

Nun gut, rief die Kurfürstin, es bleibt dabei, schaffe Er mir die Person nach Dresden, und wo möglich komme Er selber mit.

Als Hiller nach Hause kam, waren noch sämmtliche Mitglieder des Concerts bei ihm versammelt. Man wußte, daß er von der Kurfürstin kam und bestürmte ihn jetzt mit Fragen, was die erhabene Frau gesagt hätte. Die verwittwete Kurfürstin, eine Bayerische Prinzessin, Marie Antonie mit Namen, war bekannt selbst als eine thätige Beschützerin und sogar Theilnehmerin der schönen Künste. Sie malte, dichtete und vor allen Dingen musicirte und componirte sie recht brav. Alles, was die Kunst betraf, stand unter ihrer Oberleitung, und sie mischte sich, mehr als dem jungen Kurfürsten, ihrem Sohne lieb war, in diese Dinge, weit über deren Grenzen hinaus, und verausgabte bei der knappen Zeit so viel Geld, daß sie beständig in Schulden steckte. Was also hatte sie gesagt? war die einstimmige Frage des neugierigen

Concertpersonals. Hiller hatte seinen Spaß, sie etwas hinzuhalten. Sie hat sich tadelnd und mißbilligend ausgelassen! erwiderte er, und vor allen Dingen hat sie die Arie der Jungfer Schmähling äußerst schülerhaft gefunden.

Ei, wie ist das möglich? riefen Alle, was hat die Dame denn für ein Urtheil! Das ist ja ganz einfältig gesprochen, wenn man so sagen darf! Und Sie, Jungfer Schmähling, nehme Sie das nicht zu sehr zu Herzen, Sie hat ganz gut gesungen. Diese Worte sagte der erste Tenorist, der sich etwas darauf zu Gute that, ein Urtheil zu haben.

Ach nein! rief Gertrud traurig, ich weiß wohl, daß ich noch weit zurück bin.

Hiller sah sich den Kreis mit einem triumphirenden Blick an, und sagte dann: Nein, meine Herren und Damen, ich habe nur gescherzt, die Frau Kurfürstin hat mir lauter schöne Dinge an Sie aufgetragen; sie ist sehr zufrieden mit Ihren Leistungen, und besonders hat sie mein gutes Trudchen gelobt. Sie hat mir aufgetragen, Dich, mein Kind, nach Dresden zu bringen, damit Du dort in der Oper singst. Sie will Dich selbst dazu vorbereiten. Das ist eine große Ehre, Trudchen.

Gertrud fiel dem Vater Hiller um den Hals. Ach Vater! rief sie, wie verdiene ich das?

Alle Mitglieder des Concerts vereinigten sich nun, ihr Glück zu wünschen. Man sprach in Hiller hinein, sie doch ja nach Dresden zu schicken. Diese Gelegenheit dürfe nicht versäumt werden, und der erste Tenorist erbot sich, wenn Hiller Abhaltungen hätte, selbst die junge Debütantin nach der Hauptstadt zu bringen. Man bestimmte sogar den Tag der Abreise. Hiller und Gertrud sagten Beide weder Ja noch Nein; man sah es ihnen an, wie sie innerlich überlegten, und zu keinem Resultat kamen.

Als sie Beide allein waren, fragte Hiller das Mädchen: Nun? Wie wird's? Was soll's?

Ich denke, Vater, wir schrieben ab, danken für die Ehre, und blieben still zu Hause.

Aber Trude, bedenke doch!

Ich habe kein Geschick für die Bühne! rief sie in Thränen aufgelöst, schon in England sagte man mir, ich wäre aus Holz geschnitzt, könnte mit meinen Ellenbogen Löcher in die Coulissen bohren.

Das war damals, jetzt bist Du ein erwachsenes Mädchen!

Bin aber nicht gelenkiger geworden. Ich würde

nur gehen, wenn Sie es wollen, Vater Hiller. Sagen Sie, ist es Ihnen Ernst damit, dann will ich gehen.

Ich kann nicht leugnen, daß ich's gerne sähe. —

Gut, ich gehe. Die Sache ist abgemacht, ich gehe.

Und sie reiste nach Dresden, nicht in Begleitung von Hiller, der wollte, offen gestanden, sie nicht mit ihrem ersten Versuche scheitern sehen, auch nicht mit dem gefälligen Tenoristen, sondern allein, mit Briefen an die Kurfürstin von Hiller, und in Gesellschaft einer alten Frau aus dem Hiller'schen Hause. Wie sie in die Stadt kam und sich gemeldet hatte, wurde sie an demselben Tage Abends zur Fürstin hin beschieden. Sie ging hin, und die Kurfürstin war ganz zufrieden mit ihr, mit ihrem freien, furchtlosen Anstand und ihrem offenen, redlichen Wesen. Habe Sie Muth, sagte sie ihr, indem sie ihr auf die Schulter klopfte, und es wird schon gehen. Man weiß schon in der Stadt, daß ich Sie auf die Bühne bringe, darum wird man Sie schon deßhalb nicht fallen lassen.

Ach Gott, dachte Gertrud bei sich, deßhalb nicht! Weil ich eine von einer Fürstin beschützte Puppe bin, wird man mich nicht auszischen! Ich wollte, ich hätte Niemanden, der mich protegirt, und stände ganz allein für mich.

Nach der Anordnung der Kurfürstin sollte sie

täglich in's Schloß kommen, um unter der unmittelbaren Leitung der hochgestellten Dame die Rolle, die Semiramis, die man gewählt hatte, einzustudiren. Die Musik hatte sie schon in Leipzig gelernt. Sie kam und das Einlernen ging leidlich.

Mehr Grandeur muß Sie haben! rief immerfort die Kurfürstin. Werf' Sie sich in die Brust, Sie ist ja Königin! Und was für eine Königin! Den Purpurmantel muß Sie schleppen lassen, Sie darf ihn nicht aufnehmen. Seh' Sie, so muß Sie hereinkommen, daß Alle gleich auf die Kniee niedergeworfen werden! —

Und sie machte die Attitüden mit meisterhafter Sicherheit dem armen Mädchen vor.

Das machte sie schülerhaft und sehr gedrückt nach, aber im Gesang erhob sie sich wieder und da strahlte in der That etwas von der Macht und der Allgewalt einer Semiramis aus ihr heraus.

Der Tag der Aufführung war angesagt. Als das Theater bis in die obersten Räume von Zuschauern gefüllt war, als der Moment kam, wo sie heraustreten sollte, das Getöse der Musik, die Posaunen und Trompeten ihres Gefolges lärmten und durcheinander wirbelten, sank ihr der Muth und sie konnte nicht vor. Man sagte dies der Kurfürstin; sie kam selbst hinter die Coulissen, und

schob mit einem kräftigen Stoß Gertrud vor die Lampen. Nun war es geschehen. Sie stand vor der Menge, und nun konnte sie singen, und sie sang so vortrefflich, daß einzelne Stimmen, die sich schon zum Tadel bereitet hatten, in ihr Lob ausbrachen. Der Adel vereinigte sich in der Loge der Kurfürstin; man machte ihr Complimente, man wünschte ihr Glück zu diesem Erwerb für die Kunst, aber die hohe Frau fühlte doch dabei, daß das Ganze nicht gut gegangen war, und sie sagte zu Gertrud, der Monsieur Hiller hat recht, Sie ist nicht für die Bühne gemacht. Es geht nicht und ich mag thun, was ich will, es geht nicht. Aber wir wollen es nicht ganz sein lassen. Sing' Sie nur immer Ihre Concertmusik, dann wollen wir wieder einmal mit einem Opernstück herausrücken. Hier hat Sie ein Geschenk, und jetzt kehre Sie nach Leipzig zurück und grüße Sie den Monsieur Hiller.

Sie ließ ihr hierbei ein Päckchen überreichen. In demselben war feine Leinwand für ein Dutzend Hemden — solche nützliche Gaben verehrte die Kurfürstin — seidene Stoffe für zwei elegante Roben, und in einem Säckchen hundert Thaler in Gold. Dies und das Honorar für's Spiel, das sie auch noch bekam, bildete ihr materielles Resultat von

dieser ersten sächsischen Kunstreise. Sie theilte es froh Hiller mit und der war damit zufrieden. Sie stattete nun über ihr erstes Auftreten auf der Bühne Bericht ab, und da war Manches besser und anders zu wünschen. Hiller sah in Allem das Fiasco durch, das sein Liebling gemacht hatte, ließ es ihr aber nicht merken, sondern sagte wie die Kurfürstin, es müßte nochmals versucht werden, da werde es schon gehen. Es wurde nicht wieder versucht. Gertrud hatte einmal die Bühne betreten, und lange nicht wieder. Es blieb für sie ein fremdes Feld.

Noch ein Reiseabentheuer muß hier erwähnt werden. Unsre junge Sängerin verließ die Residenz, wie damals alle Reisenden, die nach Leipzig wollten, mit der sogenannten gelben Kutsche; das war ein Postwagen, der zwischen Dresden und Leipzig regelmäßig fuhr, zwei Tage und eine Nacht unterwegs war, und ziemlich sicher, abgesehen, daß er hier und da umwarf und seinen sämmtlichen Inhalt auf die Straße setzte, seine Reisenden an den Ort ihrer Bestimmung brachte. Mit dieser berühmten gelben Kutsche kam Gertrud an die Station, die zum Nachtquartier bestimmt war. Das Gasthaus war bis oben an's Dach besetzt und es konnte ihr nichts gegeben werden, als eine kleine

Dachkammer. Sie nahm diese und richtete sich ein. Nachts konnte sie nicht schlafen und kam auf den Gedanken, die Parthie der Semiramis nochmals durchzusingen. Die ersten Passagen gingen, dann aber fing im Nebenzimmer ein leises Fluchen an, das immer lauter wurde, zuletzt wurde ein unmäßiges Poltern daraus und ein Werfen gegen die Thür. Gertrud war so vertieft in ihren Gesang, daß sie nichts hörte, es wurde nach einer Weile still, und als sie gerade die Bravour-Arie der Königin geendet hatte, wurde die Thür halb geöffnet und ein Mann im Nachtcostüm mit einer langen spitzigen Nachtmütze, ohne Hosen und im Hemde zeigte sich, machte eine Verbeugung und sagte: ah, je vous fais mes compliments, mademoiselle! c'est charmant! Dies sprechend schloß er wieder die Thür, und ließ Gertrud roth und erhitzt und verlegen mitten in ihrer Musik stehen. Wer war es? Was wollte er? Was hatte dieses Ganze zu bedeuten?

Sie schickte ihre alte Reisegefährtin auf Erkundigung aus, diese brachte die Nachricht, ihr Stubennachbar wäre ein preußischer Kammerherr, der nach Berlin ginge, von dem Gesang aufgeweckt worden wäre, anfangs geflucht hätte, dann aber aufmerksam geworden wäre und zugehört hätte.

Am Morgen sah sie den Herrn von Coccejus, der zu ihr an den Wagen kam, nochmals für die schöne Nachtmusik dankte, ihr seine Karte gab, und sie bat, wenn sie nach Berlin käme, ihn doch zu besuchen. Er sah in der Toilette, die er gemacht hatte, ganz anders aus als im Nachtcostüm, wo ihn zuerst Getrud erblickt hatte. Es war ein feiner Herr, mit einem Höflingsangesicht, ältlich, aber die Runzeln verdeckt, das Haar unter einer schönen Perrücke geordnet. Gertrud machte ihre Entschuldigung, daß sie ihn gestört, sie habe nicht gewußt, daß er ihr Nachbar sei, sie zeigte sich erbötig, ihm dafür einen Abend was Schönes vorzusingen. Er nahm es an, drückte ihr die Hand, nannte ihr Zusammentreffen une délicieuse aventure und machte nochmals das Wiedersehen in Berlin zur Bedingung.

Als Gertrud nach Leipzig kam, hatte sie diesen kleinen Zwischenfall auf ihrer Reise vergessen, doch sie sollte wieder daran erinnert werden, er bildete den Grund zu einer der wichtigsten Vorgänge in ihrem Leben.

Die Freundin.

Gertrud hatte sich so sehr eine Freundin gewünscht, jetzt erhielt sie eine, und gerade eine solche, wie sie sich gewünscht hatte.

Corona Schröter kam nach Leipzig und bekam bei Hiller als Schülerin in der Musik ihre Wohnung. Athanaïs verließ das Haus.

Wer kennt nicht Corona Schröter aus den begeisterten Lobgedichten Goethe's. Dieselbe Corona, damals ganz jung, voll Leben, voll glühender Vorliebe für die Kunst, talentvoll, in Allem, was das Leben schön und anmuthig macht, gelehrig und erfahren, sie wurde die tägliche Hausgenossin Gertrud's. Beide Mädchen gewannen sich einander lieb, Gertrud's Neigung für die schöne Freundin nahm etwas Schwärmerisches an, sie bewunderte jede der Stellungen und Mienen der Virtuosin

im Schönheitsfach, dabei fühlte sie selbst sich so hölzern, so ungeschickt, so arm an Reizen, daß Corona nur immer zu trösten, aufzumuntern hatte. Dagegen konnte Carona nur lernen an der seltnen Vortrefflichkeit des Gesanges der Freundin, nur wünschte sie diesem melodiereichen, herrlichen Vortrag mehr Empfindung beigemischt, aber das war Gertrud's Sache nicht. Was soll ich empfinden, was soll mir das Herz erwärmen? sagte sie oft ihrer Genossin. Erkläre mir nur das?

Wie läßt sich das erklären! hatte Corona geantwortet. Ein jedes Mädchen weiß, was ich meine. Es ist das, was uns eigentlich zu Frauen macht, der Strom der denkenden, glücklichen Empfindung, der unsere fühlende Brust belebt und sie anschwellt.

Ich liebe Gott, ich liebe Dich! was soll es mehr? war Gertrud's Entschuldigung.

Nun gut, aber außer der Religion, außer der Freundschaft kann man ja noch ein Drittes lieben?

Den Mann? sagte Gertrud zögernd und hinhorchend.

Nenn' es wie Du's willst! rief Corona. Nenn' es die Natur; unser Zusammenleben mit allem Guten und Schönen um uns. Wodurch gefällt Dir ein einfaches Lied, das ich oft singe, und das lange nicht Deine Kunstfertigkeit athmet, womit

Du Alles durchdringst, was Du angreifst, allein durch das, was ich Empfindung nenne?

Ja, sagte Gertrud nachsinnend, ich verstehe wohl, was Du meinst, es ist auch in mir etwas, das da sagt, dahin kannst du nicht, da ist ein Gut, was dir verschlossen ist! Was ist dabei zu thun? Man muß eben zufrieden sein mit dem, was Einem der gütige Himmel in den Schoos geworfen hat.

Corona umarmte die liebenswürdige Gertrud, die so bescheiden in ihrer großen Meisterschaft war. Laß es gut sein, rief sie. Kommt Zeit, kommt Rath; Du bist erst zwanzig Jahr alt.

Auf einem Spaziergange, den beide Freundinnen einst machten, begegneten sie zwei jungen Männern zu Pferde. Es gab eine natürliche Veranlassung zum Gespräch. Der eine der Jünglinge war redseliger, als der andere, der an sein Pferd gelehnt, dastand und zuhörte, mitunter ein Wort mit in's Geplauder warf und dann wieder schwieg. Es war von der Gegend die Rede. Der junge Mann, welcher immer sprach, hatte ein geistvolles, denkendes Antlitz und doch dabei blühende Jugendschönheit, er nannte die Gegend um Leipzig flach und unbedeutend, im Vergleich zu der, wo Dresden lag, das gab Corona nicht zu.

Was sagt Er denn dazu, Monsieur? fragte Gertrud den schweigsamen Mann, findet Er Leipzig auch so kahl und freudlos daliegen?

Jeder Ort liegt mir schön, entgegnete der Fremde, wo mir liebe Menschen wohnen.

Das ist recht, rief Gertrud, alsdann ist Leipzig ein sehr schöner Ort, denn es wohnen sehr viel liebe Menschen dort. Sie wollte noch etwas fragen, aber der junge Mann hatte sich abgewendet und betrachtete die Aussicht.

Corona und der andere Jüngling sprachen mit einander.

Sie sind, lieber Herr, sehr freundlich und gut, wir sehen uns erst zum zweiten Male und Sie denken schon an mein Schicksal. Würde ich denn in Weimar wirklich eine Anstellung finden?

Gewiß! erwiderte der Mann, wenn ich es Ihnen sage.

Ja, wer sind Sie? fragte Corona mit einem Zuge von Verlegenheit. Ich kenne Sie ja nicht. Es ist zur Begründung des künftigen Lebensglücks doch mehr nöthig, als wir von einander wissen.

Ich kenne viel von Ihnen, sagte der Fremde mit Innigkeit. Man muß Sie nur singen und sprechen hören, um zu wissen, wer Sie sind.

Der Mann beim Pferde wandte sich hier rasch

um und fragte: Haben Sie nie den Namen Goethe gehört, wenn von Dichtkunst und Gedichten die Rede war?

O ja! rief Corona, den Namen habe ich schon vielfach gehört, und ich selbst habe von den Dichtungen des Mannes mit Vergnügen gelesen.

Nun gut, so sehen Sie ihn da vor sich, das ist Goethe.

Die jungen Mädchen machten Verbeugungen gegen den Vorgestellten, dieser sah befangen vor sich hin, der Andere lachte.

Die kleine Gesellschaft verfiel in eine Pause, die ziemlich lange währte. Der junge Mann machte sich mit seinem Pferde zu thun, sein Gefährte faßte sich den Muth, trat an Corona heran und sagte: Nun wie steht's, Mademoiselle? Geben Sie mir Hoffnung, daß Sie nach Weimar kommen.

Lassen Sie mich, lieber Herr, nur vorerst mit meinem Pflegevater sprechen, antwortete die Gefragte.

Nun wohl, also an dieser Stelle, heute über acht Tage sehen wir uns wieder, da hole ich mir die Antwort. Leben Sie wohl, meine gute schöne Jungfer! Denken Sie auch zuweilen an mich.

Er faßte ihre Hand, wollte sie an die Lippen führen, ließ sie aber wieder frei, weil er das spöt-

tische Lächeln seines Gefährten bemerkte. Gertrud wurde von beiden Männern gegrüßt. Sie setzten sich wieder auf ihre Pferde und ritten davon.

Ei, was ist das für eine Bekanntschaft, mein Schätzchen? fragte Gertrud neugierig, als Beide auf dem Heimwege waren.

Du hörst, ein Dichter, antwortete Corona. Ich lernte ihn bei Thomson's kennen. Du weißt, sie haben eine Restauration; ich besuchte neulich die Tochter und da kamen diese zwei Herren. Sie genossen etwas und fingen mit uns Mädchen zu plaudern an.

So, davon weiß ich gar nichts.

Es ist auch nichts Merkwürdiges dabei, sagte Corona.

Ach, aber was für ein hübscher Mann ist das! Wie sieht er ganz anders aus, als was man so gewöhnlich sieht. Sein Auge schaut offen und kühn herum. Der Gefährte schien mir ein impertinenter Monsieur zu sein. Als ich ihn allerlei fragen wollte, wandte er sich ab und besah die Gegend. Ist das eine Manier?

Corona lachte.

Und das mit Weimar ist wohl nichts — fuhr Gertrud geschwätzig fort — das sagtest Du nur, um etwas zu sagen? Nicht?

Nein, mein Trudelchen, ich habe wirklich die Absicht, mich irgendwo festzusetzen.

Aber nicht dort, rief Gertrud; ich bitte Dich, nicht dort. Der Herzog soll eine arge muntere Fliege sein, da kämest Du gar zu Schaden. Bedenke das! Wenigstens geh' ich dann mit Dir, um stets ein aufmerksames Auge auf Dich zu haben. Ja, ja, Du bist zu schön, zu reizend! die Männer müssen hinter Dir drein sein, es ist nicht anders möglich.

Wir wollen das Alles noch überlegen, sagte Corona. Acht Tage hab' ich noch Zeit zu überdenken.

Als die acht Tage verstrichen waren, wurden die zwei Freunde in Thomson's Garten bestellt. Ein Billet von Corona wurde einem Mädchen übergeben, das sollte es den zwei Herren abgeben; wirklich kamen sie in den Restaurationsgarten. Corona und Gertrud hatten sich unterdessen mit Goethe's Gedichten bekannt gemacht und begrüßten ihn mit großer Ehrerbietung, die damals noch für Alles herrschte, was sich durch den Druck bekannt gemacht. Er lachte und scherzte und war sehr munter. Sein Gefährte entschuldigte sich leichthin und schlenderte im Garten um-

her. Gertrud hatte sich an's Fenster zur Tochter gesetzt, der Garten war leer von Besuchern, die Zwei sprachen mit einander. Es war wieder von Weimar die Rede, und Corona sagte zu.

Gut, erwiderte Goethe freudig, der Herzog ist damit einverstanden, Sie werden aus seinen Händen Ihren Contrakt erhalten.

Aus des Herzogs Händen? sagte Corona erschreckt. Der Herzog soll ja ein so arger Wüstling sein?

Der Gefährte blieb stehen, als er dies hörte. Er fragte: Woher weiß Sie das, Jungfer?

Gertrud sprang von ihrem Sitze auf, und sagte: Ja, wir haben es gehört, man sagt es allgemein! Das ist ja abscheulich!

Der Mann sah seinen Gefährten an, und Beide lächelten.

Geschwätz! sagte Goethe. Man muß nicht Alles glauben, was die Leute sagen.

O, ich bin auch gar nicht ängstlich, antwortete Corona, ich komme ganz gewiß. Sagen Sie das Ihrem Herzog. Ich komme.

Wenn ich doch wüßte, wie der Herzog aussähe, fing Gertrud wieder an. Ich möchte ihn gar zu gerne sehen.

Ist Sie so neugierig, kleine Jungfer Naseweis? fragte der Gefährte.

Ja, sagte Gertrud trotzig und beleidigt, Ihm zu dienen, Junker Obenaus.

Der Herzog wird herschicken, Sie abholen und Sie einstecken lassen! rief der Mann.

Oho! entgegnete Gertrud, ich bin freie Bürgerin von Leipzig, das geht nicht. Ueberdies ist noch der Herr Hiller da, der mich beschützen wird.

Die drei Anderen lachten und der fremde Mann wandte sich zu Goethe und sagte: Mach' ihr eine Beschreibung vom Herzog! Du hast ihn ja gesehen.

Goethe stand da, sinnend und mit sich kämpfend. Er sah auf, sah mit einem halben Blick seinen Gefährten an, lächelte etwas und sagte dann: Das ist nicht so leicht, doch will ich es versuchen. Denke Sie sich einen jungen Mann, stattlich, wenn er im Rathe sitzt, ächt fürstlich, jede Miene befehlend und anordnend, und diesen selben Mann denke Sie sich unter uns, harmlos, so recht lieb und gut, daß unser Eins glauben könnte, er gehörte zu uns, voll milder Weisheit und klugem Verständniß, und da hat Sie den Fürsten. Ist Sie damit zufrieden?

So halb und halb, erwiderte Gertrud; indeß weiß ich noch immer nicht, wie er aussieht. Doch hab' ich's schon, wie ich's machen werde. Wenn meine Freundin hier nach Weimar geht, werde ich sie begleiten, und da werde ich mir neben anderen Merkwürdigkeiten auch den Herzog ansehen.

Mit diesem Entschluß befriedigten sich alle Theile, und gingen froh aus einander.

Als Corona nach einiger Zeit nach Weimar abreiste, und Gertrud sie begleitete, wurden beide Freundinnen an den Hof beschieden. Sie gingen hin, Gertrud hatte eines der seidenen Kleider, die ihr die Kurfürstin geschenkt, angelegt. Sie mußten einige Zeit warten, endlich wurden die Thüren geöffnet und — wer kam ihnen entgegen? Derselbe junge Mann, den sie damals in Leipzig gesehen. Er war freundlich und zu Corona gewendet, gab er ihr den von ihm unterzeichneten Contrakt und sagte: Ich hoffe, Sie recht lange bei uns zu behalten, liebe Jungfer Schröter, und was Sie betrifft, meine liebe Mademoiselle Schmähling, so bin ich überzeugt, daß Sie dem Junker Obenaus nicht weiter zürnen.

Beide Freundinnen waren auf's Höchste überrascht. Gertrud konnte sich nicht zufrieden geben,

daß sie den Herzog so familiär behandelt. Sie gab in Weimar ein Concert, und sang darin besonders gut. Ich muß doch dem guten Herzog etwas geben für das böse Wort, das ich an ihn geredet, sonst vergißt er es mir nie.

Friedrich II.

Vater Hiller verlor Corona mit schwerem Herzen, er hatte sich an die edle Erscheinung, an das heitere, seelenvolle Wesen des jungen Mädchens schon gewöhnt, Gertrud weinte nicht, sie heulte mehrere Tage nach der entschwundenen Freundin. Der Gesang wollte nicht mehr recht vorwärts und es bedurfte des ernsten Wortes Hiller's, sie wieder zum gewohnten Fleiß zu bringen. Wie sie wieder sang, wollte sie nichts als die empfindungsvollen kleinen Arien singen, die sie bei Corona so sehr geliebt und bewundert, das ging aber nur schlecht, und Vater Hiller kam auf seinen alten Vorwurf wieder zurück, daß sie für die Gefühlsparthien nicht geschaffen sei. Dies quälte Gertrud, sie konnte es aber nicht ändern.

Eines Abends empfing sie Vater Hiller ganz

besonders feierlich bei dem einfachen Abendbrode. Was glaubst Du, was es giebt? fragte er, und als Gertrud nichts zu rathen wußte, holte er einen großen Brief mit einem fürstlichen Siegel hervor und legte ihn vor sie hin. — Ach! aus Weimar! rief Gertrud.

Nicht aus Weimar. Sieh Dir doch das Siegel näher an: es ist ein preußisches.

Ein preußisches? sagte Gertrud bestürzt. Was hab' ich denn in Preußen zu suchen?

Du hast nichts zu suchen, erwiderte Hiller, man sucht Dich.

Ei, wie seltsam!

Lies nur. Es ist an mich gerichtet, betrifft aber ausschließlich Dich.

Gertrud entfaltete den Brief und las ihn aufmerksam; als sie ihn beendet hatte, legte sie ihn wieder sorgfältig zusammen und vor Hiller hin.

Nun was sagst Du?

Das ist derselbe spaßhafte alte Bursche, den ich auf meiner Reise nach Dresden fand und der mich Nachts belauschte.

Spaßhafter Bursche! wiederholte Hiller ärgerlich, es ist der königliche preußische Kammerherr, Freiherr von Coccejus. Er macht Dir den Antrag, nach Berlin zu kommen, um vor dem König

zu singen! Donnerwetter! das ist sehr zu beachten. Du solltest dem Himmel danken, der Dir solche Freunde verschafft.

Ich glaube, der alte Mann will mich nur zum Besten haben, erwiderte Gertrud.

Aber das königliche Siegel! erwiderte Hiller, macht man damit den Leuten Possen vor? Nein, Gertrud, schicke Dich an, in diesen Tagen nach Berlin abzureisen. Ich will Dir Briefe mitgeben.

Aber Vater, wir haben ja das große Oratorium vorzusingen, in nächster Woche.

Es soll verschoben werden. Dieser Auftrag ist zu wichtig, rief Hiller. Denke Dir doch, der König ist selbst Kenner, er bläst die Flöte. Graun ist bei ihm. In Berlin liebt und treibt man Musik. Ich habe schon lange daran gedacht, wie ich Dich dahin schaffte.

Nun, nun, ist es denn so eilig?

Vater Hiller wurde ernstlich böse. Ich begreife Dich nicht, Kind, wie Du so lässig sein kannst bei solcher Aufgabe. Sie kann Dein ganzes Lebensglück gründen.

Nun ja, ich werde hinreisen, sagte Gertrud. Aber kann ich über Weimar gehen, um meine theure Corona nochmals zu sehen?

Ueber Weimar? rief Hiller, das geht nicht,

das liegt zu weit ab. Du gehst direkt nach Berlin, und steigst im Hause des Herrn Kammerherrn ab, wie er gnädigst Dir anbietet. Da ersparst Du das Geld, das Dir die theuren Gasthöfe in Berlin kosten würden.

Die Reise wurde abgemacht, und in vier Tagen langte Gertrud in Berlin an. Im Hause des Kammerherrn war gerade große Verwirrung, eines der Kinder feierte seinen Geburtstag. Gertrud bekam ihr Zimmerchen, und an dem Abend, wo sie ankam, kümmerte sich Niemand um sie. Am Morgen des nächsten Tages wurde sie auf das Feierlichste von der ganzen Hausgenossenschaft begrüßt. Es wurde ihr ein besseres Zimmer eingeräumt und der Kammerherr sagte: Wir wollen sehen, wenn wir Sie, liebe Jungfrau, beim König anbringen können. Ich hoffe, es soll bald geschehen. Er ist nur jetzt so übler Laune. Er hat nichts zu thun; wir haben unsere Noth mit ihm. Ein neuer Krieg läßt sich nicht sogleich herschaffen, das wäre das Beste für ihn.

Wenn er übler Laune ist, sagte Gertrud, so will ich nur wieder abreisen, denn dann wird er mich schlecht behandeln.

Non, non, ça passera! rief der Kammerherr.

Nur da bleiben, und Ihre einzige Stimme hören lassen.

Denselben Morgen ging er nach Potsdam. Wie er in Sanssouci ankam, fand er das Vorzimmer voll Generale und Diplomaten, die alle warteten, vorgelassen zu werden, und von denen Keiner Zutritt hatte. Nun, das wird schön werden! flüsterte er bei sich. Majestät scheinen ja miserabel erwacht zu sein! Er schlüpfte in's Zimmer und stellte sich neben den Leibkammerdiener, der im Winkel stand und auch nicht wußte, was er thun sollte. Drinnen im Zimmer saß der König am Schreibtisch, den Kopf auf die Hand gestützt, und schien nachzusinnen. Papiere und Federn lagen vor ihm. Es war tiefe Stille. Da befahl der König einem Pagen, einen kleinen Broncekopf auf einer Console aufzustellen. Der Junge, ängstlich und verlegen, machte es nicht recht, zwei-, dreimal ordnete der König es an, immer geschah es nicht so, wie er es wollte. Endlich fluchte der König, und dadurch wurde der Page vollends von allen Sinnen gebracht, und schob den Kopf so, daß er mit dem Gesicht an die Wand hin stand.

So ist's nicht! Umgekehrt wird ein Schuh draus! Dummer Teufel!

Der Page fiel vor Schreck vom Stuhl herab, und der König lachte.

Gott sei gelobt! riefen wie mit einer Stimme der Kammerdiener und der Kammerherr. Der König bemerkte sie erst jetzt, und er fragte sie verwundert, was es gäbe.

Daß Ew. Majestät wieder die Gnade haben zu lachen, das macht uns Freude! riefen die beiden Männer. Eine Woche lang kam der Ernst und der Trübsinn nicht aus Dero Zügen.

Was giebt's Neues, Coccejus?

Ew. Majestät, ich wollte melden, daß die Sängerin angekommen ist.

Was für eine Sängerin?

Die, die mir Ew. Majestät befohlen haben herzubescheiden.

Schick' Er sie wieder fort. Ich will sie nicht hören. Deutsche Sängerinnen! Welch' ein Unsinn! Ich will lieber ein Pferd wiehern hören, als dergleichen anhören.

Diese macht indeß eine Ausnahme, sagte der Kammerherr mit Kühnheit. Ich habe Ew. Majestät bereits erzählt, wie ich mit ihr zusammentraf.

Hab's wieder vergessen, sagte der König; wie war's?

Im Gasthof zwischen Dresden und Leipzig kam

ich spät an, bin müde und krieche zeitig in's Bett. Kaum hab' ich die Augen geschlossen, fängt im Nebenzimmer Jemand zu singen an, aber auf eine so lamentable Weise, daß ich aus der Haut fahren will. Ich springe auf, ich ergreife den Stiefelknecht unter'm Bett, den Leuchter, Alles bin ich bereit an die Thür des Nebenzimmers zu schleudern, wenn der verdammte Gesang nicht aufhört. Aber, was geschieht? ich höre genauer hin, ich erkenne eine meiner Lieblingsarien aus der Oper Semiramis, und wie vorgetragen? Mit einer Schärfe des Ausdrucks, mit einer so schönen Modulation der Stimme, so klar, so deutlich, daß ich außer mich selbst gerathe, die Thür aufreiße und ein paar freundliche Worte hineinrufe.

Notabene, im Hemde und mit der Schlafmütze auf dem Kopfe! fügte der Kammerdiener hinzu.

Er mag schön ausgesehen haben! rief der König lachend.

Die Dame steht entrüstet und purpurroth vor Schreck vor mir.

Das kann ich mir denken, sagte der König. Die arme Seele wird nie so viel männliche Reize beisammen gesehen haben.

Die Folge war, daß ich sie einlud, zu mir, nach Berlin zu kommen.

Und jetzt ist sie da! sagte Friedrich. Ja, freilich, nun müssen wir Seine Dummheit gut zu machen suchen, und sie anhören, und zwar wollen wir ihr nicht noch einmal den Anblick eines Mannes ohne Hosen gewähren, sondern in anständigem Costüm sie hören. Bestellt sie auf den nächsten Concert-Abend zu mir.

Froh, die gute Laune des Königs wieder hergestellt zu haben, eilte der Baron nach Hause mit der Nachricht für Gertrud, daß sie sich bereit machen müsse. Dies geschah; an dem bezeichneten Abend fuhr sie nach Potsdam. In dem bekannten Musiksalon in Sanssouci fand sie den König, zusammengesunken in seinem Lehnstuhl sitzend, den Kopf auf die Hand gestützt. Aufmerksam betrachtete sie den berühmten Mann, und sie konnte es nicht leugnen, nirgends hatte sie Furcht empfunden, hier aber empfand sie etwas dergleichen. Dem sollst du etwas vorsingen? dachte sie bei sich. Wie wird es gehen? — Der Flügel war geöffnet, der Concertmeister Franz Benda stand daneben. Eine Pause herrschte. Endlich führte sie Benda näher zum Könige, und der, seine Blicke immer starr auf sie gerichtet, fragte endlich: Sie will mir etwas vorsingen? —

Wenn Ew. Majestät befehlen; erwiderte Gertrud.

Na, sing' Sie.

Gertrud trug nun eine Arie Graun's vor, worauf der König sich beifällig äußerte, und dann fragte: Kann Sie auch a prima vista singen? Als sie das bejaht hatte, brachte der König eine der schwierigsten Bravour-Arien Graun's, die ihr nicht bekannt sein konnte, und forderte sie auf, sie zu singen. Das da, rief er auf die Partitur zeigend, wo einige große Rouladen vorkamen, das ist dummes Zeug! Aber wenn es gut gesungen wird, klingt es doch hübsch. Gertrud trug das schwierige Musikstück ohne Fehler vor. Als sie geendet hatte, sagte der König: Ja, Sie kann singen.

Ein Sonnenglanz zog über das Gesicht des Kammerherrn, als er diese Worte hörte. Auch die wenigen Zuhörer im Salon brachen in ein Gemurmel des Beifalls aus.

Die schwierige Probe war bestanden; der Widerwille des Königs gegen deutsche Kunst beseitigt, dazu die üble Laune verscheucht. Was konnte man mehr wünschen!

Nach wenigen Wochen, während Gertrud immer nach Potsdam abgeholt wurde, um dort zu singen, kam der Antrag des Königs, in seine Dienste zu treten, mit einem Jahrgehalt von dreitausend Thalern auf Lebenszeit. Hiller, dem sie dies mel-

dete, gab ihr den Rath, eine Reise nach Italien sich auszubedingen, aber hier stieß sie auf Schwierigkeiten. Der König hieß sie bleiben, denn in Italien könne sie nicht mehr lernen.

Nach einiger Zeit wurde ihr Gehalt auf's Doppelte erhöht. Sie hatte jetzt eine gesicherte, geachtete, ja sogar angesehene Stellung; in der Gunst des Königs, die immer im Wachsen war, in der Liebe des Publikums. Sie trat neben den gefeierten Sängern auf, und glänzte neben Concialini und Porporino; kein Abend verging, wo sie nicht gepriesen und belobt nach Hause kam. Sie lud ihren theuren Vater Hiller ein, sie in Berlin zu besuchen. Er kam. Sie führte ihn in ihre eigene Wohnung, zeigte ihm mit Stolz ihre Einrichtung, und zum Schluß sagte sie mit großer Rührung und Innigkeit zu Hiller: Das hab' ich Alles Ihnen zu danken, denn hätten Sie sich damals des armen, verwahrlosten Mädchens nicht angenommen, wer weiß, was aus mir geworden wäre!

Nicht also, mein Kind! erwiderte Hiller, das hast Du Deinem Talent und dem Fleiß zu danken, den Du darauf verwendet.

Auch Corona Schröter lud sie zu sich ein: allein die war in Weimar zu beschäftigt, um kom-

men zu können. Ihr Vater war bereits gestorben, sonst hätte sie ihn mit nach Berlin genommen. Sie war so glücklich, so zufrieden, sie hätte alle Welt neben sich versammeln mögen, um Theil zu nehmen an ihrer Zufriedenheit.

Das Bachanal.

In dem Souterrain des alten Schlosses Rheinsberg, wo Friedrich's Bruder, der Prinz Heinrich residirte, in dem sogenannten Garderobe-Zimmer, hatten sich eine Anzahl von der Capelle des Prinzen versammelt, und feierten bei einem Trinkgelage das Geburtsfest ihres gnädigen Herrn und Patrons, des Prinzen, der selbst nicht da war, sondern in Berlin den Festlichkeiten beiwohnte, die ihm zu Ehren gegeben wurden.

Oben am Tisch präsidirte, bei dem Trinkgelage, die große, massenhafte und athletische Gestalt eines alten Dieners des Prinzen, den er aus Italien geschickt bekommen hatte, und der nun schon fünfundzwanzig Jahre in seinem Dienste war, Herr Sangrelli mit Namen. Viele wollten behaupten, er sei nur ein ehrlicher Deutscher, der in Italien

die Sitte angenommen habe, seinem Namen einen fremdartigen Klang beizufügen, um ihm ein gewisses Ansehen zu verschaffen, das er auf andere Weise ihm zu geben nicht im Stande war, und daß er kurzweg Sangerel heiße, und aus Nürnberg stamme, wo sein Vater Briefträger war. Er hatte in Florenz sich den Titel eines Concertgebers gekauft, der damals billig zu haben war, und reiste als solcher, ohne Concerte zu geben, umher. Der Kurprinz von Sachsen nahm ihn in seine Dienste, in der Absicht, ihn nach Dresden zu bringen, er fand aber bald, daß Herr Sangrelli ein unnützes Möbel war, und brachte ihn mit guter Art in Preußen unter, wo er wegen seiner andern Verdienste, die nichts mit der Musik zu thun hatten, beim Prinzen Heinrich eine feste Anstellung fand. So lange er jung und hübsch war, beherrschte er den Prinzen, als er dieses nicht mehr war, behielt er noch immer einiges Ansehen, und ward besonders der Capelle als Haupt vorgesetzt, die er in Ordnung hielt und, wo es nöthig war, neu rekrutiren mußte, zu welchem Zweck er jährlich eine Reise in die besondern Garnisonsstädte machte und junge hübsche Musiker aufsuchte, die er für die Capelle in Rheinsberg engagirte.

Neben Sangrelli saßen die Musiker in bunter Ordnung und in der heitersten Laune, denn aus dem Keller des Prinzen war guter Wein heraufgeholt worden, und der Koch hatte für ein anständiges und reichliches Abendessen gesorgt.

Nun, Freund Sangrelli! rief die erste Violine, ein kleiner Mann mit einem lebhaften Gesicht, aus dem der Humor herausblitzte, füll' Dein Glas, alter Bruder, und laß uns auf das Wohl des Königs anstoßen.

Des Königs? rief der Concertmeister, ich wünschte, Du hättest unsern Prinzen genannt, Seyfert. Denn unter uns gesagt, was kümmert uns der König? Was thut er für uns? Giebt er uns reichlicher zu essen und zu trinken? He? Nichts von allem dem. Bei ihm heißt das dritte Wort: Sparen.

Der Teufel hole die Geizhälse! rief der Baß, ein hübscher junger Bursche, der vor Kurzem erst eingetreten war.

Die Pauke ließ ein deutliches Gemurmel hören.

Sangrelli sah ein, daß er zu weit gegangen war, er gab also dem Baß einen freundschaftlichen Stoß und rief dabei: Willst Du schweigen, Esel! Der König ist der König! Ueber ihn muß nicht gesprochen werden. Welch' einen herrlichen

Kriegsruhm hat er sich jetzt erbeutet! Ganz Europa lag ihm zu Füßen. He? ist's nicht wahr, Selling?

Dies war an die Pauke gerichtet, die jetzt in etwas freundlichen Tönen erwiderte: Ja, Herr Concertmeister, das ist wahr! So wahr, wie nur irgend etwas sein kann. Gottschwerenoth, ohne diesen König wären wir Alle nichts!

Sangrelli zischelte dem Baß in's Ohr: Merkst Du nicht? Der da berichtet Alles, was hier gesprochen wird, nach Berlin! Drum! er legte den Finger auf den Mund. Verstehst Du? Hm!

Das ist aber nichts! rief der junge Mann ärgerlich. Wo bleibt da die Freiheit und Ungezwungenheit? Wetter! Ich will fort!

Dableiben! rief der Meister, den Jüngling wieder auf den Stuhl zurückdrückend. Hier läuft man nicht fort, sondern bleibt und singt. Wie war das schöne Lied, das wir neulich aus Halberstadt bekamen? He? Weiß es Einer auswendig? Es war zum Lobe der preußischen Waffen und fing an „Ist ein Gott im Himmel, muß er preußisch sein!" —

Das Lied wurde gesungen, wobei die Pauke nicht verfehlte, jedesmal Schläge auf die Tischplatte zu thun, welche die energischen Töne ihres Instruments wiedergeben sollte.

Niemand kann so gut patriotische Lieder vortragen, als unser Violoncell, sagte die zweite Violine. Wo ist das Violoncello?

Man sah im Kreise umher, man fand es nicht.

Wer weiß, wo der liederliche Vogel sich rumtreibt! rief Sangrelli. Der ist ja nie zu Hause. An dem sind meine Lehren verloren. Der Prinz war anfangs die Güte selbst, aber hat er's anerkannt? Jeder Schürze lief er nach.

Kehre es um! rief die Pauke, jede Schürze lief ihm nach. Hier in Rheinsberg konnte er Alles haben, was einen Unterrock trug, so viel ist gewiß!

Das ist's ja eben, was ich sage, rief der dicke Meister. Es ist keine Ordnung mehr, keine Disciplin mehr unter den Burschen. Sie wollen Alle Künstler sein, und als solche genial über die Schnur hauen! Teufel! Ihr Leute, Ihr müßt pariren! Gehorsam müßt Ihr lernen. Ihr seid nichts als gewöhnliche Soldaten, muß ich Euch das sagen? Soldaten, die unter dem Stock stehen!

Ein allgemeines Gelächter ließ sich hören.

He! wer lacht? schrie der dunkelroth gewordene Concertmeister. Was ist das für ein unanständiges Betragen? Haller! Rothenau! Ziphig!

Aufgestanden! Das Gewehr präsentirt, marschirt, geschultert!

Die Angerufenen erhoben sich, hielten das Messer grade vor sich, als seien es ihre Waffen und machten die Manöver eines Soldaten, während die Andern lachten. Die Pauke blieb ernsthaft.

Nun, nun! rief Sangrelli. Gar zu streng will ich's auch nicht machen, muß ja daran denken, daß ich selbst Künstler bin.

Denkt an den Carneval in Venedig, rief die erste Violine.

Ja, mein kleiner Arnold, daran will ich denken. Es war meine Glanzzeit. So viel Ehre und Ruhm ist mir später nicht zu Theil geworden. Götter, wenn mir die liebreizende Bordoni einfällt! Den Abend, wo wir zusammen auf dem Maskenballe verbrachten, und wo sie mir die deutlichsten Zeichen gab, wie es um ihr Herz stand! Götter, was war das für ein Abend! Ich begleitete sie zu ihrer Gondel — nur müßt Ihr nehmen, Jungens, wie ich damals aussah, als venetianischer Nobile aus alter Zeit, ganz schwarz gekleidet mit rothen Bandrosen an den Beinkleidern und den Schuhen, das war schon allein ein Costüm, um sich darein zu verlieben. Nun, ich begleitete die schöne Bordoni zu ihrer Gondel, und

da flüsterte sie mir zu — ich höre ihre Worte noch heute — Schade, Sangrelli, daß ich Euch zu spät sehe, ich würde mich sonst anders entschlossen haben? Wie so? Signora, fragte ich bescheiden. Ich meine nur, jetzt heirathe ich Hassen, alsdann würde ich Sie genommen haben. Das sagte die Göttliche bei hellem Mondschein. Bordonichen! rief ich liebestrunken, das war ein Wort, was ich von ihren Lippen gehört, was ich nie vergessen werde. Und dabei nahm ich eine Attitüde an, halb schwärmerisch, halb begeistert.

Die Pauke starrte den Erzähler an, und sagte dann trocken: Damals müßt Ihr aber anders ausgesehen haben.

Freilich! rief der Concertmeister empfindlich und zu seinem nächsten Nachbar gewandt, rief er Man sehe doch den Burschen! Was er für hübsche Bemerkungen zu machen weiß. Nun Kinder, trinkt, Ihr seid noch jung, Euch kann auch noch so etwas passiren, obgleich ich nicht gerade dafür stehen will, in der Sandbüchse, wo Ihr geboren seid, und mit den stumpfen Sinnen, die Euch die gnädige Allmacht gegeben, daß es von der Art sein wird, wie das eben Erzählte. Das passirt nur den Genies. Ah, da seht nur Einer! da kommt das Violoncello. He!

Mara! Wohin? Komm hieher, mein Sohn, wo bist Du so lange geblieben?

Geschäfte, mein Vater.

Ach, Papperlapapp! An diesem Tage hat man keine Geschäfte. — Der junge Mann, der eben eingetreten, war von blendender Schönheit, schwarzem Haar, dunkeln Augen, und hatte eine schöne Fülle im jugendlichen Gesichte, frische Lippen, weiße Zähne. Er kam in seiner Uniform, die er aber ablegte, und den Hemdkragen niederstreifend zeigte er Hals und Schultern, wie man sie beim Antinous findet. Er begrüßte den Concertmeister mit einem Kusse, die Kameraden mit einem Handschlage. — Nun, mein Engelchen! sprich, wo warst Du? fragte der dicke Meister.

Wahrhaftig, ich komme jetzt vom Schreibtische, war die Antwort, ich habe die Partituren zusammengestellt zu Serenissimi Oper.

Davon ist ja schon eine Probe gehalten worden! sagte die Posaune.

Ohne diese Frage zu beachten, legte sich Mara gerade ausgestreckt auf ein Paar Stühle, ließ sich das Weinglas von Sangrelli füllen, und schlürfte es behaglich aus, mit der vornehmen Uebertreibung, die er hier anzunehmen sich erlaubte, dann gähnte er, eben so ungenirt, und fragte hierauf: Was giebt's

Neues? Da Niemand antwortete, ergänzte er seine eigene Frage, indem er hinzusetzte: Ich wußte es wohl, diese Esel erleben nie etwas, das sich beschreiben läßt. So will ich Euch denn erzählen, was ich neulich für ein Abenteuer bestanden. Aber noch Wein! Wenn ich bitten darf, etwas Stille!

Aber nur nicht immer von Deinen Weibergeschichten! bat Sangrelli.

Gerade von denen! rief der junge Musiker.

Nun! so erzähle! Aber mach' es kurz; rief der Concertmeister, mir ist dieses Thema schon zum Ueberdruß bei Dir. Er schob sich verdrießlich in seine Ecke, zündete seine Pfeife, die er nur höchst selten in Brand setzte, an, und machte sich bereit, die Erzählung seines Lieblings anzuhören.

Kennt Ihr ein Mädchen, das Schmähling heißt? fragte Mara den um ihn versammelten Kreis.

Wie sollen wir nicht? erwiderte die Posaune. Es ist ja dieselbe, die der König hat kommen lassen und die die entsetzlich schweren Opern singt, mit Porporino um die Wette, das Wunder, wovon ganz Berlin voll ist. Sie singt vom ungestrichenen G bis zum dreigestrichenen E.

Richtig, Sammo! Dieselbe, mein Junge. Ich habe immer gesagt, der Sammo bekümmert sich am Meisten um die Dinge, die um ihn passiren;

rief Mara. Also wirst Du auch wissen, daß diese neue Sängerin ein ziemlich hübsches Mädchen ist, und daß sie vom König für ihre Triller sechstausend Thaler erhält?

Nein, das hab' ich nicht gewußt, rief die Posaune. Donnerwetter! Das ist ja so viel als ein General bei der Armee.

Als sechs Generäle bei der Armee! rief Mara mit Lachen. Nun dieses theure Schätzchen war vorige Woche hier bei uns, das heißt, beim Prinzen, um mit ihm die neue Oper einzustudiren. Es sollte ganz in der Stille sein, deßhalb war ich nur hinkommandirt, um das Gedudel mit dem Instrument zu begleiten. Der Opernsal war halb dunkel, die Schmähling und die übrigen Komödianten waren in ihrer gewohnten Kleidung, ich saß im Orchester, hatte die Partitur vor mir und spielte. Gieß' mir das Glas voll, Sammo!

Was ist denn aber — fing eine Stimme aus dem Haufen an.

Schweigen! donnerte Mara.

Als die Stille hergestellt war, fuhr der Erzähler in bequemer Weise fort: Der Prinz war selbst auf der Bühne, wie er stets pflegt, wenn eine Pieçe von ihm dargestellt wird. Die Sängerin hatte eine Schäferin darzustellen, die da liebt und wie-

der nicht liebt, wie es diese Theaterprinzessinnen zu thun pflegen.

Du vergißt die große Oper Dido, schaltete Sangrelli ein, die ich in Florenz ausführen sah. Ich sollte den Aeneas machen, allein es kam nicht dazu. Gewöhnliche Theater-Cabale. Da' liebt die Heldin wirklich! Das muß wahr sein. Wenn man deßhalb den Scheiterhaufen besteigt, dann weiß ich nicht, was man mehr thun soll.

Mara hatte mit Ungeduld diese Unterbrechung ertragen und fuhr nun fort: Als die Sängerin auf der Bühne ist, merke ich, daß sie sich damit beschäftigt, mich spielen zu sehen. Und als ich aufhöre zu spielen, sieht sie mich doch immer noch an. Dem Prinzen sogar fällt es auf und er frägt: Mais qu'est ce donc? Qu'avez vous là? Nichts, sagte sie zerstreut und befangen, und der Gesang geht weiter. Mitten in ihrem Spiel frägt sie auf einmal: Aber wer ist denn der, der mich begleitet? Der Prinz fährt erstaunt zurück, sie bemerkt das, und setzt rasch hinzu: Aber, ich muß das wissen, er spielt falsch. Falsch? rief der Prinz erstaunt, und mir fällt der Bogen vor Aerger aus der Hand. Ja, falsch, falsch! rief sie, mit dem Fuße stampfend, ich muß das wissen. Der Prinz versicherte ihr, ich sei sein bester Violoncellist, es

sei nur unmöglich, daß ich die einfache Begleitung nicht richtig aufgefaßt hätte. Sie antwortet nichts, sondern sieht mich an. Dann spricht sie zum Prinzen: Ew. Königliche Hoheit werden entschuldigen, ich kann heute nicht singen, ein plötzlicher Kopfschmerz belästigt mich. Ich muß bitten, nach Hause fahren zu dürfen. Der Prinz, immer artig gegen Damen, macht ihr eine Verbeugung; die Probe ist aus. Als der Wagen vorfährt, bin ich bei der Hand, um ihr einsteigen zu helfen. Was thut sie da? Sie ergreift meine Hand, drückt sie und spricht: Vergeb' Er mir! Ich hab' Ihm unrecht gethan; Er hat richtig gespielt, es war nur mein unglücklicher Kopf, der so schmerzte. Ich beuge mich auf ihre Hand und küsse sie; sie steigt ein und fährt fort.

Nun? sagte Sangrelli, als eine allgemeine Pause entstand.

Nun? Was denn nun? fuhr Mara auf. Ich denke, ich habe genug gesagt.

Ich dachte, sie hätte Dich zu sich kommen lassen, nach Berlin, sagte der Concertmeister.

Ah bas! Schnickschnack, man läßt auch gleich zu sich kommen! Alberne Possen! rief Mara verstimmt, so etwas mag zu Deiner Zeit Mode gewesen sein, Papa! als Du in den Gassen von

Florenz herumschwärmtest. Heutzutage drückt ein anständiges, deutsches Mädchen die Gefühle ihres Herzens anders aus. Kurz, die Dame liebt mich, das sieht Jeder ein. Nicht wahr, Posaune?

Feurig! Ueber alles Maß hinaus! war die Antwort.

Was ist nun zu machen? fragte der glückliche Violoncellist.

Halt! rief Sangrelli mit geheimnißvoller Miene, indem er beide Hände seines jungen Freundes faßte und ihn in die Fensternische zog, diese Sache muß geheim behandelt werden. Komm, ich will Dir einen Rath geben.

Aber die Posaune kann doch dabei sein? fragte Mara, indem er die Rockzipfel seines Genossen hielt.

Versteht sich, war die Antwort; aber dann auch Niemand weiter. Kommt hieher, Jungens; das ist ein hübsches Winkelchen! Hier hört uns Niemand, und die Uebrigen sind auch fast Alle schon betrunken. Das lumpige Zeug kann nicht viel vertragen. Zu meiner Zeit war das anders! Als ich von Nürnberg wegging, ich war ein Bursche von etwas über zehn Jahren —

Wie, Meister, rief die Posaune, ich denke, Ihr seid in Italien geboren?

Ganz recht, ich wollte auch nicht Nürnberg, sondern Florenz sagen, verbesserte sich Sangrelli. Du mußt wissen, mein Junge, man nennt Nürnberg immer das deutsche Florenz; daher kam die Verwechselung. Ja, wo blieb ich? Als ich von Florenz Abschied nahm, um nach Venedig zu gehen — Ihr wißt schon — da lernte ich meine göttliche Bordoni kennen —

Der Teufel hole Deine Lügen! rief Mara. Sprechen wir jetzt von meinen Angelegenheiten.

Gut, von Deinen Angelegenheiten. Ich will Euch die Geschichte, wie ich das Weintrinken kennen lernte, und wer mir dabei geholfen, ein anderes Mal erzählen, sagte der Meister. Also Du bist verliebt, mein Federigo? Zu Deutsch, mein Fritzchen?

Ich nicht, rief der Angeredete, sondern sie ist es in mich.

Daraus muß etwas Ernstes werden! verstehst Du mich? sagte Sangrelli. Du mußt sie mit aller Form unter die Haube bringen. Sie muß Madame Mara werden. Still! Nicht zu laut geplaudert!

Wie fangen wir das an? fragte der Violoncellist.

Nun siehst Du, rief der Meister, was Du eigent-

lich für ein dummer Teufel bist! Wenn es darauf ankommt, eine Intrigue sorgfältig einzufädeln, so daß sie sich zu etwas Nützlichem gestaltet, so weißt Du nichts Gescheidtes, so stehen die Ochsen am Berge bei Dir. Du mußt sie zwingen, daß sie Dein Weib wird!

Ja, rief Mara, zwingen —

Wie zwingt man die Weiber? He? sagte der Rathgeber. He? Wie macht man das? Man läßt sie kosten, aber nur kosten von dem Honig, nach dem sie Alle verlangen, und wenn sie mehr wollen, heißt es, der Kirchenschlüssel öffnet die Lade. Hast Du begriffen?

Ich verstehe — und Du meinst, sie wird in die Falle gehen?

Alle Weiber gehen in die Falle, wenn man's nur klug anfängt. Es ist das alte Lied der Mutter Eva, wobei, wenn wir nur nicht solche Esel wären, und selbst gleich freiwillig die Butter auf das Brod trügen, es uns gelänge, das ganze Weiberregiment unter den Pantoffel zu bekommen. Geh' nach Berlin, fuhr der Rathgeber fort, stell' Dich anfangs so, als wolltest Du nicht zu ihr, laß Dich zufällig in ihre Nähe bringen, und wenn sie dann auf das Thema kommt, faß sie schnell und nimm ihr das Wort ab, das sie bindet.

Denk' Dir, Fritzchen, wenn Du nun nach Hause kommst und kannst uns sagen, die Frau ist mein, und die sechstausend Thaler sind ebenfalls mein! Was wird das für ein Jubel sein!

Ich stoße sogleich in die Posaune! rief der Kamerad, damit alle Welt sich mit uns freuet!

Nein, Kerl, das thust Du nicht! rief Sangrelli, denn Anfangs muß es geheim gehalten werden: der Prinz liebt nicht verheirathete Burschen unter seiner Dienerschaft. Doch eine geheime Trauung ist ebenfalls eine Trauung. Ich war in Padua beinahe drauf und dran, eine reiche Wittwe zu prellen, gerade auf diese Weise. —

Ich geh' morgen nach Berlin, rief Mara begeistert. Kommst Du mit mir, Sammo?

Versteht sich, entgegnete der junge Mann, wenn Du mich haben willst.

Beide standen auf, bereit, das Zimmer zu verlassen. Sangrelli heftete sich noch an den Arm Mara's, indem er ihm in's Ohr zischelte: Wenn das Glück Dich krönt, mein Einziger, vergiß dann Deinen alten Lehrer nicht. Bedenke, daß ich es war, der Dich aus einem Haufen Rekruten herausfand, und Dich hieher brachte! Weißt Du noch in Schwedt, im Regiment des Prinzen Achim Archinbald, der jetzt in Berlin ist? He! schöne

Zeiten das! Du, noch ganz jung, noch von keinem Dinge etwas wissend, ein hübsches, kleines Jüngferchen, gehorsam, verständig, mit so brennend schwarzen Augen, daß man damit Pulverfässer zum Springen bringen könnte. Nun geh', geh' und mache Dein Glück! —

Liebeskummer.

Der Plan wurde ausgeführt, gerade wie es Sangrelli angegeben. Die beiden jungen Musiker kamen nach Berlin, Mara wußte sich in's Haus zu stehlen, das Gertrud bewohnte, er fand sie allein, sie kamen mit einander in's Gespräch, ein Wort gab das andere, und nach Verlauf einer halben Stunde trennte sich Gertrud von ihm, indem sie in die Probe fahren mußte, und zwar schied sie mit einem ewigen Worte gebunden, sie schied als seine Braut von ihm. Das Ganze war so überraschend schnell gegangen, daß sie selbst nicht zu sagen wußte, wie es gekommen. Sie, die früher nicht die geringste Annäherung eines Mannes hatte vertragen können, war jetzt, wie man die Hand umdreht, die Verlobte eines Mannes. Es war nur noch die Bedingung zu erfüllen, daß der König

seine Einwilligung geben mußte. Sie fuhr zu einem ihr bekannten Advokaten hin, ließ sich das Bittschreiben aufsetzen, und mit diesem ging sie zu dem Kammerherrn Coccejus. Der erschrak, als er das Papier erblickte, und weigerte sich standhaft es abzugeben. Wo denken Sie hin, Mademoiselle? Eine Heirath! Jetzt schon, so geschwind! Der König wird nicht einwilligen. Wenigstens will ich nicht der Ueberbringer sein. Geben Sie es in die Commission der Bittschriften, so hat der König es noch heute Abend.

Dieser Rath wurde befolgt. Die Bittschrift kam zurück mit einer entschiedenen, kurzen, abschlägigen Antwort.

Gertrud war außer sich.

Jetzt fingen von allen Seiten die Versuche an, ihr den Heirathsplan wieder aus dem Kopfe zu bringen.

Erst war es Frau Anna d'Aubigné, die Wittwe eines der vielen französischen Angestellten, welche der König in's Land gerufen, die jetzt nach dem Tode ihres Mannes Portiers-Dienste in dem Hause vertrat, wo Gertrud gemiethet. Sie war eine geschcidte ordentliche Person, der Sängerin außerordentlich ergeben, und diese hing auch mit der Neigung an ihr, die einzeln stehende, unverhei-

rathete Damen gern gegen ältere, würdigere ihres Geschlechts zu äußern pflegen.

Liebste Anna! rief Gertrud, denselben Abend noch in das Zimmerchen der Portière niedersteigend, der König will nicht! Er verbietet die Heirath.

Im Grunde genommen, liebes Fräulein, hat er ganz recht. Schlagen Sie sich's auch aus dem Sinne! Ich habe mich nach dem Menschen, dem Mara, erkundigt, er taugt nichts.

Gertrud fuhr zornig in die Höhe. Wenn Sie so spricht, so verlasse ich augenblicklich Ihr Zimmer, Madame! rief sie heftig.

Aber, liebes Kind, kann ich denn dafür? klagte die Wittwe. Ich habe zufällig einen Bekannten, der im Musikcorps des Prinzen Heinrich dient, der hat mir die Geschichten erzählt. Der Mara soll sich Eurer Leidenschaft für ihn gerühmt und die Kameraden bei der Flasche damit belustigt haben.

Das ist nicht wahr!

Der Selling lügt nicht, erwiderte Frau d'Aubigné. Sieh da! da kommt er gerade die Straße herab. Wie zur gelegenen Stunde. Ich rufe ihn herein, so könnt Ihr ihn gleich sprechen. Der Musikus wurde hereingenöthigt; er kam, und nachdem er den beiden Frauen viele Bücklinge gemacht hatte, nahm er auf dem angewiesenen Stuhle

Platz. Er war in seine Uniform eingeschnürt und sah roth und verlegen aus. Gustav, hub die Wittwe an, die junge Dame will wissen, was der Mara über sie gesagt hat; ich will hoffen, Du hast Gott vor Augen und wirst ihr kein unwahres Wort berichten.

Selling legte die Hand auf die Brust und zu seiner Verwandten gewendet, erwiderte er: Du weißt es, Mütterchen, ich lüge nicht. Seit zehn Jahren bin ich in des Prinzen Diensten und Niemand wird mir etwas dergleichen nachsagen können.

Was hat er über mich gesagt? fragte Gertrud.

Sind Sie Jungfer Schmähling? sagte der Gefragte, und auf die Bejahung gab er ihr das wieder, was er hatte Mara und Sangrelli über sie reden hören.

Das ist noch nichts Schlimmes; erwiderte Gertrud. Daß ein junger Mensch sich rühmt, bei Frauen Eroberungen gemacht zu haben, ist schon oft dagewesen. Was sonst?

Was sonst? rief Selling verwundert, bei Gott, wenn Jemand es wagte, so von meiner Schwester zu sprechen, ich würde ihm einen guten Hieb zwischen die Schulterblätter geben. Ueberhaupt ist das eine lose Bande; ich höre nur so verstohlen ihre Worte, sie sprechen schlecht vom König, und

der Mara treibt sich überall herum, wo es nur Weibsbilder giebt, seine Tasche ist nie leer von Geld, er bekommt von der Köchin sowohl als von der gnädigen Frau, und immer muß genug da-sein, daß er sich einmal, auch wohl zweimal des Tages volltrinken kann.

Da hören Sie es! rief die Wittwe.

Nichts höre ich, sagte Gertrud, als was man von jedem jungen Manne erzählt. Mit diesen Worten ging sie ärgerlich aus der Thür. Auf ihrer Stube angelangt, rief sie laut im Gebet zu Gott: Lieber Gott, ich habe ihn so lieb! Mach' nicht, daß er ein böser, schlechter Mensch ist, denn dann müßte ich ihn ja hassen. Laß ihn mir zu meinem einzigen Vergnügen! Ich habe bisher keinen Mann ausstehen können, dieser hat es mir angethan, diesen liebe ich! Führe Du uns zu einem guten Ende!

Als Mara kam, sagte sie ihm Alles, was sie von Selling über ihn gehört. Der schändliche Verräther! rief der Violoncellist, ich wußte es, er behorchte uns, um später über uns zu plaudern.

Es ist gut, erwiderte Gertrud, bekenne Er nur, daß das Meiste davon wahr ist, ich mache mir nicht viel daraus, nur will ich nicht, daß man mich belügt.

Herzliebes Engelchen! rief Mara, und legte seinen Arm um ihre Taille, leugnen will ich nicht, daß ich vor Dir manchem hübschen Mädchen schöne Dinge gesagt, und daß ich auch ein Glas Wein über die Maßen liebe, doch das soll Alles anders werden.

Er küßte sie, und sie entzog sich seinen Küssen nicht, endlich rief sie: Halt! Erst die Erlaubniß des Königs! So lange müssen wir warten. Ich werde selbst ein Papier aufsetzen, kein Anderer kann es so sagen, wie ich es fühle. Das muß seine Wirkung äußern.

Das ist recht! rief er, wir wollen Beide eine Schrift zusammensetzen.

Kann Er denn schreiben? fragte Gertrud.

Ein Wenig. Der Prinz hat es mich gelehrt.

Oho! was für ein hoher Schreibmeister! rief Gertrud.

Es ist nicht dieser Prinz, nicht der Heinrich, bei dem ich jetzt bin, sagte Mara, sondern der, bei dem ich in Schwedt war, ein gar lieber, junger Mann. Er ist jetzt hier in Berlin der Prinz Archinbald, der bei den Dragonern steht. Du mußt wissen, liebes Mädchen, ich bin ein Waisenknabe, mein Vater soll ein Italiener gewesen sein, meine Mutter Eine vom Adel, ich kam aus der tiefsten

Armuth und Verlassenheit nach Schwedt, der Prinz nahm sich meiner an und ich wohnte sogar einige Zeit in seinem Hause.

Nun, und weiter! —

Und weiter? rief Mara. Als ich vierzehn Jahre alt war, kam Sangrelli, des Prinzen Heinrich Concertmeister nach Schwedt, und der nahm mich mit nach Rheinsberg, zum Prinzen. Da hast Du Alles, was Du von Deinem Schatze wissen kannst.

Wo lernte Er sein Violoncello? fragte Gertrud.

Auch vom Prinzen Archinbald, entgegnete Mara. Der Prinz spielt selbst ganz gut die Geige.

Gertrud war beruhigt. Noch einmal wurde der Plan mit der neuen Bittschrift überlegt, dann nahm Mara Abschied, und man beschloß sich erst nach acht Tagen wiederzusehen, unterdessen konnte die Antwort aus Potsdam dasein.

In Gertrud's Brust war ein ganz neues Leben erwacht! Sie fühlte und dachte ganz anders jetzt, die ganze Welt schien ihr von Neuem und viel prächtiger gestaltet, als sie früher gewesen. Immer war es ihr zu Sinn, als solle sie Gott danken und ihn bitten, er möchte sie nur so lassen, sie wollte ihm dann freudig wieder dienen, und zu seiner Ehre und seinem Lobe die schönsten

Psalmen singen. Wie ist die Liebe zum Manne doch das Schönste, was das Weib haben und genießen kann hier auf Erden! sagte sie zu sich. Ich habe es nicht glauben wollen, wenn die Freundinnen es mir sagten; jetzt weiß ich's. O Du einziger geliebter Jüngling, bleibe Du mir nur, und alles Andere will ich ertragen, es mag noch so schlimm werden!

Zu Frau d'Aubigné ging sie jetzt seltner, sie vergaß es nicht, daß die Frau schlecht von Mara gesprochen. Sie sagte ihr: ich habe ihm Alles wiedergesagt und er hat mir Alles eingestanden. Er ist jung und leichtsinnig und will anders werden. Gerade so war ich auch: da ist kein Unterschied zwischen uns.

Ein sehr bewegliches Schreiben war an den König abgegangen. Der König hielt es noch in der Hand, als man ihm den Prinzen Achim Archinbald von Schwedt-Bernfels meldete. Als der Prinz eintrat, ging der König auf ihn zu, begrüßte ihn und sagte dann: Ich habe Ihn kommen lassen, lieber Neffe, um mit Ihm etwas zu reden. Er soll mir nehmlich einen kleinen Dienst erweisen.

Der Prinz blieb militairisch aufgerichtet vor dem König stehen, und fragte, was er zu befehlen habe.

Er kennt doch den Mara? fragte der König, den Violoncelloſpieler in der Capelle meines Bruders?

Der Prinz bejahte.

Nicht wahr, ein liederlicher Strick? rief Friedrich. Ein rechter Taugenichts?

Dazu hatte er die Anlage, erwiderte der Prinz. Doch habe ich ihn ſeit der Zeit, wo er beim Prinzen Heinrich iſt, nicht wiedergeſehen.

Schon recht; Ihr könnt Euch wohl denken, daß er die Anlage ausgebildet hat, ſagte Friedrich. Er hat die Frechheit gehabt, ſich an meine Sängerin, an die Schmähling, zu hängen. Sie bittet mich jetzt, ihn heirathen zu dürfen. Das iſt ein Unſinn. Jetzt hör' Er, mein Lieber, laß Er ſich bei der Jungfer anmelden und erweiſ' Er mir die Liebe, und mache Er ihr den Mara ſo ſchlecht, wie nur möglich. Hört Er? Hat Er mich verſtanden?

Zu Befehl! Ew. Majeſtät.

So ſchlecht mach' Er ihr den Mann, fuhr der König fort, daß ſie vor ihm ausſpuckt und Alles eher lieber möchte, als mit ihm zu Bette gehen. Es liegt mir viel daran, daß dies geſchieht.

Es iſt aber möglich, erwiderte der Prinz, daß ſie dennoch nicht von ihm laſſen will.

Alsdann ſoll ſie ihn zu was ſie will machen, nur nicht zum Ehemann; erwiderte der König.

Dem jungen Prinzen, der gutmüthig war und dazu selbst vor kurzer Zeit geheirathet hatte, ging die Sache nicht recht zu Kopf, daß er zwei Liebende trennen sollte, er wagte aber nicht dem König zu widersprechen, sondern nahm den Auftrag an.

Wie geht es der Herzliebsten? fragte der König wieder nach einer Pause.

Gut, Ew. Majestät, sie ist auf dem Wege, mich zum glücklichen Vater zu machen, erwiderte der Prinz in der Ueberfülle seines Glücks.

Der König nahm eine Prise, lächelte und sagte: Oho! schon so früh? Man sieht, wie Ihr es treibt, Ihr bedenkt nicht, daß die Welt voller Menschen sitzt.

Ew. Majestät glorreiche Kriege, sagte der Prinz etwas empfindlich, schaffen Platz.

An meinem Geburtstage gebt Ihr ein Fest, Prinz! rief der König.

Stotternd und befangen erwiderte der Prinz: Wie gern möchte ich —

Der König sah ihn starr an. He! was giebt's? rief er polternd, ich will nicht hoffen. Er weiß, daß der Prinz Heinrich verreist um diese Zeit, ich schicke ihn nach Petersburg, ein paar Generäle, Anstandspersonen, sind krank; es ist Niemand da, die Honneurs des Tages zu machen. —

Der Prinz schwieg.

Nun so sprech Er? rief der König heftig; ist die Herzliebste etwa in den Umständen, daß sie den Spaß uns versalzen kann?

Das nicht — der Prinz schwieg wieder, und richtete den Blick auf die zwei Pagen, die an der Thür standen. Der König verstand ihn augenblicklich und entfernte diese durch einen Wink. Nun? Was hat Er zu sagen? fragte er dann.

Ich muß aufrichtig bekennen, stotterte der junge Mann verlegen, daß gegenwärtig der Zustand meiner Casse —

Ah so? rief Friedrich, und eine Rolle mit Dukaten hervorholend, überreichte er sie dem Prinzen. Hier hat Er einen Vorschuß; wenn die Gagen ausgezahlt werden, werde ich das Geld mir wiedergeben lassen, sagte er.

Zögernd nahm der Prinz das Geld.

Noch nicht genug? fragte der König barsch.

Seit sechs Monaten bin ich meinen Hausbeamten ihren Sold schuldig geblieben. — Es wird kaum zureichen, diese Schuld zu decken.

Diable! rief Friedrich, Ihr Verschwender! Was ist denn da zu machen? Wißt Ihr was, laßt Euch alles Nöthige zum Fest von den Dienern meiner Küche und meines Kellers geben. Ich drücke ein Auge zu, will nichts gesehen

haben, es ist ein Unterschleif, den die Spitzbuben hinter meinem Rücken begehen.

Und ich soll sie dazu bewegen? fragte der Prinz.

Possen! Er ist nicht der Erste, der es thut! rief der König lachend. Als ich jung war, hab' ich oft auf Kosten meines Vaters Feste gegeben, und der König, müßt Ihr wissen, der rechnete streng, die Kerle machten es doch möglich, mir gefällig zu sein.

Es ist unmöglich, in meinem Stande mit der Gage auszukommen, fuhr der Prinz klagend fort. Nach dem Willen meines Vaters sollte jeder Sohn seiner Ehe eine kleine Apanage haben; meine zwei ältesten Brüder, die im Kriege starben, haben sie auch gehabt, bei mir aber wurde sie eingezogen.

He! wer nahm sie Euch weg? fragte der König.

Der Prinz schwieg zögernd, dann sagte er: Es war damals nöthig, und auf höchsten Befehl mußten wir unsere Casse hingeben.

Der König antwortete nach einer Pause: Das war der Krieg! Mein guter Freund, weiß Er, was der Krieg ist? Ein verteufeltes Ding das! Ich mußte damals viele Taschen leeren, meine eigene nicht ausgenommen. Doch Er soll, behalten wir Frieden, Seine Apanage wiederhaben.

Ich könnte auskommen, sagte der Prinz, wenn

ich als Privatmann lebte, aber Ew. Majestät zwingen mich, Feste zu geben, eine Umgebung zu unterhalten, die so kostspielig ist, und die ich nicht bezahlen kann. Meiner Frau fehlt es an einer Staatsrobe —

Ich will an meine Schwester schreiben, rief der König eilig, die soll eines ihrer Kleider hergeben! Wozu hat sie sie nöthig? So, jetzt ist diese Sache geordnet! Also, auf Wiedersehn, mein lieber Neffe! Lasse Er's an nichts beim Feste fehlen, hör' Er? — Er machte dem Prinzen eine Verbeugung und dieser trat ab. Verdammter Geizhals! murrte dieser, als er die Treppe niederstieg.

Der Fußfall.

Unterdessen verlebte Gertrud die Zeit mit Ungeduld. Seit fünf Tagen mußte der König ihre Bittschrift schon in Händen haben, dies hatte sie berechnet, und morgen hatte sie Mara versprochen, ihm mit der freudigen Nachricht, mit dem Jawort des Königs entgegenzukommen. Ihre Spannung war auf das Höchste gesteigert; ihre Magd, die sie angenommen hatte, saß den ganzen Tag auf der Post, um nur ja keine Minute zu versäumen, wo die Bittschrift beantwortet zurückkommen würde, sie sogleich ihrer Gebieterin zu überbringen. Die Arme, wenn sie hätte ahnden können, was über sie beschlossen war!

Gegen Mittag ließ der Prinz sich melden. Ein so vornehmer Besuch war nichts Neues mehr für Gertrud, seitdem sie beim König so in Gunst stand,

dennoch fand sie es für nöthig, dem gnädigen Herrn bis an die Treppe entgegenzugehen; er reichte ihr den Arm und führte sie wieder hinein. Das erste Wort des jungen Prinzen war: Ich werde vom König zu Ihr geschickt, Jungfer, um wegen Ihrer beabsichtigten Heirath mit Ihr zu sprechen.

Sogleich fiel Gertrud ein, der König habe diese feine Art gewählt, um ihr seine Zustimmung zu geben, und sie rief freudig: So kann ich also, Ew. Hoheit, dem Könige meinen ergebensten Dank abstatten.

Wofür? fragte der Prinz verlegen.

Für seine Zustimmung, entgegnete Gertrud.

Die ist nicht erfolgt, Jungfer; im Gegentheil, ich bin beauftragt, Ihr zu sagen, daß er nicht einwilligt und daß von dieser Heirath nicht mehr die Rede sein soll.

O mein Gott! rief die arme Getäuschte, und faltete, bleich wie der Tod, die Hände im Schoos.

Der Prinz heftete einen Augenblick das Auge auf sie; sie schien ihm in ihrer Trauer und Verlassenheit zu jammern, dennoch faßte er sich ein Herz, und begann wieder: Sie weiß vielleicht nicht, Jungfer, daß der Mara ein Mensch ist, Ihrer nicht würdig, daß er sich frühzeitig schon

dem Trunk, dem Spiel und den liederlichen Weibern ergeben hat. Niemand kann das besser wissen als ich, der ich ihn einige Zeit unter meiner Aufsicht gehabt habe.

Gertrud schwieg. Sie wollte und konnte auf diese bekannte Anklage nichts erwidern. Sie seufzte still, und hielt die Hände im Schoos gefalten.

Der König meint, es wäre überhaupt noch zu früh für Sie, zu heirathen.

Das soll der König mir überlassen zu urtheilen, ob es zu früh oder zu spät sei! sagte Gertrud kalt und trotzig.

Wenn Sie sich an diesen Mara gehängt hat, fuhr der Prinz mit Widerstreben fort, so soll Sie sich ihn als Liebhaber zulegen, nicht aber als Ehemann.

Gertrud sah den Prinzen groß an, als diese Worte seinen Lippen entglitten. Sie stand auf, stellte sich vor ihn hin und sagte: Und das sagt Prinz Achim Archinbald, der in der ganzen Stadt bekannt ist für einen braven, redlichen jungen Mann? Der vor Kurzem sein junges Weib heimgeführt und sie geheirathet hat, weil er sie liebte, trotz des Widerstrebens des Königs und der andern Verwandten? Der Mann kann nun kommen und mir einen so spitzbübischen Rath geben?

Gertrud hatte die wunde Stelle beim Prinzen getroffen. Er war ein ehrenhafter Jüngling und hatte den Gegenstand seiner Liebe geheirathet, obgleich man in der sittenlosen Zeit, in der er lebte, ihm den Rath gegeben, die Ehe zu umgehen. Er schwieg also, als Gertrud so sprach, eine ganze Weile, dann sagte er: Ich habe den mir gewordenen Auftrag ausgerichtet. Er erhob sich, um zu gehen. Gertrud stürzte auf ihn zu und umklammerte ihn mit ihren Armen. Mein Prinz! rief sie, seien Sie mein Helfer, mein Retter!

Sie vergißt Jungfer — stotterte der Jüngling.

Ich vergesse nichts! erwiderte sie; ich weiß, zu wem ich spreche. Mein Prinz, der Mara mag nun sein, wie er will, er hat mein Wort, ich heirathe ihn doch, und sollten alle Fürsten der Erde dagegen sein. Aber um großes Unglück zu verhüten, bitte ich Sie um Eins — um Ihren Einfluß zu unseren Gunsten.

Um meinen Einfluß? rief der Prinz erstaunt. Ich habe dem König versprechen müssen, die Sache zu hintertreiben.

Aber Sie sehen nun, es geht nicht; jetzt seien Sie großmüthig und handeln Sie für uns.

Was fordert Sie!

Nur eine Kleinigkeit. Sie fährt mir eben durch

den Kopf. Ich will beim Könige noch Alles versuchen, ehe ich ihn aufgebe und ohne ihn handle. Des Königs Geburtstag ist in diesen Tagen, Sie geben ein Fest, machen Sie, daß ich Se. Majestät sprechen kann, aber, wo möglich, ohne Zeugen.

Unmöglich, Jungfer! Das wäre gerade gegen den Willen des Königs gehandelt.

Wozu brauchen Sie sich um ihn zu kümmern, sagte Gertrud stolz, hat er sich doch auch Ihrem Willen entgegengesetzt! Und dann, es ist nicht direkt gegen des Königs Willen. Eine letzte entscheidende Frage ist erlaubt, ist überall erlaubt.

Wenn Sie es so nimmt, Jungfer, sagte der Prinz, wenn Sie noch einen Versuch auf des Königs Gnade machen will, so kann ich nichts dagegen haben.

Dank, edler Mann! Sie wollte des Prinzen Hand küssen, er litt es nicht, er umfaßte sie und küßte sie leise auf die Stirn. Sie wird nicht glücklich, Jungfer, mit so viel Gefühl ist man selten zufrieden und glücklich. Diese Welt ist hart, grausam und kalt.

Der Prinz ging, nachdem er Gertrud sein Wort gegeben hatte, es ihr wissen zu lassen, wenn der König bei ihm wäre. Sie schieden als gute

Verbündete von einander, die bestimmt gewesen waren, sich feindlich einander zu begegnen.

Gertrud schrieb nun an Mara, und bestellte ihn auf acht Tage später.

Sie war in einem verzweifelten Zustand. Jetzt kam Alles auf das letzte Mittel an, das sie in Anwendung bringen wollte; schlug auch dies fehl, so war sie entschlossen, Alles daran zu setzen, um ihren Willen durchzuführen. Es ist nicht Eigensinn! rief sie entschuldigend zu sich selbst, Gott sieht in mein Herz, er wird wissen, daß ich nicht anders kann! Ihm gehöre ich an, sein muß ich werden, und mag meine ganze Stellung darum auch in Trümmern gehen. Sie dachte daran, aus des Königs Dienst entlassen, durch Stundengeben sich ihr Brod zu verdienen. Aehnliche Befürchtungen gingen Mara durch den Kopf, und er besprach sich darüber mit Sangrelli.

Wenn der König nicht zusagt? Was dann? fragte der Violoncellist. So wird sie mich doch heirathen!

Freilich wohl, erwiderte Sangrelli.

Und dann wird sie mit Schimpf und Schande weggejagt, und ich habe eine Frau am Halse, die ich ernähren muß! rief der Musiker wild.

Die Sache steht schlimm, sagte der vorsichtige

Rathgeber. Ich würde jedenfalls, wenn die sechstausend Thälerchen flöten gehen, mich zurückziehen —

Und sie sitzen lassen? fragte Mara.

Jedenfalls doch das, ehe ich mit Frau und Kind betteln gehe. Beim Prinzen hier hast Du es verdorben, der nimmt Dich nicht mehr! da geb' ich Dir mein Wort. Er ist schon so lange nachsichtig gewesen und hat Deine Streiche mit den Weibern immer geduldig mit angesehen, diese Heirath bricht Dir das Genick.

Teufel, und wer war es, der mich zu diesem unklugen Plane anfeuerte? fragte der junge Musiker verstimmt.

Alles nach Umständen, antwortete der Concertmeister gelassen. Jetzt, da die Sachen so stehen, rede ich Dir wieder ab. Ich bin Dein wahrer Freund!

Der Geburtstag des Königs war erschienen. Der Prinz Ferdinand, Bruder des Königs, gab für den Adel und das diplomatische Corps ein Fest, der Prinz Archinbald für das Militair; die Königin hatte die Prinzessinnen und einige vor-

nehme Frauen bei sich. Der König fand sich bei jeder der drei Gesellschaften ein, und blieb eine kurze Zeit. Zu Prinz Archinbald kam er zuletzt. Die Prinzessin, die Gemahlin des Prinzen, die ihm an der Treppe entgegenkam, in dem Kleide der Prinzessin Amélie, begrüßte er mit etwas spöttischer Freundlichkeit, die der jungen Frau das Blut in die Wangen trieb: Ei Madame, in königlichem Glanze kommen Sie mir entgegen! Er war sehr huldvoll und gnädig, sagte dem Prinzen Artigkeiten über die Anordnung des Festes und unterhielt sich mit vielen Generälen, die gegenwärtig waren. Als er zuletzt in ein Cabinet trat und dort mit einem französischen Obersten sprach, öffnete sich, als er eben wieder fortgehen wollte, eine geheime Thür, und herein, in ihrem vollen Theaterschmuck, als Iphigenie in der Oper, trat Gertrud. Sie sah bleich aus, und schwankte ein wenig, als sie sich dem König näherte. Er blieb auf der Schwelle stehen und rief erstaunt: Wie, kommen die alten griechischen Prinzessinnen auch her, um mich zu begrüßen!

Ew. Majestät sehen hier eine höchst erbärmliche Fürstin vor sich, stammelte Gertrud, die da kommt, in ihrer Noth Ew. Majestät um Hülfe anzuflehen.

Was kann ich für eine so hohe Dame thun? sagte der König spottend.

O, Majestät, Alles, was nur irdische Größe thun kann! rief sie, und in Thränen ausbrechend, warf sie sich zu den Füßen des Königs. Majestät, geben Sie mir den Mann meines Herzens! Willigen Sie ein in meine Wahl, thun Sie hier einen Akt Ihrer Gnade! Ich werde dann mit tausend Freuden Ihnen dienen! Aber wenn ich ihn nicht bekomme, so ist's mein Tod.

Der König sah sie lange an mit seinen durchdringenden Augen, dann gab er ihr die Hand und hieß sie aufstehen. Geh' Sie, Jungfer! sagte er, ich hab' Sie für besser gehalten! Habe nicht glauben wollen, daß Sie so dem Geruch von Männerfleisch nachlaufen würde! Na, wenn Sie es denn durchaus haben will, so nehme Sie ihn denn! Und zu dem französischen Obersten gewandt, sagte er: Ein Weib, das sich zur Metze macht eines Mannes wegen, ist wie ein Jagdhund, je mehr Tritte er bekommt, desto heftiger hängt er seinem Herrn an. —

Gertrud hörte von all' diesen boshaften Spöttereien nichts, sie hatte jetzt ihren Wunsch erreicht und war glücklich.

Nach acht Tagen war die Hochzeit. Mara erhielt eine berühmte Frau und ein schönes Stück

Geld. In der Stadt wurde die Heirath nicht mit Freude bewillkommt. Man wußte, daß der König mit Unwillen seine Zusage gegeben, und man kannte Mara's Charakter. Aber nie hatte Gertrud so schön gesungen, als jetzt, in der Blüthezeit ihrer Liebe, es war ein Fest, die kleinste Arie von ihr vortragen zu hören, doch leider dauerte diese schöne Zeit nicht lange.

Enthüllungen.

Es konnte nicht fehlen, Gertrud mußte bald hinter die Schliche ihres Mannes kommen.

Eines Abends, wo sie in Potsdam beim Könige sang, war Mara allein im Hause. Sehr spät ließen sich schwere Tritte auf der Treppe hören und Sangrelli trat ein. Er war erhitzt, hatte viel getrunken, hatte im Spiel verloren und kam jetzt zu Mara, den er zum ersten Male besuchte, seitdem er in Berlin wohnte.

Bacchus segne Dich, mein Junge! rief der trunkene Mann wankend, wie geht es Dir? vortrefflich, wahrscheinlich so gut, daß Du Deine Freunde in Rheinsberg vergißt. Er nahm erschöpft Platz.

Wie kommst Du so spät hieher? fragte der erstaunte junge Mann.

Dich um ein Nachtlager zu ersuchen, erwiderte

der Concertmeister. Ich habe keinen Pfennig in der Tasche, es ist mir durchaus unmöglich, mich anderswo einzumiethen; auch sind alle Gasthäuser schon geschlossen.

Hier willst Du bleiben? rief Mara. Mann, bist Du verrückt, weißt Du nicht, daß ich verheirathet bin? —

Wohl weiß ich das, Kätzchen, wohl weiß ich das! Mir zum Verdruß hast Du diesen einfältigen Streich gethan! doch weiß ich auch, daß Du nicht alle Nächte den getreuen Schäfer spielen wirst.

Schweig! Es ist ein Glück, daß heute meine Frau in Potsdam ist, und daß ich mich krank bei ihr gemeldet habe, daher ich diese Nacht in meinem Zimmer schlafen werde.

Das trifft sich ja ganz superb!

Ja, aber vor Sonnenaufgang mußt Du wieder fort.

Weßhalb denn so eilig? Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Deine Frau zu begrüßen.

Sie wird just nicht allzugroßes Verlangen nach dieser Begrüßung hegen, erwiderte Mara. Du könntest alte Geschichten ihr vorschwatzen, und damit wäre mir schlecht gedient.

Bruder! rief der trunkene Mann mit schlecht gespielter Grandezza, wann hörtest Du je, daß ich

plauderte, und noch dazu aus der Schule schwatzte? Es könnte sein, daß ich ihr meine unglückliche Geschichte mit der Bordoni vertraute, sagte er lächelnd, das würde ihr Spaß machen, da sie auch so ein Stück Bordoni ist, nur lange nicht so berühmt.

Nun so kleide Dich aus, und leg' Dich in mein Bett! sagte Mara unwillig.

Soll gleich geschehen, mein Junge. Vorher muß ich Dich bitten, hast Du nicht etwas, um meine Tasche zu stopfen, sie hat ein häßliches Loch.

Mara schlug einige Banknoten in ein Päckchen zusammen und gab sie dem Concertmeister. Hier hast Du etwas, was die Tasche ausfüllt. Du gleichst aber dem Faß der Danaïden, es giebt da zu viele Löcher zu stopfen! —

Ich habe bei Brental, dem französischen Sprachmeister, ein kleines Trinkgelage für uns eingerichtet, in der kommenden Woche, sagte Sangrelli, sich auskleidend, da mußt Du mit dabei sein, da wollen wir auf Deine Vermählung trinken.

Ich werde Gertrud mitbringen.

Kann es nicht ohne sie sein?

Hm! eine junge Frau will überall mitgenommen sein! antwortete Mara. Ich habe schon Mühe genug, sie von gewissen Gängen fern zu halten.

Nun, so mag sie kommen, rief Sangrelli seuf-

zend und sich im Bette streckend. Sie muß sich doch früher oder später an unsere Bacchanale gewöhnen. Es ist nun nicht anders! Die Leiden und Freuden des Ehestandes, mein Fritzchen. Nun, was ist das? Du kleidest Dich an?

Ich geh' zu meiner hübschen Wittwe, rief Mara, eine solche Nacht kommt nicht sobald wieder. Schlafe Du nur ruhig Deinen Rausch aus.

Das ist der leibhaftige Teufel! rief Sangrelli lachend, das muß ich bekennen! Ein Anderer würde genug haben an einer neugebackenen jungen Frau, der sucht noch Abenteuer. Wie ich jung war, hab' ich anders Haus gehalten mit meinen Kräften! Bursche, das wird nicht lange so gehen!

Mara hörte das Ende dieser Predigt nicht mehr, er machte sich, den Hausschlüssel in der Tasche, auf den Weg zur Nachbarin. Sangrelli löschte das Licht aus, und war nach wenigen Minuten fest eingeschlafen. Das Concert beim König war beendet und Gertrud machte sich nach Hause auf den Weg. Wie lang kam ihr dieser vor; endlich war sie angelangt. Sie wußte, daß Mara unwohl war, sie ging also leise die Treppe hinauf. In ihrem Schlafzimmer suchte sie aber vergeblich den Schlaf; es trieb sie zu sehen, was der Geliebte mache. Er kann es nicht übel nehmen, rief sie

bei sich, wenn ich komme, ich komme ja nur, um zu sehen und zu hören, wie es ihm geht.

Sie tappte im Dunkeln den Gang hinab bis zur Thür, diese leise öffnend trat sie ein. Auf das Bett zuschreitend, rief sie leise: Schläfst Du, mein Mara? Statt der Antwort tönten ihr die tiefen Baßlaute eines Schlafenden entgegen. Gut! rief sie, er schläft. Da kann es nicht so arg mit seinem Unwohlsein geworden sein. Sie setzte sich auf's Bett, und ehe sie's gedacht, hatte sie ihr Nachtkleid abgestreift, und schlüpfte in's Bett, ihm zur Seite. Sie reckte den Hals und gab dem Schlafenden einen Kuß. Dieser erwachte davon, und seinen Arm um ihren Hals legend, rief eine tiefe Baßstimme: Bist Du da, mein kleiner Teufel? —

He! was ist das? das ist nicht Mara! rief Gertrud aufspringend.

Sangrelli hatte rasch, wie er einen weiblichen Busen unter seiner Berührung fühlte, seine Hand zurückgezogen, lehnte jetzt im Bette, starrte in die Finsterniß und rief endlich: Wer ist da?

Aber diese Frage hatte Gertrud nicht abgewartet, sie war eilig gelaufen, und kehrte jetzt mit dem Nachtlicht aus ihrem Zimmer zurück. Mit diesem Lichte trat sie jetzt wieder vor's Bette, und

beleuchtete den Concertmeister, der sich verlegen die Hand vor das Gesicht hielt.

Ah — wer ist der Herr? Wie kommt es, daß der Herr in meines Mannes Bette liegt? fragte Gertrud, sichtlich erleichtert, da sie einen Mann im Zimmer gefunden hatte.

Ah, Madame! ich bin entzückt, Sie kennen zu lernen! rief der Concertmeister. Ich bin im Dienste des Prinzen Heinrich, und ein langjähriger Freund Ihres Mannes. Mein Name ist Sangrelli.

Gertrud, die ihr Nachtgewand wieder umgeworfen, machte eine Verbeugung. Ich habe schon von Ihm gehört, Signor Sangrelli! Er ist der Italiener, der beim Prinzen die Capelle dirigirt. O sehr obligirt, Ihn bei mir zu sehen! Vergebe Er nur, daß ich Ihn für meinen Mann hielt.

O bitte! rief der Concertmeister, ein Kuß von einer hübschen Frau ist nie eine Beleidigung.

Wo ist mein Mann? fragte Gertrud.

Denn wenn das eine Beleidigung wäre, fuhr der Concertmeister fort, wo bliebe ich denn? Wie oft bin ich da beleidigt worden! denn Sie müssen wissen, Madame, ich sah nicht immer so aus, wie ich mich Ihnen jetzt präsentire. Aber, o Himmel, ich bin noch immer im Bette! Erlauben Madame, daß ich mich erhebe und das Nothdürftige anlege —

Wo ist mein Mann?

Sogleich werde ich zu Diensten stehen. Damit schlüpfte der dicke Concertmeister hinter einen kleinen Schirm, der sich im Zimmer fand, und begann seine Hosen anzulegen. Während dessen ging Gertrud verzweiflungsvoll umher, immer ihre Frage wiederholend: Wo ist mein Mann? Endlich kam Sangrelli hinter dem Schirme hervor, nachlässig, aber doch leidlich angezogen. Er nahm einen Stuhl und setzte sich neben die Dame, die er mit verliebten Blicken anzusehen begann.

Ja, wo Ihr Mann ist, Madame, sagte er, das weiß ich wirklich nicht. Ist er nicht bei Ihnen?

Würde ich denn sonst hier sein? erwiderte Gertrud mit Unmuth.

Halt, ich weiß, wo er ist! rief hier Sangrelli. Der Junge verdient, daß ich ihn verrathe, sagte er bei sich. Bei Madame Berg hier nebenan!

Wie? bei der Wittwe des banquerotten Kaufmanns? fragte Gertrud erschreckt.

Sangrelli nickte mit dem Kopfe.

Da muß ich gleich hin! rief Gertrud, die Frau kenne ich, der muß ich das Handwerk einmal für allemal legen. Diese abscheuliche Creatur soll nicht mir zum Possen so nahe ihre Streiche treiben. Sie flog in ihr Zimmer, und kam alsbald mit Hut

und Shawl wieder. Bleibe Er hier, lieber Signor, ich bin gleich wieder da.

Kaum war sie fort, so trat Mara ein. Du bist ein schöner Freund! rief er Sangrelli voll Zorn in Mienen und in der Stimme zu. Warte nur, das will ich Dir gedenken!

Beim Jupiter! Da ist er! Wie hast Du denn das gemacht, in des Teufels Namen! rief der dicke Concertmeister lachend. Laß Dich umarmen, hübscher Knabe. Dieses Entkommen hätte ich nicht für möglich gehalten. Deine Frau sucht Dich.

Ja, durch Dich ausgeschickt? Schmutziger Angeber, Du!

Ich Dich verrathen? rief Sangrelli in der höchsten Entrüstung, wie kannst Du mir so etwas zutrauen? bin ich nicht Dein bester Freund? He! Was ist das für eine niederträchtige Anklage!

Wer soll es ihr denn sonst gesagt haben?

Wer? was weiß ich? Eifersüchtige Frauen folgen den Eingebungen, die in der Luft schweben. Sie werden durch Zeichen und Töne, uns unbekannt und nicht von uns gehört, geleitet. Wie bist Du ihr denn entschlüpft? Seid Ihr Euch nicht auf der Treppe begegnet?

Unser neues Kammermädchen ist meine Ver-

traute; die eilte herüber, als sie Dich mit meiner Frau sprechen hörte, sagte Mara. Auf der Hintertreppe kam ich hieher.

So, so — sieh' den Fuchs! rief der Freund. Wie schlau er sich sogleich einrichtet. Nun Deine Frau wird unverrichteter Sache gleich wieder hier sein! Das giebt einen schönen Spaß. Weißt Du was, nun wollen wir das praevenire spielen. Deine Frau hat nichts gefunden, sie kommt zurück, sie findet Dich hier, nun mußt Du ihr Vorwürfe machen! —

Hm! Ja, aber was soll ich ihr vorwerfen?

Was vorwerfen? rief der Concertmeister, ihre Eifersucht, daß sie Dich unschuldigen Jüngling auf verbotenen Wegen suchen ging. Zudem hat sie mir einen Kuß gegeben —

Dir einen Kuß? Das ist nicht wahr.

So wahr, wie ich hier vor Dir stehe, versicherte Sangrelli. Es war dunkel, sie fand mich im Bette, hielt mich für Dich —

Ja, so kam es — rief Mara mit Lachen.

Das brauchst Du aber nicht so anzunehmen, rief der Mann. Genug, sie hat mir einen Kuß gegeben, in Deiner Abwesenheit. Ein allerliebster Grund, um mit ihr zu zürnen.

Still! sie kommt! rief Mara. Jetzt nun ganz ruhig! Er legte ein Tuch um den Kopf und setzte sich auf einen Stuhl am Fenster.

Gertrud trat ein.

Sie war verlegen, befangen. Sie hatte drüben nichts entdeckt, was ihrem Argwohn hätte Vorschub leisten können, sie fand hier ihren Mann, wie es schien, schwer leidend. Sie grüßte ihn, und warf, von ihm nicht bemerkt, Sangrelli einen bösen Blick zu.

Wo bist Du gewesen, mein Kind? fragte Mara seine Frau.

Bei der Nachbarin, erwiderte Gertrud erröthend, ich wollte sie wegen des morgenden Festes etwas fragen. Und Du, mein süßes Männchen, wo hast Du Dich denn umhergetrieben die ganze Nacht?

Die ganze Nacht? sagte Mara erstaunt. Erst gegen Morgen ging ich zum Doktor, mir ein Mittel zu holen, weil der Schmerz zu arg wurde.

Zum Doktor? widerholte die junge Frau zögernd.

Wie weißt Du denn, daß ich fort war? tönte die Frage des Mannes.

Wie ich das weiß, sagte die Frau, jetzt hoch erröthend, ich — ich war hier.

Ja, rief Mara heftig, und hast Herrn Sangrelli einen Kuß gegeben. Eine Frau, die in Abwesenheit des Mannes fremde Männer küßt, sollte nicht die Eifersüchtige spielen.

So hat er geplaudert, rief Gertrud. Nun ja, es ist auch kein Geheimniß dabei. Ich hielt ihn für Dich.

Wer es glaubt! rief Mara immer noch böse.

Du bist ein rechter Narr! rief sie schmeichelnd, und suchte auf seinen Schoos sich zu setzen. Mara stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Nichts kann mich mehr schmerzen, als unverdient in Verdacht zu kommen, und dabei zu bemerken, daß eine junge Frau auf Seitenwege schleicht.

Du beleidigst mich ernstlich! rief sie jetzt empfindlich. Herr Sangrelli kann selbst die Wahrheit bekennen. Signor, sprechen Sie!

Der Concertmeister, der sich vortrefflich amüsirte bei diesem Streit, ließ sich jetzt herbei, der armen Frau ihr Recht zu geben. Ja, ja, es ist wahr, Mara, ich will bekennen, daß ich das Ganze nur als Scherz gesagt habe. Es war dunkel hier im Zimmer, und Madame glaubte, ich sei Du. Das ist das amüsante Räthsel.

Die arme betrogene Frau! Diesmal kam sie nicht hinter die Wahrheit; doch hatte sie ein Miß-

trauen gegen Sangrelli gefaßt. Dessen Dienst beim Prinzen Heinrich, das, was sie über den Charakter dieses Dienstes hörte, die vielen jungen Burschen, die er zu zügeln und zu bewachen hatte, die Art, wie er dies that und so manches Andere, Eigenthümliche und Besondere, was bei dieser Gelegenheit in der Nähe des Prinzen vorfiel, Alles brachte ihr einen Widerwillen gegen den Concertmeister bei, und sie suchte Mara von ihm frei zu machen. Das war auch Mara's Wunsch. Er mußte sich eingestehen, daß ihm Sangrelli viel koste, und daß er immer mehr verlangte, je öfter er was bekam. Der Schurke! rief er bei sich, er geht darauf aus, mich zu plündern! aber ich will ihm nichts mehr geben. Er wird drohen, Alles über mich, was er weiß, zu plaudern! Mag er es thun!

So geschah es. Das nächste Wiedersehen mit dem Concertmeister gab einen Zank, später noch einen; Sangrelli wurde unmuthig und sagte zuletzt: Bursche! Du willst Dich emancipiren! Ich werde Alles von Dir Deiner Frau sagen.

Gertrud hörte seine Aussagen, die sie für Verleumdungen erklärte. Sangrelli ward das Haus verboten, Mara ging nicht mehr nach Rheinsberg. Da der Prinz abwesend war, so konnte auf sein

Gesuch, der Abschied aus dessen Dienst, nicht gleich gegeben werden. So blieben die Sachen eine Zeit lang in der Schwebe. Sangrelli wurde Mara's erbittertster Feind, der Alles that, um ihm zu schaden.

Schlimmer Gang der Angelegenheiten.

Doch nicht im Punkte der Liebe, auch andere Ausschweifungen Mara's kamen an's Tageslicht.

Eines Tages, als er am Mittag nicht nach Hause gekommen war, erhielt Gertrud folgendes, mit Bleistift gekritzeltes Billet von ihm.

Liebe Frau, ich sitze im Arrest. Ein Streit mit einem Officier, den ich Deinetwegen führte, weil der Schurke Dich zu tadeln wagte, hat mich hergebracht. Es könnte sein, daß ich auf ein Jahr nach Spandau käme, wenn die Sache angezeigt würde. Ein Jahr — von Dir getrennt! Welch' ein entsetzlicher Gedanke für mich! Thu' Dein Möglichstes, liebes Trudelchen, begieb Dich, so wie Du diese Zeilen gelesen hast, zu dem Prinzen Achim Archinbald, er ist der Einzige, der hier helfen kann, und auch helfen wird, wenn Du ihn

darum bittest. Sag' ihm, daß die Beleidigung im betrunkenen Zustande von mir geschehen sei, und daß ich Abbitte thun will.

Mit diesem Schreiben, das die Arme nicht wenig erschreckte, zeigte sich zugleich ein Jude, der einen Wechsel von dreihundert, und einen von sechshundert Thalern präsentirte, beide von ihrem Mann ausgestellt und in wenigen Tagen zahlbar. Sie acceptirte beide Papiere und schickte sich an, zum Prinzen zu gehen.

Es hielt schwer, vorgelassen zu werden; der Prinz hatte eine Menge militairischer Geschäfte vom König aufgebürdet bekommen, die er mit seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit alle selbst ordnete und besorgte. Als sie endlich vorgelassen wurde, kam ihr der Prinz unwillig entgegen, und rief ihr gleich beim Eintritt zu: Sie kommt wegen Ihres Mannes? Als Gertrud bejahte, rief der Prinz: Sieht Sie jetzt, was Sie sich aufgeladen hat? Wer hat recht gehabt, der König oder Sie? Er ist ein Nichtsnutz, der Sie noch an den Bettelstab bringen wird.

Wir wollen nicht so hart urtheilen, Königliche Hoheit, sagte Gertrud sanft, mein Mann ist jung! Viele seiner Fehler sind Fehler der Jugend.

Wollte Gott, es wäre so! erwiderte der Prinz.

Nun, was kann ich zu Ihren Dienſten thun, meine liebe Madame?

Mara iſt im Arreſt.

So höre ich. Er hat gegen den Herrn von Selbitz den Degen gezogen; ein ſchweres Verbrechen, da er ſelbſt Soldat iſt. Der Streit hat vorgeſtern Abend im Kaffeehauſe der Frau Arnſtein ſtattgefunden.

Er ſchreibt mir, daß er betrunken geweſen iſt, — und daß er Abbitte thun will, ſagte Gertrud kleinlaut. Der Prinz ſah ihr mit Theilnahme und Mitleid in's Geſicht. Er bemerkte, daß ſie bleich war und daß ihr die Thränen nahe waren. Er erwiderte nach einer kleinen Pauſe: betrunken! Das iſt keine Entſchuldigung, er iſt ſelten nüchtern. Das mit der Abbitte — es könnte ſein! Wenigſtens wollen wir es verſuchen. Da muß Sie aber das Beſte dazu thun. Sie muß zu dem alten General Selbitz gehen, er iſt ein Muſiknarr und wird mit großer Freude und Ehre Ihren Beſuch entgegennehmen.

Ach Gott, wie ſoll ich — ſeufzte die arme junge Frau.

Ja, rief der Prinz, wenn Sie nicht etwas wagen will für Ihren Mann, ſo geht die Sache

ihren Gang; sie kommt vor's Gericht, und Mara spaziert auf die Festung.

Auf ein Jahr? fragte Gertrud.

Auf drei Jahre, erwiderte der Prinz. Die Strafen sind vom König verstärkt worden.

Um's Himmelswillen! rief die Frau. Ja, ich will zum General gehen. Wollen Sie mir seine Wohnung sagen. Welch' ein böser Gang!

Er lebt als Junggesell, sagte der Prinz, seine Frau ist todt. Früh Morgens um neun Uhr kann Sie ihn sprechen.

Wäre es nicht besser, ich wendete mich an den König! sagte Gertrud.

Der König will nichts mit der Sache zu thun haben, war die Antwort. Wenn es bis zum König käme, würde er ohne Zweifel die Gerichte ihren Gang gehen lassen. Schlage Sie sich nur dergleichen ganz aus dem Sinn, Frau. Mit dem König hat Sie es einmal für allemal verdorben, was Ihren Mann betrifft.

Ist er so rachsüchtig!

Gerecht ist er! rief der Prinz.

Kann ich nicht meinen Mann sprechen? fragte Gertrud.

Ich werde Ihr Jemand geben, der Sie zu ihm führt, erwiderte der Prinz, zugleich machte er

ihr eine Verbeugung, und die Audienz hatte ihr Ende. Wenige Minuten darauf befand sich Gertrud mit einem Unterofficier, den der Prinz ihr mitgegeben, auf dem Wege zum Arrestlokal. Ew. Gnaden müssen verzeihen, sagte der freundliche Mann, wir gerathen aber hier in die Soldatenwirthschaft, da ist es nicht recht geheuer für Damen.

Es thut nichts, mein Lieber; wir wollen rasch gehen.

Durch Säle voll wüsten Lärms, wo die Mannschaften theils exercirten, theils sich müßig umhertrieben, schlechte Späße machten, oder sich zankten, gelangte der Unterofficier mit seiner Dame in ein abgesondertes Quartier der Kaserne, hier wurde eine enge, kleine Thür geöffnet, und Gertrud sah in ein Zimmer, das voll von Tabaksqualm war, aus dem man nur mit Mühe einzelne Gestalten heraus erkennen konnte. Mara saß am Spieltisch mit noch anderen lockeren Gesellen. Er stand auf und kam seiner Frau entgegen. Er begrüßte sie freudig und leitete die Erschöpfte auf einen Platz in einer kleinen Seitenkammer.

Ist es möglich, daß Du spielen kannst, während das Schwert über Deinem Haupte schwebt? rief sie voll Unruhe und Besorgniß. Mara, Deine Sache steht sehr schlimm.

Ich weiß es, meine kleine Frau, aber da Du Dich ihrer annimmst, kann sie nicht mehr schlimm sein. Er setzte sich, nahm sie auf den Schoos und liebkoste sie. Was hast Du für mich gethan? fragte er.

Noch wenig, allein ich gehe zum General Selbitz, erwiderte sie.

Um Alles in der Welt nicht, rief er aufspringend. Zu diesem Weiberjäger, diesem unverschämten Lüstling! Da laß ich Dich nicht hingehen!

Der Prinz hat es mir gerathen, rief Gertrud. Der Prinz wird mir nichts Gefährliches anrathen.

Ueberdies ist er ein Querkopf, ein wunderlicher Kauz.

Thut Alles nichts! rief Gertrud, er ist der Einzige, der hier helfen kann.

Er ist ein Lump, der Prinz! rief Mara, kann er nicht durch einen Federstrich die Sache abmachen?

Um Gotteswillen! bat Gertrud, sprich nicht in diesen kecken Ausdrücken von diesem hohen Herrn! Du redest Dich vollständig um Deinen Hals. Ueberhaupt, Mara, versprich mir bei dieser Gelegenheit vorsichtiger und auch klüger zu sein! Du siehst, ich bin bereit, Alles für Dich zu thun, nur sei von jetzt an selbst etwas auf Deiner

Huth. Deine Geldausgaben müssen auch eingeschränkt werden, heute war ein Mann bei mir, der zwei Wechsel präsentirte, die ich einzulösen versprochen habe; aber —

Nichts aber! mein kleiner Schatz! rief Mara, Du bezahlst die Schulden Deines Mannes, das ist in der Ordnung. Hörst Du diesen Lärm? das ist Alles Deinetwegen, Gertrud.

An der Thür der Kammer hatten sich die Mitgefangenen aufgestellt, und brachten, ihre gefüllten Weingläser in der Hand, der Frau ihres Kameraden ein Vivat. Es lebe die angebetete Primadonna! riefen Alle wie mit einer Stimme. Gertrud mußte vortreten, ein Glas leeren und danken. Ja, rief Mara, das ist meine Frau! Die beste Frau in ganz Berlin! Wer es nicht glaubt, hat es mit mir zu thun!

Durch den Tumult der Trunkenbolde sowie der erhitzten Spieler drängte sich Gertrud hindurch und fand draußen vor der Thür ihren getreuen Unterofficier, der auf sie wartete. Sie setzten sogleich ihren Gang durch die Kaserne fort. Aber jetzt hatte sich der Schauplatz verändert; die Soldaten hatten erfahren, daß die Dame die berühmte Sängerin sei, und hatten beschlossen, so gut es ginge, ihr eine Ehrenbezeugung zu machen. Sie

hatten sich also in zwei Reihen aufgestellt, durch diese Straße mußte Gertrud mit ihrem Begleiter gehen. Während sie durchpassirte, salutirten die Soldaten und riefen ein dreimaliges „Hoch!" Sie ließ Geld austheilen und verließ die Menge dankend. In der Straße angelangt, erkundigte sie sich nach dem Hause des Generals, und ließ sich's zeigen. Der Unterofficier kam bei der Gelegenheit bescheiden an sie heran und sagte, er hätte gehört, welcherlei Geschäfte sie mit dem alten Herrn abzumachen gedächte, er wollte ihr den unterthänigsten Rath geben, wenn ihre Sache mit dem Vater nicht glückte, es mit dem Sohne zu versuchen. Es sei bekannt, daß dieser sehr in Schulden stecke, mit einem paar hundert Thalern könnte sie ihm helfen, doch müßten sie so gegeben werden, daß der Vater nichts davon erführe, der ein strenger Ehrenmann sei, und nicht dulden würde, daß die Sache mit Geld abgemacht würde. Er wolle das besorgen und Gertrud die betreffende Quittung überbringen, wenn sie ihm das Vertrauen schenken wolle. Sie dankte ihm und bestellte ihn zu morgen zu sich, wo sie ihm Antwort sagen wollte, wenn sie den General gesprochen.

In der Morgenstunde des nächsten Tages machte sie sich auf den Weg. Sie ließ sich beim

General melden, der sie erst nach dreimaliger Nennung ihres Namens annahm. Der alte Herr stand von einem Musikpult auf, kam ihr entgegen und rief überrascht: Ist es möglich? Seh' ich wirklich die berühmte Jungfer Schmähling bei mir? Wie in aller Welt komm' ich zu der Ehre? Setzen Sie sich, meine Liebste!

Ihro Excellenz werden verzeihen, ich bin nicht mehr Jungfer Schmähling, sondern Frau Mara, die Frau des Musikus aus der Kapelle des Prinzen Heinrich. Um seinetwillen komme ich hieher. Er ist so unglücklich gewesen, mit Dero Herrn Sohn einen Streit zu haben.

Das runde, freundliche Gesicht des alten Herrn wurde bei diesen Worten lang und düster. Mit gänzlich veränderter Stimme sagte er: Dero Herr Gemahl, meine liebste Jungfer Schmähling, ist ein ganz infamer Schurke, und verdient den Galgen. Er hat sich beikommen lassen, meinen Sohn auf öffentlichem Kaffeehause zu insultiren.

Er ist seiner Sinne nicht ganz mächtig gewesen durch zu viel genossenen Wein! Ew. Excellenz werden die Gnade haben, diesen Fehler zu entschuldigen.

Nein, nein, liebe Jungfer, ich entschuldige es nicht, und habe selbst darauf gedrungen, daß es

angezeigt werde. Wo bliebe die preußische Armee, wenn es erlaubt wäre, daß jeder Vagabund sie beleidigen dürfte. Der General war in höchster Aufregung, ging im Zimmer auf und ab, in der Schlafmütze und in einem großgeblümten Schlafrocke. In der Ecke des Gemachs standen acht Grenadiere, alle mit Notenblättern in der Hand. Eine verlegene Pause entstand, während Gertrud nicht wußte, was sie sagen sollte.

Somit fahrt fort, ihr Burschen! Wo blieben wir stehen? Richtig, beim zweiten Vers. Zu Gertrud gewendet erklärte er: Das ist ein Musikstück von mir. Ich habe den Marsch meines Regiments in Variationen gebracht, und lasse diese von diesem Plebs vortragen.

Der Marsch begann, verunglückte aber sogleich durch die fehlerhafte Stimmensetzung.

Ruhig, ihr Bärenhäuter! Wie singt ihr wieder! schrie der General, indem er dem Nächsten mit der Notenrolle einen Schmiß in's Gesicht gab, habt ihr nicht gehört, daß die berühmte Sängerin des Königs euch zuhört! Die Musik begann von Neuem, und endigte eben so schlecht. Die Verzweiflung des Chores war rührend, und wenig hätte gefehlt, so hätte Gertrud, trotzdem, daß es ihr

nicht danach zu Sinn war, über die albernen Gesichter der armen Jungen gelacht.

Was sagen Sie dazu, meine liebe Jungfer? fragte der unglückliche Virtuos.

Daß das Ganze anders gesetzt werden muß, erwiderte sie. Geben Ew. Excellenz mir die Partitur her. Sie nahm das Notenheft und zeichnete mit dem Bleistift einige Striche hinein. So, sagte sie, so wird es besser gehen.

Es begann von Neuem, und siehe da, die Schwierigkeit war gelöst. Es kam ein ordinairer, aber richtiger musikalischer Gedanke an's Tageslicht.

Ganz allerliebst! rief der General. Sie wissen mit der Sache umzuspringen. Tretet ab, ihr Schlingel! Wir wollen miteinander die Partitur durchgehen, liebe Jungfer. Dabei habe ich das Vergnügen, Sie ein Stündchen bei mir zu behalten.

Ich muß bedauern, bemerkte Gertrud, daß ich wegen der Theaterprobe nicht lange bleiben kann. Doch wir wollen sehen, wie weit wir kommen.

Sie setzte sich mit dem alten General an ein Tischchen hin, und das Musikstück wurde durchgenommen. Es waren einige grobe Fehler im Satze, die unbarmherzig ausgemerzt wurden. Als die Arbeit vollbracht war, stand sie auf und fragte,

die Danksagungen des Generals unterbrechend: nun, haben sich Ew. Excellenz in Betreff meiner Angelegenheit auf einen freundlichern Ausweg besonnen?

Meine liebe gute Jungfer, was soll ich sagen! rief der General, offenbar gerührt durch den Dienst, den sie ihm geleistet. Dero Herzliebster hat einen Subordinationsfehler begangen, es muß durch eine öffentliche Abbitte und Entschuldigung wieder gut gemacht werden.

Dazu ist mein Mann bereit.

So lassen Sie ihn zum Prinzen gehen, mein Sohn wird sich auch dort einfinden, erwiderte der erfreute Musikus. So kann die Sache abgemacht werden, das heißt, wenn mein Sohn es will, denn auf ihn kommt doch Alles an.

Ew. Excellenz sind sehr gütig, sagte Gertrud. Darf ich mich jetzt beurlauben? meine Stunde drängt.

Ja, meine gute Jungfer, das dürfen Sie! Ihr liebes kleines Händchen! kann ich mir erlauben, einen Kuß darauf zu drücken? Er nahm die Hand, und da Gertrud ihm die Wangen hinhielt, drückte er einen begeisterten Kuß auf diese.

Die Angelegenheit wurde mit Hülfe der Ehrenerklärung und den geheim gezahlten dreihundert

Thalern, über die der Lieutenant dem Unteroffi-
cier eine Quittung gab, glücklich abgemacht. Mara war frei, und versprach für die Folgezeit vorsich-
tiger zu sein. Ein Versprechen, das er nicht hielt. Der General besuchte Gertrud noch häufig. Im-
mer brachte er eine Notenrolle mit, wenn er kam.

Noch eine böse Entdeckung machte Gertrud bei den Gängen, die sie zu thun hatte, um ih-
ren Mann zu befreien. In einer kleinen Win-
kelgasse kam sie an einem Häuschen vorbei, aus dessen Fenster ein rothbackiger frischer Junge von zwei Jahren mit einem schwarzen Lockenkopf her-
ausguckte. Sie blieb stehen und sah sich den hübschen Knaben an. Die Mutter kam hinzu. Sie stieß das Kind an und rief ihm zu: Grüß' doch Tantchen! Das ist ja Tantchen! Kennst Du sie nicht, Fritz? — Der Knabe machte einen ver-
legenen Gruß und Gertrud sah verwundert das Weib an, das dies dem Kinde geboten hatte. Die Mutter grüßte jetzt und sagte lachend: Ew. Gnaden kennen mich nicht, aber ich kenne Sie!

Wer bin ich denn? fragte die Sängerin.

Die bekannte Theaterprinzessin, erwiderte das Weib, immer unverschämt lachend, die vom Kö-
nig sechstausend Thaler bekommt.

So! Und wer ist denn Sie?

Ich? rief das Weib, und versteckte sich lachend hinter ihre rothen Hände, die sie vor's Gesicht hielt. Das ist ein Geheimniß.

Schon wollte Gertrud gehen, überzeugt, dies sei eine halb Verrückte, als das Weib sich lebhaft zu ihr hinwendete und in einem flüsternden Tone rief: Das ist Mara's Kleiner, und ich bin seine Mutter. Ein schallendes Gelächter begleitete diese Rede, in das noch ein paar Andere, liederlich aussehende Weiber mit einstimmten, die unterdeß herbeigekommen waren. Die Straße füllte sich mit Menschen und erschreckt und beleidigt suchte Gertrud zu entkommen.

Zu Hause angelangt, brach sie in Thränen aus! Das war zu viel für sie; erst der ärgerliche Handel mit dem Militair, jetzt dieser Skandal mit einem liederlichen Weibsbilde, das ihr Mara's Kind mit Hohnlachen unter's Auge hielt, sie wußte sich nicht zu lassen. O meine Freunde! rief sie, an die Genossen ihrer heitern Jugend denkend, was werdet ihr von mir sagen? Von dem elenden betrogenen Weibe, das ich jetzt bin? Du, mein guter Vater Hiller, welcher Ausdrücke wirst Du Dich bedienen, wenn Du von der redest, die Dir einst lieb war, und die Du mit lauter Freundschaft und Sorgfalt unterrichtetest, wenn Du jetzt

hörst, wie tief ich im selbstverschuldeten Elend sitze?

Sie wollte auf- und davongehen; in eine Gegend, wo sie all' ihrer Qualen ledig war, aber der Kontrakt mit dem König hieß sie bleiben. Da kam Mara, war zärtlich und reuevoll wie nie zuvor, und sie vergab ihm, aber sie mußte sich selbst gestehen, daß dies Schwäche war.

Andere Unannehmlichkeiten kommen hinzu.

Wenn eine Tollkühnheit und Unvorsichtigkeit beseitigt war, erschien eine andere und nahm deren Stelle ein, so ging es fortwährend. An manchen Dingen hatte Mara nicht Schuld, sie wurden ihm aufgebürdet, weil sein Charakter einmal bekannt war und man ihm dergleichen zumuthen konnte. Kleine Streitigkeiten, grobe Zanksachen, er that fast keinen Schritt aus dem Hause, ohne sich in diese Händel zu verwickeln. Sangrelli erhob gegen ihn eine Klage, die, wenn sie geglückt wäre, ihn auf immer hätte in's Zuchthaus bringen können. Er beschuldigte ihn, Gelder und Effekten des Prinzen unterschlagen, des Prinzen Uniform angelegt und sich für ihn ausgegeben, im trunkenen Muthe Worte und Scherze des Prinzen wiedererzählt und auf seine Kosten Lügen verbreitet

zu haben. Alle diese Dinge behauptete der Concertmeister gerichtlich beschwören zu können; die Klage kam vor's Militairgericht; durch einen Befehl des Prinzen wurde sie jedoch zurückgenommen, und die ganze Sache niedergeschlagen. Aber frei kam Mara bei alledem nicht, er blieb nach wie vor der militairischen Capelle des Prinzen beigezählt, nur durfte er keinen Dienst thun, und konnte in Berlin wohnen.

Dieser vielfältige Verdruß und Kummer, und dann eine frühzeitige Niederkunft, mochten Gertrud's derbe Gesundheit erschüttert haben und sie mußte öfters das Bett hüten. Dies paßte mit ihrem Berufe als Sängerin, die wöchentlich wenigstens einmal auftreten mußte, schlecht zusammen, und der König war ein unnachsichtiger Vollstrecker der Kontraktverbindlichkeiten. Sie mußte sich also, krank wie sie war, aufraffen, um ihren Posten auszufüllen. Sie war mit einem Gesuch eingekommen, ein ausländisches Bad besuchen zu dürfen; der König hatte auf das Blatt mit eigener Hand geschrieben: Freyenwalde thut es ebenso gut. So blieb sie denn in Berlin.

Der Großfürst Paul von Rußland kam nach Berlin. Ihn zu empfangen wurden große Festlichkeiten angeordnet; eine Festoper gehörte wesent-

lich zu dem Programm des Tages. Gerade um dieſe Zeit war die Mara bedeutend krank. Sie ließ es dem Opern-Direktorium anmelden, und erhielt zur Antwort, der König wolle an dem Tage die Oper haben und es würden keine Entſchuldigungen angenommen. Der König hatte von ihrem Krankſein gehört, er ſchickte den Prinzen zu ihr, und ließ ſie warnen. Gertrud, empört durch dieſe Tyrannei, wie ſie es anſah, antwortete, daß kein Gott der Welt ſie zwingen könne, wenn ſie nicht ſingen könne, könne ſie nicht ſingen, und alle Urtheilsſprüche und Machtbefehle hälfen nichts. Friedrich faßte ſeinen Entſchluß. Als am Morgen des Tages der Aufführung von der Mara die Nachricht kam, daß ſie unmöglich den Abend ſingen könne, gab er ſeine Befehle. Zur Zeit des Anfangs des Stückes hielt ein Wagen vor ihrer Thür und ein Dragonerofficier mit acht Gemeinen ſtiegen aus, und begaben ſich in die Wohnung der Kranken. Einen heftigen Schrecken veranlaßte dieſe Erſcheinung. Zum Glück war Mara nicht zu Hauſe, ſonſt wären von ihm tauſend Unbeſonnenheiten und Unſchicklichkeiten begangen worden. Die Dienerſchaft im Hauſe lief hin und her, ſie ſtellte ſich vor die Thür des Krankenzimmers, doch der Rittmeiſter erzwang den Eingang mit

einem derben Fluche, trat an das Bette und sagte: Madame, ich muß Sie lebendig oder todt in's Opernhaus liefern! — Er sieht, ich liege im Bette! antwortete Gertrud. — Wenn es nicht anders ist, so nehme ich Sie mit sammt dem Bette! —

Ehe er diese Drohung ausführte, entschloß sich Gertrud sich anzukleiden. Der Dragoner verließ das Zimmer, stellte sich im Vorzimmer auf, und todtmüde und erschöpft schlich die arme Sängerin zu ihrem Spiegel und gab ihrer weinenden Dienerin Befehle, die Opernkleider zusammenzupacken. Alles ging in Eile und ziemlich schief. Nach Zeit von zehn Minuten hing sie sich an den Arm des Officiers und ließ sich die Treppe hinunterschleppen. Nie war eine Schauspielerin in einem erbärmlichern Zustande auf die Bühne gebracht worden. Im Wagen befiel sie noch eine Ohnmacht, aus der sie erwachte, als die ganze jammervolle Begleitung vor dem Opernhause hielt. Der Officier führte sie in die Garderobe, machte ihr dann eine Verbeugung und empfahl sich. Da stand sie nun, während Kränze von Flittergold ihr umgehängt wurden, indem ein seidener Stoff ihre Glieder umrauschte, zum Tode erschöpft, vom Fieber geschüttelt, und keines Lautes in ihrer Kehle mächtig. Ein Bild der erbarmungslosen Verlassenheit. — Der Prinz kam auf's

Theater und fand sie in diesem Zustande. O mein theurer Herr! rief sie: Wie hat man mich behandelt! Mit Henkersknechten auf die Bühne geschleppt!

Liebe Madame, erwiderte er, nennt meine Soldaten keine Henkersknechte. Sie sieht, hier geht Alles nach militairischem Fuße! Aber ist Sie wirklich krank? Ich habe es nicht geglaubt, und auch der König hat es nicht für wahr gehalten.

Ich bin als einfaches deutsches Mädchen auferzogen, sagte sie, und weiß darum nicht von den Kunststückchen der gefeierten italienischen Sängerinnen. Wenn ich mich krank melde, bin ich's wirklich, und jetzt bin ich es in einem Grade, daß ich nicht weiß, ob ich morgen noch lebe.

O, nur Muth! Es wird Alles gut gehen. Ich gehe, dem König zu melden, wie ich Sie fand. Sie soll nicht singen, wenn es Ihr wirklich schadet.

Nein, mein lieber Prinz, jetzt, da er mich hieher hat schleppen lassen, soll er auch hören, welche Töne ich in meiner Kehle habe. Jetzt bleibe ich hier, und werde singen. Sagen Sie ihm das!

Der Prinz ging, und Gertrud vollendete ihre Toilette. Die erste Scene ging matt, der ganze erste Akt verfehlte jede Wirkung, gegen den Schluß faßte sie aber alle ihre Kraft zusammen, und da sie sah, daß der Großfürst ihr aufmerksam zuhörte,

legte sie ihre volle Kunst bei der Haupt-Fermate in einer weit ausgeführten Cadenz, wie sie noch in diesen Räumen nicht gehört worden war, nieder und hatte die Genugthuung, den Fürsten entzückt aufstehen und in ein begeistertes Applaudissement ausbrechen zu hören. Auch der König klatschte befriedigt Beifall.

Der Prinz, der General Selbitz, mehrere ihrer vornehmen Freunde und Bewunderer umgaben sie nach der Vorstellung, sie erhielt von Allen die größten Lobsprüche. Es beglückte sie dies, es konnte ihrem Herzen aber keine Beruhigung geben. Der Gedanke, unter militairischem Kommando zu stehen, wie eine Strafgefangene singen zu müssen, auch wenn sie nicht wollte und nicht konnte, zerschnitt ihr das Herz. Zum ersten Male hatte sie den berühmten König von dieser Seite kennen gelernt, und der Sieger über zweimalhunderttausend Oestreicher kam ihr jetzt schrecklich bis zum Entsetzen vor. Sie fing an vor ihm zu beben, und jeder Fehler, den sie sich unbewußt zu Schulden kommen ließ, glaubte sie gleich mit Fesseln und mit einer Kerkerzelle in Spandau bestraft. Nur zitternd kam sie, um vor ihm zu singen, wenn es ihr befohlen wurde.

Mara wüthete über diesen Vorfall, man mußte

ihn hüten, daß er nicht Unbesonnenheiten beging, die entsetzliche Folgen hätten haben können. Das Paar saß schmollend und grollend zu Hause und brütete Pläne aus, wie sie sich aus der Tyrannei, so nannten Beide dieses Betragen des Königs, befreien könnten.

Mara rief: Sind wir denn ganz ohne Schutz? Steht uns nicht Europa offen? Was bietet man Dir in England für ein Concert?

Sechzehntausend Thaler, erwiderte Gertrud, für drei Concerte.

Nun ja! rief Mara, und Reisegeld war ja auch noch dabei?

Zweitausend Thaler Reisegeld.

Man sehe! welche Summen wir uns verdienen könnten, wenn dieser D—kontrakt nicht wäre! rief der Violoncellist. Und dazu kommt noch, daß Du die verwünschte Krankheit Dir hier geholt hast.

Gertrud wollte darauf erwidern, daß diese Krankheit eigentlich ihn zur Ursache hätte, seine Verschwendung, seine tollen Streiche, seine dreiste und unverschämte Art, mit der er überall auftrat, sogar gegen seine Frau, die doch die Liebe und das Nachgeben selbst war, aber sie ließ es sein, überzeugt, daß doch kein Vorwurf mehr helfen würde.

Sie versank von Neuem in Trübsinn. Vielerlei Pläne wurden gefaßt, aber bald wieder wegen ihrer zu großen Abenteuerlichkeit aufgegeben. Was war zu machen? Welchen Weg mußte man einschlagen, um frei zu werden?

Sie sannen hin und her.

Endlich sprang Mara auf und schrie: Eine Flucht! Eine Flucht ist das Einzige, was hier hilft!

Soll ich doch nicht lieber an den König schreiben? sagte Gertrud.

An den König? rief Mara. Zu was? Was willst Du ihm schreiben?

Er hat mir versprochen, mich nach Italien zu schicken zur Verbesserung meines Gesanges, bemerkte Gertrud. Wenn ich ihn nun bitte, mir diese Reise jetzt zu gewähren, und statt nach Italien gehen wir nach England und kommen dann gar nicht wieder. —

Das ist ja Alles vergeblich! bemerkte der Mann. Bös' wie der König ist, wird er Dir jetzt nichts gestatten. Da kannst Du sicher sein. Nein, wir fliehen und machen, daß wir ihm aus den Krallen kommen. Laß uns dabei festbleiben. Es ist kein anderes Mittel, glaub' es mir.

Und die Flucht ward beschlossen.

Die Flucht.

Eine Station hinter Berlin fanden beide Ehegatten den bestellten Wagen, wo sie sich hineinsetzten. Der Paß, den Mara geschrieben hatte, lautete: Die Pächterin Anna Gumprecht mit ihrem Großknecht Jonathan Müller. Sie hatten eine Zeit gewählt, wo der König auf einer kleinen Fahrt, die ein paar Tage dauerte, abwesend war. Alles war mit der höchsten Vorsicht bereitet, nichts den vertrauten Freunden gesagt worden, Niemand wußte, daß die Mara Berlin verließ.

Sie kamen glücklich über die Grenze.

In einem sächsischen Grenzstädtchen, wo sie Abends anlangten, beschloß Gertrud die Nacht über zu bleiben. Sie waren so froh, daß sie aus ihrem Käfig erlöst waren, so nannten sie Beide ihren Aufenthalt in Berlin, daß sie auf der Wiese,

mitten unter freiem Himmel, sich anfaßten und mit einander tanzten. Das Gasthaus des Städtchens nahm sie auf. Sie hatten sich zwei gesonderte Zimmer bestellt, weil sie, dem Paß nach, nicht mit ihrem Großknecht zusammenschlafen wollte.

Der Wirth des Gasthofes, ein kleiner, übelgewachsener Mann von sechzig Jahren bekomplimentirte sie äußerst artig. Es fiel Mara auf, daß er seine Frau besonders genau in's Auge faßte, und theilte dies Gertrud mit, diese war aber so freudig, daß sie jede Warnung beherzt in den Wind schlug. Nach dem Abendessen war Herr Gelling, so hieß der Wirth, plötzlich verschwunden.

Die Eheleute blieben noch bis spät in die Nacht auf. Sie berathschlagten, wohin sie sich wenden wollten. Gertrud nannte Wien, Mara wollte direkt nach London. Wien, sagte er, liegt dem Tyrannen zu nah', er kann uns dort leicht wieder einfangen. — Nun dann nach Italien! rief Gertrud, und sie sang sogleich eine der schönsten Arien Paesiello's.

Still, still! rief Mara besorgt. Nur nicht singen. Die Pächterinnen singen nicht so kunstvoll. Denk' an den Kammerherrn, den Du damit locktest.

Du hast recht, Marachen! rief sie. Ach, wie

bin ich glücklich! So frei sein, ungebunden, ist doch das schönste Geschick auf Erden!

Dein Husten hat sich auch nicht wieder gemeldet! rief er.

Den hab' ich unserm Kerkermeister zum Andenken hinterlassen.

Und die Eheleute schlossen sich einander in die Arme, und Beide dankten dem Himmel, aber ihre Danksagung kam zu früh, das sollten sie sogleich erfahren.

In den ersten Morgenstunden wurde an die Thür des Gasthofes geklopft. Die Frau des Gastwirths öffnete. Ein vornehmer Herr stieg aus der Chaise, die mit Postpferden bespannt war. Er ließ sich ein Frühstück geben, und ging in der Passagierstube auf und ab. Plötzlich erschien auch Gelling. Sie sprachen lange heimlich mit einander. Die Frau lauschte, aber sie vernahm nichts als die Worte des Herrn: Also sie schlafen noch? — Ja, in aller Ruhe, war die Antwort. Jetzt kam der Amtmann, der die polizeilichen Obliegenheiten unter sich hatte, er holte ein Papier hervor, das die Frau für den Paß der beiden Reisenden erkannte; der fremde Herr steckte es zu sich, und verabschiedete den Amtmann, indem er ihm noch einige Befehle gab. Er stellte sich, als der Mann

fort war, an die Thür der Schlafkammer der fremden Dame und lauschte. Drinnen waren Beide eben aufgestanden und Mara amüsirte seiner Frau, den König darzustellen, wie er böse sein würde, wenn er ihre Flucht erführe. Stellung, Manier, Redeweise, Alles war der Natur gut abgelauscht. Es wurde drinnen gelacht und auch der lauschende Herr lachte ein wenig. Es ist richtig, rief er zu dem Gastwirth, es kann Niemand anders sein, als die Sängerin. — Gnädiger Herr, erwiderte Gelling, ich habe sie ja so oft gesehen, wenn ich im Theater die Lampen putzte, ich werde sie doch wiedererkennen. Gleich auf den ersten Blick hab' ich erschaut, wen ich bei mir hatte.

Der Wagen der Eheleute war um diese frühe Stunde bestellt, und sie machten sich fertig abzureisen. Mara ging aus, um mit dem Postmeister zu sprechen, unterdessen trat der vornehme Herr bei der Frau ein. Er grüßte sie sehr artig und sagte dann: Ich habe die Ehre, mit der Frau Pächterin Gumprecht zu sprechen.

Die bin ich, sagte Gertrud, was steht zu Ihrem Befehl?

Ich meine, da reisen wir zusammen; ich bin auch ein Pächter, und bereise den nächsten Viehmarkt.

So, erwiderte Gertrud mit einiger Verlegenheit. Ist es gefällig, in meinen Wagen zu steigen?

Ich habe meinen eigenen, erwiderte Gertrud, und beeilte sich fortzukommen, denn der Fremde wurde ihr unheimlich. Dieser aber, unbekümmert um ihre Worte, reichte ihr den Arm.

Ich erwarte meinen Großknecht, erwiderte Gertrud.

Mit dem Paß? Den hab' ich in der Tasche, erwiderte der Fremde.

Sie? mein Herr, wie kommen Sie dazu?

Da wir doch zusammenreisen, hab' ich mich des Papiers versichert. Kommen Sie, Madame, Alles ist schon in Ordnung. Ihr Knecht wird von unserer Abreise benachrichtigt werden, und auf seine Weise uns nachkommen.

Wie, mein Herr? Wer sind Sie?

Graf Solms, der preußische Gesandte am Dresdner Hofe.

Ein Schrecken, als sollte sie zum Tode geführt werden, bemächtigte sich der armen Sängerin. Sie wankte und konnte nicht von der Stelle. Der Gesandte belustigte sich, einige Zeit ihre Verlegenheit zu beobachten, dann sagte er mit kaltem Tone: Ihre Flucht ist entdeckt, Madame Mara, und ich werde Sie, meiner Pflicht gemäß, wieder nach

Berlin abliefern; für's Erste reisen wir nach Dresden.

Mein Herr —

Keine Bitten, keine Vorstellungen! Die Sache ist sehr einfach.

In dem Augenblick kam Mara; Gertrud, indem sie zum Wagen des Ministers geführt wurde, hatte nur Zeit ihm zuzuflüstern: Wir sind entdeckt! Suche Dich zu retten!

Mara stellte sich sogleich zornig dem Gesandten in den Weg, und suchte seine Frau von dessen Arme loszumachen. Der Minister winkte seinen zwei Dienern, die ihm folgten, diese ergriffen den Wüthenden.

Wage Er nicht sich zu widersetzen! rief der Graf. Seine Strafe wird ohnedies groß genug sein. Der falsche Paß spricht gegen Ihn! Herr Gelling, Sie wissen meine Befehle. Bemächtigen Sie sich dieses Herrn, halten Sie ihn hier fest, bis Nachricht aus Dresden kommt. Der Gastwirth verbeugte sich ehrerbietig, der Gesandte hob die Sängerin in den Wagen, stieg dann selbst ein und fuhr mit seiner Beute fort. Einer der Diener des Grafen blieb zurück, um über die Ausführung der Befehle zu wachen.

Der Zorn Mara's war unbeschreiblich. Er

wollte der Frau nach, er wollte sich beim Ortsgericht beklagen, nichts gelang. Er wurde zurückgehalten und mußte sich zuletzt in Geduld finden.

Unterdeß ging die Reise seiner Frau nach Dresden ohne Verzug weiter. Man langte im Hause des Gesandten an, wo gerade eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Jedermann wußte um die Fahrt des Gesandten nach dem Grenzstädtchen und konnte sich deßhalb erklären, wer die Frau war, die an seiner Seite im Wagen saß. Viele der Damen waren neugierig, die berühmte Sängerin zu sehen, Andere bewunderten den Muth der Widerspenstigen, die sich zu einem so unsichern Fluchtversuche hatte verleiten lassen. Man bedauerte, daß der Mann nicht dabei war, denn auch von ihm hatte man gehört, und wünschte ihn zu sehen. Gertrud trat in den glänzend erleuchteten Saal, unter all' die geputzten Gäste, an dem Arme des Ministers, der sie den Damen vorstellte.

Hier ist die berühmte Sängerin Mara aus Berlin, sagte er, die auf ihrer Zurückreise in diese Hauptstadt einen kleinen Unfall gehabt hat, und es daher vorzieht, sich meines Wagens zu bedienen, um ihre Reise fortzusetzen. Niemand widersprach dieser Erklärung, Jedermann war erfreut,

die bekannte Reisende zu sehen, und man begrüßte sie demnach sehr freundlich. Im Geheimen traf der Minister Anstalten, daß seine Gefangene ihm nicht wieder entschlüpfe. Da sie die Nacht dablieb, gab er ihr eine sehr derbe, unternehmende Person auf's Zimmer, die dort schlafen und ihre Beaufsichtigte unter keiner Bedingung nur auf einen Augenblick allein lassen sollte. Man kann sich denken, daß Gertrud dies merkte, und daß sie sich dieser lästigen Bewahrung zu entziehen strebte. Als die Gesellschaft sich aufgelöst hatte, befand sich unsere unglückliche Sängerin allein in ihrem Zimmer, sie faßte den Entschluß zu entschlüpfen und erkundigte sich bei ihrer Begleiterin, wo der Ort sei, den sie vorgab besuchen zu müssen. Die Dame war bereit, ihr ihn zu zeigen. Gertrud hatte gehofft, daß sie sich entfernen würde, doch sie ging mit. Man kam in einen Corridor, an dessen Ende sich das Kabinet befand. Hier ist es! rief sie und zeigte auf eine Thür; Gertrud schwankte hin. Dicht vor der Thür des Kabinets entdeckte sie eine andere Thür, die halb offen stand, sie blickte hinein und sah eine Treppe; rasch, mit der Geschwindigkeit des Gedankens, schlüpfte sie in diesen Ausgang. Sie eilte die Stiege hinab, die in ein ganz dunkles Zimmer endigte.

Kommst Du endlich, Christel! rief hier eine männliche Stimme, und zwei Arme spannten sich aus, sie zu umfassen. Sie glitt hinein. Aber die Arme öffneten sich schnell wieder und dieselbe Stimme murmelte: Sie ist es nicht!

Mein Herr, retten Sie mich! rief Gertrud zitternd und immer nach oben horchend, ob der Tritt ihrer Wächterin ihr nicht folge.

Der Teufel rette Sie! murrte die Stimme, und der Herr entschwand.

Durch die Thür, die er halb offen ließ, fiel ein Lichtstrahl von Außen ein; Gertrud stürmte auf diesen Ausgang los; er führte auf den Gang nach der großen Treppe, und war erleuchtet. Sie, ohne zu überlegen, eilte immer weiter, die Treppe hinab, und stand jetzt in der Hausflur. Die Hausthür war offen, sie trat hinaus und sah die Straße vor sich. Es brannten die Laternen, und Menschen gingen auf und ab.

Gott! wohin wendest du dich nun? rief Gertrud bei sich. Doch immer die Verfolgung fürchtend, schloß sie sich dem ersten, besten Vorübergehenden an, und kam an ein kleines Haus in einer Seitengasse, dessen untere Fenster sie erleuchtet fand.

Einen Augenblick zögerte sie, ehe sie vortrat,

dann ergriff sie aber die Klingel und zog dieselbe leise. Eine Stimme fragte, wer da sei? —

Eine Nachbarin! erwiderte Gertrud, die ein paar Worte zu sprechen wünscht.

Die Thür ging auf, und Gertrud sah eine alte Frau mit dem Lichte vor sich stehen. Ermuthigt durch diesen Anblick drängte sie sich rasch in's Zimmer, und bewog die Frau, hinter sich zuzuschließen. Die Alte sah sie starr und zweifelhaft an.

Meine gute Liebe! sagte die Arme, ich bin nicht Ihre Nachbarin, sondern eine unglückliche Verfolgte, die sich hieher gerettet hat! Beschützen Sie mich, retten Sie mich vor meinen Verfolgern!

Verfolgt? rief die Alte erstaunt. Weßhalb verfolgt man Sie?

Ich bin unschuldig! Glauben Sie mir!

Die Alte hatte in ihren Zügen unbeschreiblich viel Gutmüthigkeit und Theilnahme; Gertrud's Aeußeres mußte wohl von der Art sein, daß es jeden Argwohn rasch niederschlug. Ich glaube Ihnen, liebe Jungfer! Aber Sie sehen selbst, ich habe keinen Raum, Jemanden zu verstecken! Es müßte denn in jener dunkeln Kammer sein; aber da schläft mein Sohn! Er ist indeß jetzt nicht da. Sie zeigte ihr mit diesen Worten das einfache Zim-

mer, wo sie selbst an einem Theenapf saß und ein Spiel Karten vor sich hatte, mit dem sie patience legte, dann schloß sie die Kammer auf, wo ein Bett und ein Tisch stand.

Hier will ich mich verstecken! rief Gertrud. Was ist Ihr Sohn, liebe Mutter?

Er ist Lakai beim preußischen Gesandten.

O um Gotteswillen! dann lassen Sie mich gleich wieder gehen!

Die Alte hatte nur die letzten Worte gehört, und erwiderte: Sie wollen wieder gehen? So warten Sie doch, bis mein Anton nach Hause kommt, er kann Sie an einen Ort führen, wo Sie sicher sein können. Er wird gleich kommen.

In dem Augenblicke wurde die Klingel gezogen.

Gertrud glitt in die dunkle Kammer. Es war der Sohn. Er sagte gleich nach den ersten Worten der Begrüßung zu seiner Mutter: Ich muß gleich wieder fort. Drüben beim Minister ist großer Lärm; ein Weibsstück, auf das er großen Werth legt, ist ihm entlaufen, sie schicken nun überall hin Leute aus, sie wiederzufinden.

Wo willst Du hin? fragte die Mutter mit zweifelhafter Stimme.

Meinen andern Rock anziehen! sagte der Sohn.

Man beschmutzt seine guten Kleider in dem Rennen durch die Straßen.

Er ging in die Kammer, und stieß daselbst auf Gertrud.

Wer ist hier? rief er seiner Mutter zu.

Lieber Sohn, erwiderte diese, es ist eine Frau, die sich hier aufhält, um —

Er brachte die Versteckte in den Lichtschein, und rief erfreut: Das ist sie! — In sprachloser Freude, mit glänzenden Augen betrachtete er seinen Fund lange, der zitternd, mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. Mutter, es ist die Entlaufene! Wahrlich, das wird ein gutes Trinkgeld absetzen.

Mein Sohn, Du mußt sie nicht angeben.

Narrenspossen, Mutter! rief der junge Bursche, und Gertrud's Arm fassend, setzte er hinzu: Kommen Sie, Madame, gleich soll Se. Excellenz wieder in Ihrem Besitz sein.

Höre, mein Kind! rief die Mutter, wenn sie wirklich unschuldig ist, und wird gegen Recht und Gerechtigkeit verfolgt — es ist ja nicht das erste Mal bei dem Gesandten, daß dergleichen vorfällt — so thu', als hättest Du sie nicht gesehen. —

Mutter, erwiderte der Sohn, die Madame hier kann keine gewöhnliche Landstreicherin sein, sie muß

etwas Vornehmes sein, und reich ist sie auch, und einen Dukaten Trinkgeld giebt es gewiß, das wird meiner Tasche sehr willkommen sein.

Mein Lieber! fiel hier Gertrud rasch ein, wenn Ihn das Trinkgeld reizt, von mir soll Er hundert Thaler haben, wenn Er mich beschützt und macht, daß ich zu einem Pferde und Wagen komme.

Hundert Thaler! schrie der Bursche, indem er die Hände zusammenschlug; hast Du recht verstanden! Ei du meine Güte! Aber ist es auch gewiß?

Hier sind sie! rief Gertrud, ihr Taschenbuch hervorholend, das sie immer bei sich trug, und ihm die Banknoten hinhaltend. Er bekommt sie, wenn ich im Wagen sitze, und ich lege noch fünfzig für Seine Mutter dazu.

Gar schön obligirt, Madame! sagte der junge Mensch. Nun kommen Sie, ich rette Sie. Es ist aber keine Zeit zu verlieren! Hundertfünfzig Thaler, sprach er vor sich hin, so viel giebt mir der Herr nicht und wenn ich mich in Stücken reißen lasse für ihn. Mutter, bete für uns, daß wir sicher bis an's Thor kommen! Das ist ein Abend, Hallo!

Er zog Gertrud mit sich fort, die noch von der Mutter Abschied nahm. An der Hausthür wandte er sich links und ging über den Hof durch

eine dort befindliche Thür auf die Straße. — Nachdem er eine Weile stillgestanden, zu lauschen, ob Niemand in der Nähe, setzte er sich rasch in Trab, und mit seiner Dame unter'm Arm, stürzte er sich in eine der kleinen Seitengassen.

Nicht zehn Schritte hatten sie gemacht, so hörten sie hinter sich herrufen: Burchardt!

Hör' Er? rief Gertrud, man ruft! —

Wollen wir nur eilen, entgegnete der junge Mann, man ruft nach mir. Wir müssen machen, daß wir in das Gäßchen kommen.

Sie hatten die Straßenecke erreicht, und wollten eben um das Haus biegen, als die Tritte eines Laufenden hinter ihnen her erschollen, und dieselbe athemlose Stimme rief: Aber ist der Kerl des Teufels, so stehe doch still, Burchardt! Was hast Du da für ein Weibsbild am Arm?

Nichts, meine Schwester! sagte der Angerufene.

Man fragt nach Dir — oben! Du sollst nach der Post laufen, dort nachfragen, ich gehe in die Häuser in der Nachbarschaft.

Der Mann hatte sich, indem er dieses sagte, Gertrud genähert und unverschämter Weise den Schleier gelüftet, der sie bedeckte. He! rief er, Spitzbube der Du bist, das ist nicht Deine Schwester, das ist das Frauenzimmer, das wir suchen! He!

Burſche, marſch, umgekehrt! Wo willſt Du mit ihr hin?

Daß Dich der Satan dafür peitſche! rief Anton, dem Kameraden einen tüchtigen Fauſtſchlag vor die Bruſt verſetzend, willſt Du wohl meine Schweſter in Ruhe laſſen! —

Sie kämpften und rangen mit einander; der Beſchützer Gertrud's, als der Schwächere, unterlag. Gertrud fühlte ſich von dem großen Lakai, dem noch ein zweiter und dritter zu Hülfe kam, gehalten, ſie brachten ſie im Triumph in das Haus, dem ſie eben entflohen war, zurück. —

Auf der Treppe des Hauſes empfing ſie die Aufwärterin, der ſie entſchlüpft war; dunkelroth vor Zorn und ſchweigſam, führte ſie ſie wieder in das Zimmer und ſchloß hinter ihr zu. Es war auch ein militairiſcher Poſten vor die Thür geſtellt. Am frühen Morgen hielt ein Reiſewagen vor der Thür. Der Secretair der Geſandtſchaft ſtieg hinein und ſetzte ſich neben Gertrud, die hineinzuſteigen gezwungen wurde. Die Duenna nahm ebenfalls Platz, auf dem Vorderſitz, drei Bediente waren gleichfalls mit von der Geſellſchaft, von denen der, welcher neben dem Poſtillon ſeinen Sitz hatte, Degen und Piſtolen bei ſich führte. Der Miniſter zeigte ſich nicht mehr; auch Niemand war da, von dem

die Gefangene Abschied nehmen konnte; nur das traurige Gesicht des armen Anton erblickte Gertrud, als sie die Treppe hinabstieg. Er dauerte sie herzlich, gerne hätte sie etwas gegeben, doch sie wagte es nicht seinetwegen.

Die Reise ging schweigend und in großer Eile bis Berlin, dort gab der Secretair seine Begleiterin dem Operndirektor, der mit mehreren Dienern erschienen war, ab, gegen eine Art Quittung, die er von diesem Beamten empfing.

Somit war die Flucht verunglückt, und Gertrud befand sich wieder in Berlin.

Kein Mensch sagte ihr ein Wort über diese verfehlte Unternehmung; der König begrüßte sie, als sie zu ihm kam nach Potsdam, wie gewöhnlich, nur schien es Gertrud, daß er ernster war, als er sich sonst zeigte. Der Kammerherr Coccejus drohte ihr mit dem Finger und sagte: Ei! ei! ei! — Im Hause fand sie eine Aenderung; die Madame d'Aubigné verlor ihren Portierdienst und es wurde statt ihrer ein Diener des Theaters angestellt, der genau aufmerken mußte, wo sich Gertrud hinbegab, wenn sie einmal, außer ihrem Dienst, Gänge zu machen hatte. Aber die arme Frau machte wenig Gänge; die Scham über das verfehlte Unternehmen, die alte quälende Sorge

und der Kummer drückten sie dergestalt nieder, daß sie Niemand sehen wollte; auch Mara's Schicksal betrübte sie, sie hatte noch nichts von ihm erfahren. Nach Verlauf von einer Woche erhielt sie aus Cüstrin einen Brief; er war von ihm. Man hatte den unglücklichen Mann zum Trommelschläger gemacht, und ihn mit Absicht von seiner Frau entfernt, damit sie sich gewöhnen sollte ohne ihn zu leben. Sie vergoß ihre bitteren Thränen darüber.

Entmuthigung.

Eine sehr trübe Zeit begann jetzt. Der König erreichte seinen Zweck nicht, Gertrud konnte es nicht vergessen, daß der, mit dem sie Schmach und Elend getheilt hatte, jetzt von ihr entfernt in einem niedrigen, für den hochmüthigen Virtuosen beschimpfenden Dienst weilte. Jedesmal, wenn die Parade an ihren Fenstern vorüberzog und sie die Trommel hörte, dachte sie an ihn und brach in Thränen aus. Sie brachte die rührendsten Bitten auf's Papier, sie versprach ruhig ihrem Dienste zu leben, wenn nur Mara frei und ihr zurückgegeben würde, und dieses Gesuch ließ sie an den König abgehen. Sie wartete die gewohnte Zeit ab, wo eine Antwort dasein konnte, es kam keine. Von Neuem schrieb sie, sie tauchte das Papier gleichsam in die blutige Qual ihres Herzens,

wählte die Ausdrücke, von denen sie glauben konnte, sie müßten bewegen und rühren, es kam wiederum keine Antwort. Unterdessen liefen Briefe ein, die von dem Unmuth, der Verzweiflung des armen Trommelschlägers sprachen, der in der entwürdigenden Umgebung nicht auszuhalten drohte. Gertrud erschrak über diese letztere Drohung ganz besonders, sie wußte, was Mara in der Leidenschaft zu thun im Stande war, sie sah ihn im Geiste auf der Flucht, die Flucht entdeckt, und er dem unvermeidlichen Tode preisgegeben. Noch einmal wandte sie sich an den König, und griff nun zu dem Mittel, von dem man ihr gesagt hatte, daß es vielleicht Wirkung haben könnte, sie opferte die Hälfte ihres Gehalts auf, und versprach für die, anfangs ihr gebotenen dreitausend Thaler ihren Dienst treu und gewissenhaft zu thun. Und siehe da, sie hatte hier nicht vergeblich gehofft, Mara wurde frei gegeben, und der König nahm das Opfer an.

Ganz Berlin war entzückt über diese Gattentreue. Sie empfing öffentliche Merkmale von dem Wohlwollen des Publikums. Als sie zum ersten Mal auftrat nach dieser Entscheidung, folgte ihr ein nicht endender Beifall, und ihre näheren Bekannten brachten ihr einen Kupferstich, der eine

Scene aus dem Galeerensclaven darstellte, wo sie als die Heldin dargestellt war, die dem Gefangenen die Ketten abnimmt. Die Unterschrift lautete:

Ame tendre et généreuse,
Tu brisas mes fers —

Auf Mara hatte diese harte Strafe den Eindruck gemacht, daß sein Uebermuth, der zuletzt wirklich nicht mehr zu ertragen war, sich völlig gelegt hatte. Er war bescheiden und furchtsam. Gertrud kannte ihn kaum wieder.

Jetzt gingen traurige Jahre an. Sie mußte für die halbe Einnahme sehr viel singen und spielen. Der König zeigte ihr nicht das gewohnte Interesse, doch das Publikum blieb ihr mit erneuetem Wohlgefallen treu, so daß ihr dies ein Trost wurde. Sie mußte sich einschränken; sehr viele Genüsse, die sich Mara durch die bequeme Art der Existenz bereits angewöhnt, mußten jetzt aufgegeben werden. Dies kostete Ueberwindung und im Hause gab es Verdruß und Streit. Dazu kam ihre Kränklichkeit, die von Neuem und stärker ausbrach, und ihr jede freie Stunde verkümmerte. Seufzend und ihr trauriges Dasein heimlich verwünschend, ging sie oft in das Opernhaus, erschöpft und in Thränen gebadet, kehrte sie wieder von dort zurück. Mara saß dann und hatte Genossen um sich, und spielte

die Nacht durch; am Morgen mußte sie ihre spärliche Kasse ausschütten, um die Schulden des nächtlichen Spiels zu tilgen. Der Unfug mit den liederlichen Weibern ging auch seinen Gang fort; zuletzt erstarb bei Gertrud jedes Gefühl in einer Art Apathie. Es war ihr Alles gleichgültig, sie zählte nur die Stunden, und es war ihr willkommen, daß wieder ein Tag zu Ende war. Sie sang schlecht und unaufmerksam, die Tonkunst, ihre Freundin und Gebieterin, hatte für sie fast alle Macht verloren, es war ihr gleichgültig, wenn man sie lobte, wenn man ihr die Tage des Ruhmes wieder vorführte, wo sie Tausende begeistert und erfreut hatte, sie hörte nicht hin. Die Zusprache der Freunde wirkte nicht mehr auf ihre ermüdeten Nerven.

So konnte es nicht bleiben.

Da trat Mara vor sie. Er hatte einen neuen Plan zur Flucht.

Aber diesmal sollte es noch vorsichtiger, noch versteckter ausgeführt werden. Sie hörte darauf hin, und willigte stillschweigend in Alles. Mara war unbeschreiblich thätig; er besorgte Alles, er sah wohl ein, die arme Frau konnte nichts thun. Mag's gehen, wie es gehen will! sagte sie gleichgültig, wenn es nicht glückt, so ist nichts dabei

verloren; schlimmer als jetzt kann es doch nicht werden.

Und es glückte.

Zwar wurden sie wiederum aufgegriffen, aber Friedrich, sei es, daß er es müde war, die Widerspenstigen zu verfolgen, sei es, daß er das Interesse für Musik, das ihn früher ganz beseelte, verloren hatte, er befahl, den Flüchtigen einen Paß und den Abschied nachzuschicken, und somit waren sie frei, frei in der besten Manier, wie sie es nur je hätten hoffen können.

Der Flug durch Europa.

Sie war nun frei. Der Blick wandte sich überall hin, überall zog es sie hin, und überall wollte sie bleiben. Zuerst ging sie nach Wien. Hier hatte Joseph II. eine italienische komische Oper gegründet, deren Haupt die bewunderte Storace war; man engagirte sie, dafür auch zu wirken, allein komischer Gesang, und noch dazu verbunden mit Spiel, das ebenfalls wirkungsvoll sein mußte, war Gertrud's Sache nie gewesen. Sie trat ein paar Male auf und gefiel nicht besonders, dagegen fand die alte Kaiserin Maria Theresia viel Geschmack an ihr. Für ihren frommen Sinn sang Gertrud gerade recht, und sie wurde häufig aufgefordert, in den Zimmern der Kaiserin ihr Talent geltend zu machen. Sie wurde reich belohnt, und die hohe Beschützerin gab der Künst-

lerin, was sie höchst sparsam und selten that, sogar einen Brief an ihre Tochter, Marie Antoinette, nach Frankreich mit. Das Vergnügung liebende, geräuschvolle Wien, so ganz verschieden von dem einsiedlerischen Hofe zu Sanssouci, machte auf Mara einen glänzenden Eindruck. Die dortigen Vergnügen verleiteten ihn zu tausend Thorheiten, die alle das an sich hatten, daß sie Geld kosteten. So gut auch Gertrud bezahlt wurde, war doch immer nichts in der Kasse, wenn sie einmal etwas haben wollte. Sie entschloß sich daher abzureisen, aber sie kam nach Paris, und da war es noch toller. Mara war so glücklich, daß seine Frau jetzt wieder gesund und lebensfroh war, daß er deßhalb schon, wie er versicherte, über die Schnur hieb, und all' das verrückte Zeug angab. Sie glaubte ihm und war zufrieden, nur ihn glücklich zu sehen. Aber er war es nicht immer; manchmal, wenn gerade Ebbe in der Kasse war, zeigte er sich mißlaunig, und zuweilen stieg sein Unmuth so hoch, daß er die arme Gertrud körperlich mißhandelte. Das war freilich ein Grad von Ungebundenheit, der nicht höher gehen konnte, und dem Gertrud nichts Anderes entgegenzusetzen hatte, als geduldiges Ertragen, denn längst schon hatte sie's aufgegeben, den Mann zu erziehen, ihn

für sich zu bilden. Sie fühlte sich, wie an den Schweif eines wilden, unbändigen Rosses gebunden, wo dasselbe mit ihr hinrannte, an welchen Stein es sie anschleifte, das mochte der Himmel wissen, sie konnte nichts mehr thun, sie mußte sich schleifen lassen.

In Paris konnte sie ihn nirgends mitnehmen, wo es feine, gebildete Gesellschaft gab, denn er gefiel sich darin, den derben, kräftigen Deutschen zu spielen, eine Rolle, die er so schlecht durchführte, daß immer Prügel oder Hinausgeworfenwerden das Ende waren. Eines Abends, als sie spät nach Hause kam, erfuhr sie, daß ihr Mann in einem benachbarten Kaffeehause war, sie begab sich dahin. Der wüste Lärm im Gastzimmer schreckte sie ab, sie ging zur Wirthin, und erkundigte sich bei ihr nach den Gästen, die noch im Kaffeehause versammelt waren. Es sind nicht mehr viele da, erwiderte die Gastwirthin, sichtlich verdrießlich, und die wenigen werden aufgehalten durch einen Schwätzer, der den Preußen spielt und ganz Europa zusammenhaut. Gertrud errieth, daß das ihr Mann war, sie bat die Wirthin, ungesehen horchen zu können, diese führte sie in eine dunkle Kammer, die ihren Ausgang nach der Trinkstube des Café hatte. Hier angelangt, sah sie

nun ihren Mann, völlig betrunken, wie er gegen zwei oder drei Franzosen die Ehre Friedrich's in Schutz nahm und die preußischen Waffen vertheidigte, aber auf eine so ungeschickte Weise, daß die Franzosen ihm keine Gründe mehr entgegensetzten, sondern nur lachend seine Behauptungen noch übertrieben.

Sie haben recht, Monsieur, sagte der ältere Mann mit Satire, unsre Waffen sind nur Spielzeug in den Händen des großen preußischen Ueberwinders. Man sagt, daß er mit Europa fertig, jetzt noch nach China und Amerika übergehen werde, und daß er seiner Schwester zum Weihnachtsgeschenk den Kaiser von China einfangen will, den er ihr in einer großen Pyramide zu übergeben gedenkt.

So, rief Mara, von diesem Plane habe ich noch nichts gehört; aber es läßt sich leicht denken, daß er auch dieses vortrefflich ausführen wird, wenn er es sich einmal vorgenommen hat. Wie gesagt, es ist ein Teufelskerl! Auf seine Gesundheit, meine Herren! Ein wahrer Schuft, der nicht sein Glas austrinkt. Er ergriff die Bouteille und leerte sie auf einen Zug, dann warf er sie in die Höhe und ließ das zersplitterte Glas auf den Tisch fal-

len. So, meine Herrn! sehen Sie, das heißt trinken! So trinkt man bei uns! —

Die Wirthin stürzte heraus und rief: Ah Dieu! Welch' ein Lärm! Die Polizei wird sich gleich in den Handel mischen. Ich muß Sie bitten, mein Herr, meine Stube zu verlassen.

Was will das Küchenmensch? schrie Mara. Wenn ich die Flasche bezahle, kann ich sie dann nicht auch zerschlagen? He, rasch eine andere her!

Keinen Tropfen mehr, mein Herr! rief die Dame, ich dulde es nicht, daß man in meinem Kaffeehause sich so beträgt.

Wie, kein Wein mehr? schrie der Unsinnige, indem er vom Stuhle auftaumelte. Jetzt will ich Ihr meine wahre Meinung mit der Faust in's Gesicht schreiben, Sie verdammte spitzbübische Creatur, Sie! Er warf sich auf die Wirthin, die um Hülfe schrie, und von den zwei Franzosen, die am Tische gesessen, beschützt wurde. Bei der Gelegenheit bemerkte Mara seine Frau, die aus der Kammer hervorgetreten war.

Wer ist die geputzte Närrin da? rief er, mit Federn auf dem Kopfe? Gottschwerenoth! Tausendsakrament! Das ist meine Frau.

Mara, komm nach Hause! rief sie ihm leise zu.

Was flüstert sie? Was will die Liebliche? Ich

soll nach Hause? Nein, ich will nicht nach Hause; zu Hause ist Langeweile! Ich will Gesellschaft, Tumult, Lärm, Leben!

Madame, Sie haben eine schwierige Aufgabe mit diesem Manne! sagte der jüngere Franzose, indem er sich höflich zu Gertrud wandte.

He! was ist das für ein süßes Papperlapapp mit dem fremden Manne? rief Mara. Das dulde ich nicht. Fort, auseinander! Trudel, komm und zieh' mir die Stiefel aus! Das ist so deutsche Sitte, meine Herren! wandte er sich zu den Franzosen.

Ich sage Dir, Mara, komm mit mir nach Hause! rief die Frau eifriger, aber immer noch leise.

Zieh' die Stiefel aus! schrie er dagegen.

Sie bückte sich, dieses Gebot zu erfüllen. Mit einer Geduld, die von den Franzosen bewundert wurde, vollbrachte sie diese schwere Aufgabe. Ah, Madame ist das Muster einer Ehefrau! sagte der junge Franzose mit Artigkeit.

Was ist sie? fragte Mara, das Muster einer Ehefrau? Das ist nicht wahr. Sie ist die tückischste, boshafteste, widerspenstigste Creatur, die auf Erden wandelt. Ich war ein Narr, daß ich heirathete, ich hätte es in Sangrelli's Manier forttreiben sollen, wäre viel gescheidter gewesen! Aber man nimmt nie guten Rath an.

Gertrud, die nicht wußte, wie sie ihn fortbringen sollte, brachte jetzt einen Bankzettel hervor, steckte ihn heimlich ihm zu, und flüsterte dabei: Komm nur nach Hause, dort ist noch mehr. Er ergriff das Geld und rief triumphirend: Ach, wenn Du so sprichst, so höre ich. Zur Wirthin gewendet, sagte er: Hier, Madame, haben Sie für Ihren sauren Wein das Geld, jetzt bringen Sie sogleich noch eine Flasche.

Die Wirthin zögerte und sah fragend Gertrud an, diese schüttelte heimlich mit dem Kopfe. Dies bemerkte Mara, und wurde jetzt völlig sinnlos vor Wuth. Was? rief er, diese beiden Canaillen stecken zusammen! Ich will sie Beide mit gehöriger Münze bezahlen. Er lief zu seiner Peitsche, die er auf's Fenster gelegt hatte, denn er war ausgeritten, deßhalb auch die Stiefel, und näherte sich damit den beiden Frauen, welche beisammenstanden. Seine Frau hatte den Muth, ihm entgegenzutreten, nach der Peitsche zu greifen, und sie ihm zu entwinden, doch er holte aus, und der Schlag traf sie, so daß sie schmerzhaft zusammenschreckte. Da hast Du etwas zum Vorgeschmack, Teufelslise!

Die Franzosen stürzten zu und entwaffneten ihn; in dem Augenblicke wurde die Thür geöffnet

und eine Abtheilung der gewöhnlichen Straßenwache trat ein. Die Wirthin stürzte auf diese los, indem sie laut schrie: Herr Commissair, hier ist ein Mann, der seine Frau schlägt!

Während der Beamte im Kreise umhersah, hatte sich Gertrud vollkommen gefaßt, und vor ihren betrunkenen Mann tretend, der in den Stuhl gefallen war, rief sie: Nicht doch, mein Herr, es war nur Spaß!

Spaß? wiederholte die Wirthin, mit nichten! Ich habe gesehen, wie sehr es Ernst war, und die Herren hier werden es mir bezeugen.

Während die Wache sich mit den Herren einließ, deren noch einige hinzugekommen waren, ergriff Gertrud ihren sinnlosen Mann, der beim Anblick der Wache zu zittern angefangen hatte, weil er sich wieder nach Preußen hinversetzt meinte, und brachte ihn glücklich hinaus.

Als er seinen Rausch ausgeschlafen, sagte er mit einer kleinen Miene von Verlegenheit zu seiner Frau: Das war wohl gestern ein wüster Abend, Trudchen? He?

Ein sehr wüster, antwortete sie, so wüst, daß ich ihn nicht zum zweiten Male erleben möchte.

Diese Rede mißfiel Mara, und er antwortete darum trotzig. Wenn es mir also gefällt, so wirst

Du es nochmals erleben! Ueberhaupt soll Niemand sich einfallen lassen, mir Gesetze vorzuschreiben.

Alsdann kannst Du auch für Dich allein leben.

Das will ich auch! Bei Gott! Das ist auch mein Wille. Noch heute will ich von hier fortziehen; keine Minute länger will ich hier bleiben.

Gertrud fühlte das Bedürfniß einzulenken, und sie sagte deßhalb nach einer kleinen Pause: Früher, wenn Du Dich vergangen hattest, so batest Du mich um Verzeihung —

Das thu' ich nicht mehr! rief Mara.

Du kamst und gelobtest Besserung —

Ich that's, weil ich ein Schwachkopf, ein Pinsel war! versetzte der Mann. Was hat eine Frau zu sagen? Muß sie sich nicht in Alles fügen, was dem Manne zu thun beliebt? Du hast gestern einen Schlag von mir bekommen; gut, Du kannst noch zehn von mir empfangen, wenn Du es danach machst.

Das soll nicht geschehen! rief hier Gertrud in vollem Trotze. Unwürdiger, schändlicher Mann, um den ich Alles litt, was nur eine Frau leiden kann! Die Achtung und Liebe der Menschen auf's Spiel setzte.

Geh' Deiner Wege, wenn Du glaubst, großes Verdienst um mich zu haben! Geh'!

Das werde ich, und keine Gewalt der Erde soll mich zurückhalten! rief Gertrud.

Sie wandte ihn zum ersten Male in ihren ehelichen Streitigkeiten den Rücken und verließ die Stube. Er blieb darin zurück, mit dem finstern Groll im Herzen, und mit dem festen Entschluß, keinen Schritt zu weichen, so sehr hatte stetes Nachgeben ihn sicher gemacht, so sehr pochte er auf seine Allmacht, und erwartete wieder ein gütliches Entgegenkommen von ihrer Seite. Allein sie kam ihm nicht entgegen. Der Tag verging, sie erschien nicht; es wurde Abend und Nacht, sie kam nicht nach Hause.

Dieses ernste Zerwürfniß in Paris hatte seine Folgen. Das Verhältniß wurde nie wieder, wie es war; Gertrud war gleichgültig gegen seine kühle Aufmerksamkeit, welche er ihr von Zeit zu Zeit schenkte, sie entzog sich ihm, wo sie sich ihm früher nicht entzogen hatte, und alle Zeichen deuteten darauf, daß es ihm endlich gelungen war, ihre Liebe zu ihm wankend zu machen. Ein junger Musiklehrer war Gertrud's beständiger Begleiter, wenn sie in die vornehmen Gesellschaften ging. Er hieß Amati, war ein Italiener von Geburt,

aber in Frankreich erzogen, ein junger, hübscher, blühender Mann, der mit der höchsten Verehrung an Gertrud hing.

Mara nahm mit Hochmuth dieses Verhältniß seiner Frau hin; es schien ihn nicht zu kümmern, daß es existirte. Es war ihm genügend, wenn nur Geld in gehörigem Maaße da war, um seine Liebhabereien zu befriedigen und seine Genüsse, die immer roher und zügelloser wurden, zu erschöpfen.

Unterdessen machte Gertrud in Gesellschaft Amati's ihre Besuche bei der Königin, der sie das Schreiben abgab. Sie hatte darauf ein Concert in Versailles. Marie Antoinette gab ihr lebhafte Zeichen des Beifalls, nach ihr richtete sich der Hof, der ihr mit Verehrung entgegenkam; sie wollte aber auch in Paris glänzen und kündigte deßhalb hier ein Concert an. Dort war die Todi, die gefeierte Sängerin, und es galt einen Wettkampf mit ihr. An körperlichen Vorzügen war die Todi der Mara überlegen, sie war jünger, anmuthiger, wußte ganz die Stimmen für sich zu gewinnen, durch geistvolles Spiel, wenn sie in der Oper auftrat, Gertrud dagegen übertraf sie im Gesang. Die Wirkung, die sie bei ihrem Auftreten machte, war so groß, daß sich ganz Paris in zwei Theile spaltete, in die Todisten und Maratisten, und daß

ein lebhafter Streit in den Journalen über die zwei Sängerinnen entstand. Es gab dieses Zusammentreffen sogar Veranlassung zu einem sehr artigen Calembourg. Die Königin hatte zwei Herren gefragt, die im Concert gewesen waren, welcher Sängerin sie den Vorzug gäben. Der eine hatte geantwortet: Der Mara, worauf der andere erwiderte: Ah, c'est bientôt dit (c'est bien Todi).

Noch ist eines Umstandes aus ihrem Pariser Aufenthalte zu erwähnen, sie besuchte nehmlich mit Mara eine der vielen Wahrsagerbuden, die damals in Paris existirten. Sie hatte sich eine ausgesucht, die einen gewissen Ruf hatte, und kam Abends in einem Wagen angefahren und bezahlte ein reichliches Entrée. Sie wurden in ein kleines Zimmer geführt, dessen Ausstattung nichts von dem üblichen Anputze eines solchen Gemaches an sich trug, vielmehr einer bürgerlichen, einfachen Familienstube ähnlich sah. Die Frau des Hauses war die Prophetin. Sie nahm ihre Gäste mit bescheidener Freundlichkeit auf, und nachdem sie ihr Begehren erfahren hatte, führte sie sie in ein Kabinet, in welchem sich nichts befand, als ein großer Spiegel, vor dem zwei Sessel standen. Hier bat sie die Zuschauer Platz zu nehmen.

In diesem Zauberspiegel wird sich Ihnen, sagte sie, wenn anders meine schwachen Kräfte es zu Stande zu bringen vermögen, ein Bild Ihrer künftigen Tage zeigen! Wenn es nicht gelingen sollte, so schreiben Sie es der Mißgunst der Stunde zu; die Geister sind nicht aufgelegt mitzuwirken, wenn wir sie zu unserem Werke anrufen. Doch muß ich Sie bitten, während der ganzen Operation kein Wort zu sprechen.

Die Frau verließ jetzt das Zimmer, und die Beiden blieben allein vor dem Spiegel sitzen. Zuerst hatte Mara sein Geschick erfahren wollen. Der Spiegel zeigte eine trübe, wie mit Wolken bedeckte Oberfläche, die sich aufklärte und ein kleines Dorf sehen ließ, wie es in dunkler Morgendämmerung eines Wintertages, am Fuße eines Gehölzes, dalag. Die melancholische Gegend belebte nur eine Figur, es war die Gestalt eines ärmlichen Mannes, der, mit der Violine in der Hand, vor einem der Bauernhäuser stand, und das Mitleid der Bewohner ansprach. Er war mehr durch Kummer und Ausschweifungen, als durch die Jahre gebeugt. Das Bild machte einen entsetzlichen Eindruck, und Mara rief voll Schmerz aus: Das soll ich sein? Welch' eine abgeschmackte Lüge! Mit den ersten Worten ging ein seltsam hohler Laut

durch die Stube und das Bild fiel wie zertrümmert zusammen. Mara erhob sich und verließ das Zimmer. Gertrud blieb auf dem Stuhle sitzen. Sie war tief versenkt in das prophetische Bild, welches sie eben erschaut. Wohl bist Du es! rief sie bei sich, Deine Thorheiten und Deine Laster werden Dich so weit bringen! Sie war noch im Sinnen versunken, als ein zweites Bild sich ihr darstellte. Es war ihre Zukunft. Mit Schrecken sah sie eine brennende Stadt, ein ganzes Feuermeer wogte vor ihr! Aus den Thoren sah man Menschen flüchten; eine Greisin ging gebückt einher, von einem jungen Mädchen unterstützt, sie schleppte ein kleines Päckchen mit sich, ein paar gerettete Sachen. Gertrud verhüllte ihr Antlitz. Also das ist das Ende! seufzte sie tief in sich hinein. Armuth, Elend, durch eine fürchterliche Feuersbrunst veranlaßt. Beklagenswerthes Loos!

Sie erhob sich und verließ mit Mara das Haus. Das bewegte Leben, die wechselnden Eindrücke ließen sie bald diese Stunde bei der Wahrsagerin vergessen; allein sie sollte später wieder daran erinnert werden.

Von Paris nach London.

In London war es, wo sich die beiden Eheleute trennten. Mara nahm von seiner Frau ein bestimmtes Jahrgehalt an, und versprach ihr nicht mehr in den Weg zu kommen. Unter der Bedingung erhielt er das Geld. Er reiste somit von London ab, und begab sich nach Deutschland. Anfangs lebte er in anständigen Verhältnissen, später führte ihn sein Hang zum liederlichen Treiben immer tiefer in eine fesselose Unordnung, die ihn dem Elend nahe führte. Immer wieder entriß seine Frau ihn diesem verhängnißvollen Schicksal, später beantwortete sie keines seiner wirren und geistesschwachen Schreiben mehr, und sein Ende war wirklich demjenigen gleich, das er in Paris im Bilde geschaut hatte. So löste sich eine Ehe, die nie hätte geknüpft werden sollen, und die we-

nigstens, was den einen Theil betraf, alle die Obliegenheiten erfüllte, die man nur von einer zärtlichen und ergebenen Gattin verlangen kann. Mara war bildschön in seiner Jugend gewesen, im Alter wurde er häßlich. Diese gewisse Schönheit, die nur in der Form der Züge, in dem Glanz der Farben besteht, die keinen geistigen Gehalt hat, der nicht durch die Zeit zu zerstören ist, schwindet bald dahin, und es bleibt nichts zurück als der Krater des Vulkans, schwarzbrüchig und von den Spuren der Flammen, die einst hier brannten, vielfach beschädigt.

Das Jahr 1784 sah die Mara in London. Es ging ihr schon ein entschieden vortheilhafter Ruf voraus: England nahm sie mit Ehre und mit Freuden auf. Mit Wehmuth sah sie auf ihre frühere Existenz in diesem Lande zurück, sie suchte die Spuren derselben, wo sie sie finden konnte. Doch es war wenig zu finden. Der Kastrat Paradisi, ihr launenhafter Gebieter von damals, war todt, seine Schüler und Schülerinnen hatten sich über die Erde vertheilt, nur wenige waren in London geblieben. London selbst hatte eine veränderte Gestalt. Der junge, blühend hübsche Prinz von Wallis bestimmte und ordnete Alles, was auf die Mode Bezug hatte, und er nahm sich sogleich

Gertrud's an, so wie sie nur erschien. Unter dieser glänzenden Protektion konnte es ihr wohl nicht anders als glänzend gehen. Sie fing damit an, Concerte zu geben, die überfüllt mit Zuhörern waren und ihr gewaltige Summen einbrachten. Für jede Arie, die sie in Gesellschaften sang, hatte sie dreihundert Thaler bestimmt, auf Rath ihrer Londoner Freunde, die den weichen Boden kannten, den sie jetzt bearbeitete. Durch ihre Concerte im Pantheon gewann sie in zwei Wochen fünfzehn tausend Thaler. Aber den größten Ruhm, wenn auch nicht das höchste Honorar, brachte ihr die Mitwirkung in dem großen Oratorium in der Westminster-Abtei. Diese kolossalen Concerte wurden jährlich einmal gegeben, und hatten fast ganz London zu Theilnehmern, als Zuhörer oder als mitwirkende Sänger. Die ungeheuren Hallen der Westminster-Kirche waren zu diesem Zwecke geöffnet, dreihundert Sänger und tausend Instrumentisten leisteten darin das Bewundernswertheste in der Kunst. Der Hof, besonders der König, der diese Oratorien, die unter dem Namen Händel's, der für einen Engländer galt, so sehr ehrte ihn die Nation, gefeiert wurden, leidenschaftlich liebte, waren jedesmal gegenwärtig. Diese Art Gesang war Gertrud's eigentliches Feld. Der hohe ein-

fache Styl, in welchem sie componirt waren, die Schwere und Bedeutung ihres Textes, der sich in gewissen Rhythmen bewegte, die Fülle und Fruchtbarkeit der Ideen, die es entwickelte, Alles dies war ihr von Jugend auf lieb und gewohnt. Hier konnte sie nun in ihrer ganzen Größe schimmern. Auch dem Volke wurde sie durch diese Oratorien verständlich und werth. Da sie zum Besten der Wittwen und Waisen von Künstlern gegeben wurden, so erlangte sie, die ganz besonders darin glänzte, auch bei den ärmeren Klassen besondern Ruhm. Jetzt durfte fast kein Concert in London gegeben werden, wo die Mara nicht mitwirkte. Triumph auf Triumph drängte sich bei ihr, und immense Summen flossen in ihre Casse. Wir wollen hier eine Stelle aus einem Briefe einflechten, den ein einfacher Londoner schrieb, und worin er die Mara in der Fülle ihrer mächtigen Kunst schilderte, mit einfachen, aber, wie es uns scheint, passenden Worten.

„Ich kam spät und konnte nicht mehr hoffen einen Platz zu bekommen, da man mir sagte, daß die Kirche schon besetzt sei. Es hatte sich erst vor einigen Tagen das Gerücht verbreitet, die Mara werde darin singen; daher der Andrang. Auf der Straße sah man Billets zu dem vierten

Theil über den ursprünglichen Werth verkaufen. Zum Glück hatte Mr. Perth eine Abhaltung, und so erhielt ich sein Billet. Schon am Morgen war die Kirche voll, und am Abend sollte erst das Concert stattfinden. Viele hatten sich ihr Mittagessen mitgenommen und verzehrten es ohne Scheu auf den Bänken der Kirche. Gegen den Nachmittag kamen die Sänger und die Instrumentisten; sie zogen im Chor auf, der Zug nahm gar kein Ende. Jetzt wurde die Kirche erleuchtet. Himmel! Welch' ein Glanz strömte da in die düsteren Hallen! Es war, als würde es auf eine geheimnißvolle Weise Tag. Ein großer Leuchter, der von oben niederschwebte, enthielt mehr als sechstausend Kerzen; zu den Seiten der Kirche erhoben sich große Lichtpyramiden, die wieder von dort Helligkeit ausströmten. Ein Gewühl, ein Gesumme, als hätten sich tausend Bienenstöcke ihres Inhaltes entladen, wogte in den ungeheuren Räumen und erstarb in den Schwibbögen der Kirche, die bis in's Unermeßliche in die Höhe stiegen. Der goldene Prunk der verschiedenen Grabmonumente schimmerte wie ebensoviel Zeichen der Eitelkeit und Prunksucht der Erde, und die Posaunen, welche die steinernen Engel in der Hand trugen, sollten bald einen wahrern und schimmern-

den Klang von sich geben, so wundervoll, wie es die Erde noch nie vernommen.

Ich saß auf meinem Platze und staunte, wie Alles dies so um mich her ward. Jetzt war die Kirche angefüllt bis in ihre kleinsten Räume hinan, da meldete eine Trompetenfanfare, daß der Hof käme. Alle Blicke flogen auf die königliche Loge, woselbst man alsbald, nach Vorgang der Hofchargen, den ehrwürdigen König, die Königin und den schönen Prinzen von Wallis, sowie noch Alle, die zum Hofe gehörten, erscheinen sah. Sie sahen klein aus und unbedeutend, denn die Majestät der Kirche ist so unermeßlich, daß alle Pracht gegen sie verschwindet. Das Volk brach in den Siegesgesang „Rule Britannia“ aus. Als dieser vollendet war, trat tiefe Stille ein, und Alles wendete sich gegen die Plätze, wo die Tausende von Musikern versammelt waren. Da standen sie! ein unermeßliches Heer, Alle mit ihren Notenblättern und auf einen Capellmeister sehend, der in ihrer Mitte, hoch über sie erhaben, den Taktstock führte. Ich kann Dir nicht sagen, welch' einen Eindruck diese Masse von Sängern und Spielern, alle an dieselbe Richtschnur gebunden, alle auf dieselbe Note lauschend, die im Gesang vorgeschrieben war, auf mich machte. So bindet ein allmächtiger Wille

das in der Irre treibende Geschlecht der Erdgeborenen, und läßt sie, ohne daß sie es selbst wissen, die Befehle eines unermeßlichen Geistes mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit vollbringen. Der Gesang begann: es war Händel's nicht genug zu rühmendes Oratorium „der Messias." In großen Schwingungen ging es daher, jede Tonwelle langsam und feierlich die andere verdrängend, bis sie selbst im Harmonienzauber dahinschwand. Nun kam es an die Stelle, die mir immer das Herz im Leibe geweckt hat, zu den Worten, wo es heißt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" Das ist eine so mächtige Composition, daß, wenn die Erde voll Gottesleugner wäre, dieser Gesang, in tiefer Stille um Mitternacht ertönend, sie alle auf die Kniee niederwerfen würde. Ich sah hin, wer die Worte sang, und mein Auge fiel auf eine einsam dastehende, weibliche Gestalt, die einfach hintrat, in Weiß gekleidet, gerade wie ein armes Menschenkind, das der allmächtige Schöpfer eben geschaffen und das nun dasteht und ihn rührend und dankbar lobt. Dabei umleuchtete sie ein wunderbarer Glanz; sie war wie die Gebenedeite, die den Herrn geboren, unschuldig und in ihrem Busen den Gott tragend. Sie stand da und sang die herrlichen Worte so klar, so verständlich, daß

jedes Kind sie fassen konnte. Bei Gott, wer ist die Wunderbare dort? fragte ich meinen Nachbar. Er lächelte und sagte: Das ist die Mara!

In meinem Herzen war es wie ein Gelübde, ich sprach die Worte für mich hin: Diese Frau muß Großes thun, wenn sie es will! Segen über sie, wo sie auch wandle! Wer diese heiligen Worte so singen kann, der hat etwas von den Geheimnissen angeschaut, vor denen wir anderen Alle in der Ferne anbetend knieen!

Wie sie vollendet hatte — sie sang allein vor all' dem unermeßlichen Volk, — war es einen Augenblick still, dann brach ein nicht endender Beifallsjubel aus. Ich habe nicht geglaubt, daß das englische Volk so jubiliren könne, aber es galt auch das Höchste, was der arme Mensch hat und kennt. Auch ich stimmte mit ein in meiner bescheidenen Ecke, und war froh, daß ich berufen war, dieses Tages Entzücken mit zu theilen."

Diese Oratorien in der Westminster-Abtei, oder überhaupt ihr diesmaliger Aufenthalt in England, waren der Höhepunkt in den Leistungen Gertrud's, von da an ging es abwärts, abwärts mit ihren Kräften, abwärts mit ihrem Willen und ihrer religiösen Bedeutsamkeit. Mit Mara's Abschied verließ auch sie die Pfade der Pflicht, sie gab sich

dem hin, der sie gerade hatte, ohne zu überlegen, ob es mit den Gesetzen ihres Innern und mit denen der öffentlichen Ordnung im Einklange war. Sie suchte den Genuß jetzt ebenso eifrig, wie sie ihn früher gemieden hatte. Das gab ihrem Wesen etwas Unstetes, Zerfahrenes, ihrem Gesang einen Anflug von Salopperie. Sie war so sehr ihres Triumphes sicher, daß sie nicht mehr auf sich achtete, und da verflüchtigten sich die edlen Kräfte, die nur gehalten sein wollen durch beständiges, aufmerksames Wachen über sich selbst. Es ist schlimm zu sagen, aber es muß gesagt werden, die Mara wurde ein gewöhnliches Weib, ein Weib mit ihren begehrlichen Launen, ihren täglichen Fehlern und dem thierischen Element, das schrecklich werden kann, wenn sich das Weib ihm zwanglos überläßt. Der elegante, zierliche Amati, nur gemacht, ihre Stütze in den Gesellschaftssälen zu sein, verlor bald seinen Posten, und ein kräftiger, derber Mann trat in seine Stelle, Signor Florio, der mit der Casse der Sängerin noch übler wirthschaftete, als es Mara gethan. Sie heirathete nicht, denn sie fand die Ehe für unnütz, auch wollte sie nicht ihren berühmten Namen dahin geben; sie heirathete nicht, um die Freiheit zu bewahren, mit dem Individuum zu wechseln, wenn es ihr nicht mehr behagte.

Indessen sollte sie in den zehn Jahren, die sie in England blieb, und die zu ihrer Glanzperiode gehören, auch etwas von der grandiosen Unverschämtheit der Nation kennen lernen, die sie ihre Nationaltugend nennen, die aber nichts ist als die arroganteste Impertinenz, die man nur finden kann, und die desto widerlicher wird, weil sie auf Geld basirt ist, und durch das Geld sich berechtigt hält, Alles sich zu erlauben. Einen einzelnen Menschen, der so auftritt, wirft man zur Thür hinaus, eine ganze Nation kann man nicht auf diese Weise beseitigen, man muß ihren Unarten aus dem Wege gehen, und das thut jeder vernünftige und gebildete Continentbewohner. Wer aber kommt, um ihnen etwas zu bieten, kann ihnen nicht aus dem Wege gehen und muß still halten, wenn sie in ihrem Nationalgelüste sind, ihn schlecht zu behandeln. So alle Musiker, alle Künstler, die nach England gehen. Es ist wahr, sie werden gut für ihre Leistungen bezahlt, aber wehe ihnen, wenn sie sich einfallen lassen, nicht das Geforderte zu leisten, oder es nicht so zu leisten, wie es vom Bezahlenden erwartet wird. Sie haben sich der schimpflichsten Behandlung zu gewärtigen. Und oft kann die edle Natur eines Künstlers, das kränkliche oder meinetwegen auch launenhafte We-

sen, das in seiner Natur liegt, nicht eine Störung umgehen, die in seine Produktion eingreift, und sehr unangenehm sein kann, aber gelitten werden muß, da dringen diese rohen Naturen auf buchstäbliche Erfüllung des Versprochenen, und werden zügellos unbescheiden, wenn es nicht geleistet wird. So ging es Gertrud. Sie hatte von Berlin aus, wo sie so viel gelitten hatte, eine Schwäche in ihrer Constitution empfangen, die es ihr unmöglich machte, lange zu singen oder auch lange zu stehen; außerdem daß es barbarisch ist, sehr verwickelte und schwierige Compositionen auf dem Flecke noch einmal zu verlangen. In Oxford geschah ihr das. Sie war dahin gegangen, weil sie vortheilhafte Bedingungen erreichte, die es ihr wünschenswerth machten, auch die großen Städte in England zu besuchen. Sie gab ein Concert in Oxford und trat mit einer Arie auf, die nicht leicht ihr Gleiches finden wird in schwieriger Zusammensetzung, in der Länge und dem künstlichen Aushalten der Töne. Sie fand Beifall, aber gleich darauf erscholl der Ruf „da capo!“ Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Sängerin war erschöpft, sie hätte ein plötzliches und rasches Wiederholen des Stückes nicht zu Stande bringen können, wenn sie auch zweimal so viel Kräfte,

Muth und Gesundheit gehabt, als sie in der That besaß. Sie wollte vortreten und sich entschuldigen, man ließ sie nicht zu Worte kommen, ein ewiges Trommeln und Pfeifen! Sie ließ den Lärm austoben, dann trat sie vor und fing ihre zweite Arie an. Diese ließ man ruhig austönen, dann fing man wieder zu stürmen an. Jetzt regte sich die Empfindlichkeit in ihr, sie versuchte nochmals zu sprechen. Als sie nicht gehört wurde, drehte sie dem Publikum den Rücken und trat ab. Dies war eine neue Beleidigung. Der Schauspieler darf nie den Rücken zeigen, er muß sich künstlich nach dem Ausgang hin drehen und schieben; es entstand ein neuer schrecklicher Tumult. Am andern Morgen brachte die Zeitung einen sie betreffenden Artikel, wo ein Herr Chapman, der Rector der Universität, sie belehrte, daß Einiges an ihrer Erziehung noch fehle, daß Oxford sie veranlaßt habe, die letzte Hand an ihre Erziehung zu legen, und daß man hoffe, daß diese jetzt vollendet sei. Sie ließ dagegen die einfache Thatsache von ihrer leidenden Gesundheit einrücken, mit einem Tadel, der persönlich dem Herrn Chapman galt.

Diese kleinen Zwischenscenen kränkten die Künstlerin wohl, aber beleidigten sie nicht, oder hielten

sie nicht ab, in London zu bleiben. Die Mara war eine zu derbe Natur dafür, sie konnte einen Puff vertragen. Und ihrem Begleiter waren die englischen Guineen eine zu wünschenswerthe Zugabe.

Italien.

Von ihrem Aufenthalt in England machte sie zwischendurch Ausflüge nach Italien, besuchte Florenz und Venedig, aber ohne großen Erfolg. In Italien herrschte die Oper, und die Oper war nicht der Mara ihr Hauptschlachtfeld, auch fand sie da Sängerinnen mit besonders feiner Gabe für Intrigue, und diese traten ihr in den Weg. Nicht das Talent, sondern die Bosheit überragte sie hier. Die Mara war unfähig, eine Intrigue zu spinnen; sie hatte eine zu gerade, offene Natur. Sie konnte derb sein, aber nicht lächelnd boshaft und tückisch freundschaftlich.

Auf einer der Reisen nach Italien, (sie machte deren zwei), kam sie im Jahre 1792 durch Paris. Sie hatte da einen erschütternden Anblick; sie sah einen elenden Miethswagen, den eine große Menge

Volks umgab, jubelnd und triumphirend in ungebührlicher Lustigkeit. Da ihr Wagen durch diese Procession aufgehalten wurde, so erkundigte sie sich, was es gäbe. Ein roher, häßlicher Mensch trat grinsend an den Schlag ihrer Kutsche und erwiderte: Wir bringen die Königin in das Gefängniß! Welch' ein Wort war das! Die gefeierte, angebetete Antoinette mit einem Pöbelhaufen in's Gefängniß geschleppt! Sie konnte kaum ihren Ohren trauen! Doch bestätigte sich das Gehörte in einer nochmaligen Nachfrage. Ihr Gefährte machte ihr begreiflich, daß es gefährlich sei, viel zu fragen, oder bei den Fragen Verwunderung und Schrecken zu zeigen. So barg denn Beides Gertrud in ihrem Busen und verließ schaudernd das schöne Paris, das sie so sehr liebte, in dem sie so gern früher geweilt. Sie konnte es nicht vergessen, daß es bis dahin hatte kommen können! Eine Königin im Gefängniß! Ja, sie konnte bald darauf noch hinzusetzen, eine Königin auf dem Blutgerüste! Im Reiche der Töne lebend, in einem Jahrhundert groß geworden, wo die Fürsten eine unbeschränkte Macht genossen, dazu in England weilend, wo die politischen Nachrichten, durch die Parteien getrübt, nur unvollkommen ihr Ohr berührten, welchen Schrecken mußte sie

empfinden, als sie diesen vehementen Schluß eines Volksprocesses mit seiner Königin vernahm, von dem auch kein Schritt möglich war zurückzuthun. Die Gegenwart hatte mit ihrer Vergangenheit gebrochen. Sie wiederholte sich fortwährend am Tage: Im Gefängniß! und ihre Träume hatten denselben Inhalt. Sie hielt nichts mehr für sicher, der Boden schwankte ihr überall. Alle Leute sprachen von diesem Ereigniß und überall hörte sie verworrene und erschreckte Antworten; nur ein Matrose, der sie im Kanal zu ihrem Schiffe übersetzte, erwiderte lachend: Ja, Madame, es ist nun so! Wir haben Puppen und Männeken, die wir unsere Könige nennen; wenn die Schnüre unbrauchbar geworden sind, an denen wir sie ziehen, und sie Bewegungen machen, die wir nicht wollen, so werfen wir sie fort und nehmen andere! —

Hier in Italien merkte sie erst, daß der Geschmack im Gesange ein anderer geworden war, daß man sich von dem großen einfachen Styl abwendete, und dem gezierten, mit Schnörkeln und Verzierungen geschmückten zuwendete. Auch fühlte sie zuerst das Abnehmen ihrer Stimme (sie näherte sich den Fünfzigen). Diese Betrachtungen waren nicht geeignet, ihr den Aufenthalt in Venedig und Florenz angenehm zu machen, und sie

eilte, als sie ihre kontraktlichen Bedingungen erfüllt hatte, nach London zurück.

Hier angelangt fand sie die alte Aufnahme. Die Engländer hatten sich an sie gewöhnt. Auch ihre veränderte Stimme, sie war fast unmerklich, wenn sie sich anstrengte, verzieh man und wollte es absichtlich nicht wahr haben. Sie gewann noch viel Geld, und gern wäre sie hier noch länger geblieben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, einen totalen Schiffbruch mit ihrer Stimme zu erleiden. Jetzt ließ sich der Schaden noch allenfalls verdecken, allein er konnte so groß werden, und so plötzlich eintreten, daß an kein Verschleiern zu denken war. Also entschloß sie sich England zu verlassen, ehe es sie verließ. Ihr Abschiedsconcert war noch von allen bedeutenden Künstlern unterstützt, und das Fest, das darauf folgte, war eines der großartigsten, das man gesehen.

Zurück nach Deutschland.

Nun kam sie nach Deutschland zurück.

Es empfing die Berühmte mit Achtung und Ehrerbietung.

Sie gab Concerte, sie wurden besucht, und die Belohnungen fielen so reichlich aus, als es deutsche Kräfte vermochten. Obgleich sie im Gefolge von Napoleon und seinen siegreichen Fahnen daherzog, beachtete man doch die Künstlerin, die am Abend ihres Lebens das Land ihrer Geburt aufsuchte, um da Lorbeeren zu pflücken. Weimar, Frankfurt, Gotha wurden von ihr besucht, zuletzt kam sie nach Leipzig.

In Leipzig lebte noch der alte Hiller.

Im Gasthof ging er unangemeldet zu ihr hinein. Er stellte sich vor sie hin und fragte: Wer bin ich?

Sie wußte es nicht, sie konnte sich auf den alten, gebeugten Mann nicht besinnen. Da erhob er drohend den Finger und rief: Trudel! Trudel!

Ach, Vater Hiller! rief die Fünfzigjährige entzückt und erstaunt. So sehen wir uns wieder.

Ja, so sehen wir uns wieder!

Thränen standen in Beider Augen, als sie sich jetzt fest in die Arme schlossen. Dann ließen sie sich wieder los, und sahen einander an. Nicht wahr, rief Gertrud, ich bin alt geworden?

Ja, erwiderte er trocken.

Aber Er, Vater, wie ist Er alt geworden! Es ist grausig!

Nun laß es gut sein, Trudel! Wir wollen einander liebhaben, dann schadet es nichts, wenn wir alt sind.

So soll es sein! rief sie, und von Neuem lagen sie sich in den Armen.

Das ganze Zimmer, als diese Scene spielte, war voll von alten Bewunderern und Freunden Gertrud's; sie Alle empfanden die lebhafteste Freude bei diesem Begrüßungswillkommen Gertrud's und ihres alten Meisters und Lehrherrn.

Nun ging es an ein Erzählen. Was hatte sie nicht Alles gesehen, was hatte sie nicht Alles gehört seit der Zeit, daß sie von einander getrennt

waren. Es war über dreißig Jahre. Aber nun sollte sie auch singen. Sie weigerte sich lächelnd. Man drang in sie, und selbst Vater Hiller bat. Du wirst es schon zu hören kriegen, erwiderte sie, verlegen lachend, es ist kein Wunderwerk mehr! Vater, verstopfe Dir nur nicht die Ohren, das ist das Einzige, was ich bitte.

Oho! oho! rief Hiller spottend. So arg wird es nicht sein.

Ein großes Concert wurde veranstaltet; Alles strömte hin, denn Alle wollten die Mara hören. Auch Vater Hiller ging mit seinen Freunden hin. Ja, was er hörte, es war Gesang, es war sogar schöner Gesang, aber der Gesang seiner Tochter war es nicht mehr. Kaum daß hier und da etwas daran mahnte; daß ein Anklang sich von dem fand, was es früher gewesen. Eine herbe Wehmuth überkam ihn, und während das Publikum wie unsinnig klatschte, zog er leise sein Tuch hervor und trocknete sich die Thränen ab. Nicht wahr, das heißt Gesang! die göttliche Mara hat gesungen! rief man ihm entgegen, als er hinaustrat. Ja, sie hat gesungen, erwiderte er, und schlich sich nach Hause. In seinem stillen Kämmerlein lebten die Tage wieder auf, die nun vergangen waren auf immer. Er saß wieder an seinem kleinen No-

tenpult, mit der schwarzen Kante. — Da stand es noch, in der Ecke! — und um ihn standen die drei Grazien, die Hiller'schen Grazien, und sie sangen alle, und durch die Stimmen der anderen zwei hörte und erkannte er den reinen Glockenton Gertrud's! Ach, durch alle Stimmen der Erde hätte er diese klare, diese schmeichelnde, süße Stimme wiedererkannt! Und das beifällige Nicken mit dem Notenblatte, so unmerklich es war, sie merkte es doch und freute sich dessen. Wo fand er eine Schülerin wie sie, eine, die ihm so unaussprechliche Freude machte und jetzt — so unaussprechlich viel Kummer! —

Da klopfte es an seine Thür, er rief „Herein!" und in's Zimmer trat — die Mara! —

Es hat mich nicht gelitten, ich wollte Dich sehen, Vater, mit Dir sprechen! rief sie.

Zu viel Ehre, liebe Frau! antwortete er.

Still! rief sie, wenn Du so sprichst, Vater Hiller, so scheuchst Du mich gleich fort von hier. Und sie stand auf und wollte gehen. Er eilte ihr nach und hielt sie zurück. Sie ließ sich halten, und indem sie ihm in's Auge sah, faßte sie seine Hand, und führte sie an die Lippen.

Nicht doch, meine Liebe! rief er.

Ja, Vater, sagte sie, das mußt Du dulden!

Haben sie mir in der Welt die Hände geküßt, ja sogar den Stuhl geküßt, worauf ich saß, so bin ich jetzt hier, und es ist an mir, Dir die Hand zu küssen.

Und nach einer Pause sah sie verschämt in die Höhe und fragte leise: Wie hab' ich gesungen?

Der Vater Hiller stand stumm da.

Gut, erwiderte sie, das ist auch eine Antwort.

Beide schwiegen. Sie sah sich im Zimmer umher. Es war noch ganz so, wie sie es vor dreißig Jahren verlassen; auch noch der Blumenstrauß steckte am Spiegel, den sie bei ihrer Abreise hier gelassen. Dies rührte sie und Thränen traten in ihre Augen; Vater Hiller lief geschäftig hin und her, und zeigte ihr Alles, was er wußte, das sie es von Alters her kannte. Auch ein Notenblatt, auf dem er die ersten Aenderungen geschrieben, die sie bei ihrem Gesange zu machen hatte, fand sich, und Gertrud sagte: Das behalt' ich.

Nein, sagte er, das gehört mir!

Ich geb' Dir dies dagegen! sagte sie, indem sie eine kleine goldene Kapsel hervorzog und daraus ein Billet des Prinzen von Wallis, wo er ihr darin schrieb, daß sie die einzige, die göttlichste Sängerin wäre, die er gehört.

Gut, das nehm' ich! rief der Vater Hiller, aber das andere behalte ich dennoch! Wenn ich

sterbe, will ich Dir Beides zurückvermachen! Es wird nicht mehr lange dauern, Trudel, so bringen sie den Alten hinaus!

Eine Pause entstand, dann sagte Gertrud mit demselben schmeichelnden Ton wie früher: Aber nun sage mir etwas über meinen Gesang, Vater! Ein einziges schwaches Wörtchen! Es ist gar zu hart, so stillschweigend von Dir wegzugehen. Nicht wahr, die Stimme hat gelitten?

Es ist gar keine da! erwiderte Hiller.

Kaum war dieses Wort gesprochen, so fiel Gertrud, wie in sich gebrochen, auf den Stuhl, und die alte Frau weinte wie ein Kind.

Hiller empfand Mitleid mit ihr, auch mochte ihm sein hartes Urtheil leid thun, er näherte sich der Weinenden, erfaßte liebreich ihre Hand und sagte: Gertrud, wir sind Beide alt; es ist der Lauf der Dinge, es kann nicht anders sein. Bedenke, daß Du über fünfzig Jahr bist. Sei vernünftig und mäßige Dich! Für die Menge bist Du noch immer die bewunderte Sängerin, nur verlange nicht, daß Hiller, der Vater Hiller, der Dich in Deinen guten Tagen kannte, der da mitwirkte, Dich zu dem zu machen, was Du warst, daß der mit einstimmen soll in den Schrei der Menge. Wie gesagt, mäßige Dich, wähle keine zu großen Räume,

ſondern immer kleinere Zimmer, die Deine Stimme noch ausfüllen kann, verſteige Dich nicht zu den koloſſalen Wunderklängen eines Händel'ſchen Oratoriums, dieſe himmeltragenden Gebirge konnteſt Du früher wohl erklettern, jetzt aber nicht mehr. Singe Arien von Haſſe, auch wohl welche von Graun, dieſe ſind noch für Deine Stimme, aber halt' Dich fern von dem, was Dir verſchloſſen iſt, und wo kein Schlüſſel der Welt es Dir wieder aufſchließt.

So ſprach Vater Hiller und Gertrud hörte ihn mit Andacht und Ergebung zu.

In Berlin fand ſie Alles verändert. Das große Heldenbild Friedrich's war in die Tiefe hinabgeſtiegen, der Thron war unterdeſſen zweimal leer geweſen und war zweimal beſetzt worden. Ein junger König herrſchte jetzt mit einer jungen Königin; Gertrud konnte ſich beſinnen, ihn als Kind geſehen zu haben, wenn Friedrich der Große einmal aufgelegt war, ſeine Nachfolgerſchaft zu muſtern, und den nachmaligen dicken König mit ſeinen Kindern in Potsdam erſcheinen ließ. Der Prinz Achim Archinbald war in eine entfernte Feſtung als Kommandant verſetzt worden, der Kammerherr Coccejus längſt todt, auch der General von Selbitz. Sie konnte ſich nicht überzeugen, daß es daſſelbe Berlin war, wo ſie ſo viel ge-

litten und so große Freude erlebt hatte, wenn sie durch die Straßen wandelte. Nur ein Freund und Bewunderer ihrer Jugend lebte, der alte Nicolai, der sich kindisch freute sie zu sehen, und sogleich ein Concert veranstaltete, wo sie ihre bekannten, herrlichen Wunderwerke vortragen sollte. Trotz der Warnung Hiller's ließ sie sich doch verleiten Graun's Tod Jesu zu singen, und fiel damit jämmerlich durch. Ach, ich wußte es wohl, daß Jesus für mich gestorben ist! sagte sie mit trübem Doppelsinn.

Doch fanden, da ihr Ruf einmal fest gegründet war, ihre Concerte Beifall, und sie nahm auch viel Geld ein. Die wenige Zahl der Kenner nur fällte obiges Urtheil und diesem stimmte auch der gelehrte Buchhändler Nicolai bei, dem es jetzt leid that, die Sängerin zu der gefährlichen Probe verlockt zu haben.

In einer der angesehensten Gesellschaften der Stadt, wo sie sang, fand sie einen jungen Mann, einen Russen, der sich besonders warm bei ihr für den Genuß bedankte, den sie ihm gegeben. Er kam zu ihr, grüßte sie ehrerbietig und küßte ihr die Hand. Es entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch über Rußland, und der junge Fremde äußerte den Wunsch, wenn es ihr doch gefallen

möchte, in diese Gegenden zu kommen, dann würde sie sicherlich eine reiche Ernte von Ruhm und Gold einnehmen. Gertrud erwiderte, daß sie stets gefunden, daß Jeder seine väterländischen Gegenden lobte.

Rußland ist nicht mein Vaterland, erwiderte der Fremde.

Nicht? fragte Gertrud; wo sind Sie denn her? Ihr Deutsch, das Sie reden, klingt so gebrochen und so fremd, auch ist die Kleidung, die Sie tragen, eine russische Uniform.

Gleichwohl bin ich kein Russe.

Er ließ sich auf keine weitere Erklärung ein, doch fuhr er fort, Gertrud mit Antheil zu betrachten, und auch sie wendete öfters den Blick auf ihn. Es war ein schlanker, hochgewachsener junger Mann, dessen Gesicht etwas unendlich Liebliches und Einnehmendes hatte. Sie wünschte mit ihm näher bekannt zu werden, besonders da sie gehört, daß er nur kurze Zeit bliebe, daß er den Auftrag eines vornehmen russischen Herrn auszurichten habe und dann wieder zurückkehrte, es fand sich aber nicht die Gelegenheit dazu; auch schien es, als wenn ihr der Fremde geflissentlich seit ihrer letzten Unterredung ausweiche. Eines Tages jedoch fand sie ihn in einem Laden, wo er etwas einkaufte. Sehr

artig bot er ihr den Arm, und wollte sie nach Hause geleiten. Gertrud nahm die Begleitung an.

Unterwegs kam die Rede wieder auf Rußland, und der Fremde wiederholte seine Aufforderungen, dahin zu kommen, indem er, im Fall Gertrud auch Moskau besuchen wollte, ihr seinen Schutz anbot und ihr seine Karte einhändigte. Gertrud nahm die Karte und las darauf den Namen: Oberst Maratief. Sie sah ihn lächelnd an und sagte: Sie führen einen Theil meines Namens in dem Ihrigen, Mara=Maratief.

Er erröthete, antwortete aber nichts.

Gewiß werde ich Moskau besuchen, wenn ich nach Rußland komme, fuhr Gertrud fort. Wie sollte ich nicht Lust haben, die alte berühmte Zaarenstadt zu sehen? Doch erst werde ich nach Petersburg gehen, weil dort der Hof ist.

Da thun Sie recht daran, antwortete er. Doch dann kommen Sie zu uns. Das Leben in Moskau ist sehr angenehm und wird Ihnen sehr zusagen.

Wann reisen Sie ab?

Es ist unbestimmt, sagte er; vielleicht verzögert sich mein Geschäft, und in dem Falle bleibe ich noch einige Tage.

So haben Sie die Güte, und besuchen Sie mich, Herr Oberst.

Er dankte, und am nächsten Tage war er bei Gertrud. Das Gespräch ging Anfangs über die bekannten Gemeinplätze der Unterhaltung, endlich fragte er zögernd und mit niedergeschlagenen Augen, ob sie kürzlich Nachrichten über ihren Gemahl habe.

Gertrud verneinte dies, indem sie sagte, daß sie bereits seit drei Jahren keine Briefe mit ihm wechsele. Sie fragte, was der Grund dieser Erkundigung sei.

Es ist mein Vater! erwiderte er.

Gertrud sah ihn erstaunt an; diese Enthüllung des Räthsels war ihr neu. Jetzt entdeckte sie, was ihr früher entgangen war, eine flüchtige Aehnlichkeit des jungen Mannes mit Mara, zu den Zeiten, wo er jung und hübsch war. Es fiel ihr zugleich die Scene, die sie einmal in Berlin gehabt hatte, auf und sie erinnerte sich des jungen schwarzäugigen Knäbchens, der ihr damals wegen seiner Schönheit aufgefallen war. Sie schwieg und blickte fortwährend den jungen Mann an, der seinerseits höchst verlegen war, und zuletzt sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er ihre Hand nahm und sie wiederholt zärtlich küßte. Verzeihung, meine liebe Madame, Verzeihung! stam-

melte er. Sie hätten mein Geheimniß nie erfahren, wenn Sie nicht selbst gleichsam in mich gedrungen hätten; denn ich kann mir denken, wie es Ihnen unangenehm sein muß, einen lebenden Zeugen von der Untreue Ihres Herrn Gemahls zu sehen.

Mein lieber Freund, das ist nicht Ihre Schuld! sagte sie, jetzt gleichfalls verlegen.

Freilich wohl! sagte er, ein Kind ist immer der unschuldige Grund des Zornes und der Liebe seiner Eltern, es spricht zur Versöhnung, denn in dem Augenblick, als die Sünde geschah, die ihn in's Leben rief, wußte und ahndete er nichts von den kommenden Verhältnissen der Welt, in der er einst leben sollte.

Wie kamen Sie denn nach Rußland? fragte Gertrud weiter.

Das ist eine etwas weitläufige Geschichte, entgegnete der junge Oberst, doch will ich versuchen, sie Ihnen mit einem Paar Worten vorzutragen. Wie der König Friedrich starb, waren hier mehrere Russen, um der Beerdigung mit beizuwohnen, da war auch Einer darunter, der sich General Saratief nannte, ein herzenslieber, guter Mann, dessen Gedächtniß ich nur segnen kann. Er sah mich zufällig, ich gefiel ihm, und da er vernahm, daß ich ohne Eltern sei, bereit, in das Waisenhaus zu wan-

dern, wo ich aufgezogen werden sollte, wandte er sich an meinen Vormund und erreichte von ihm mit leichter Mühe die Zusage, daß er mich mit sich nach Rußland nehmen könne. Ich ging, wie ein kleines Päckchen Waare, mit ihm in das fremde, große Reich. Daheim sorgte er für meine Erziehung, ließ mich meine Muttersprache fortlernen und brachte mir frühzeitig eine militairische Richtung bei. Er selbst war ohne Kinder, und hatte seine Frau früh verloren, so daß es möglich war, daß er mich als Sohn annahm, nur ließ er mich in seinem Namen das S in ein M verwandeln, da er von meinem eigentlichen Schicksal der Geburt gehört hatte. Schon bei seinen Lebzeiten brachte er durch seine Verbindungen mich bei dem Regiment unter, dem er selbst als General vorstand; später, als er starb, rückte ich schnell vorwärts, denn alle Menschen, mit denen ich zu thun hatte, waren mir gut und mochten mich gern leiden. In Rußland ist es anders wie hier; hier ist es zu sehr überfüllt mit Menschen; Einer nimmt dem Andern den Lebensunterhalt fort, darum sind sie neidisch und es herrschen Mißgunst und Habgier unter ihnen. Die weiten Ebenen von Rußland haben jedoch noch viel Platz für die Menschheit,

und kann sich deßhalb mit Bequemlichkeit ausdehnen.

Dies war die Geschichte des jungen Deutsch-Russen, die Gertrud mit Interesse anhörte, theils weil sie wirklich merkwürdig war, theils weil sie in einem anspruchlosen, natürlichen einfachen Tone von dem jungen Manne vorgetragen wurde. Er fragte sie mit zarter Schonung, ob sie keine Kinder hätte? Gertrud verneinte seufzend. Dieses Glück hätte sie stets entbehrt, und beklagte es jetzt doppelt, da sie ihn sähe. Wie würde ich Sie lieb haben, wenn Sie mein Sohn wären! — Er neigte sich nochmals zu ihrer Hand, doch sie umschlang und küßte ihn. Er kam alle Tage zu ihr, die er noch in Berlin war. Eines Tages blieb er aus, und Gertrud erfuhr, daß er plötzlich hätte abreisen müssen.

Petersburg — Moskau.

Die Bekanntschaft mit dem jungen Maratief hatte den Entschluß bei ihr zur Reife gebracht, sie wollte nun nach Petersburg. Ihre Berliner Freunde riethen ihr auch dazu. Die Jahreszeit war günstig, es ging zum Winter, und der Winter mit seinen religiösen Festen ist in Rußland so günstig, daß das Heer der Sänger und Kunstproducenten aller Art nicht versäumt, sich in dieser Jahreszeit in dem großen Kaiserreiche einzufinden. Gertrud machte sich also bereit zur Reise. Sie nahm einen ältlichen Mann mit, der die Aufsicht über ihre Casse hatte, und ernstlich und geübt sie verwaltete. Die Jahre der Neigungen waren vorüber, es lag ihr jetzt daran, die Casse, die immer in untreuen Händen gewesen war, jetzt auf das Gewissenhafteste selbst zu verwalten und auf das

Genaueste zu wissen, wie viel sie erwarb, und das Erworbene gut beisammenzuhalten. Es trug diese Ansicht auch ihre Früchte, Gertrud, die zu den Zeiten ihrer kolossalen Einnahme immer, wenn sie nachsah, eine Leere in der Casse gefunden hatte, bemerkte jetzt, wie ein Hundert sich zu dem andern gesellte, wie ein Tausend mit dem nächstfolgenden vertraulich beisammenblieb. Dies machte ihr Freude, denn sie dachte an das Alter und an die Jahre, wo sie wahrscheinlich nicht mehr singen würde.

In Petersburg, wo ihr ein glänzender Ruf voranging, wurde sie sehr gut aufgenommen. Sie gab Concerte und sang Abends in den Kreisen der vornehmen Welt. Treu dem Rathe Hiller's, den sie leider in Berlin außer Acht gelassen, vermied sie es, große Meisterwerke der Tonkünstler zu geben, sie wurden auch in Petersburg nicht verlangt, man war schon sehr befriedigt, wenn man ein Paar ältere Sachen von Paësiello, Jomelli und Anderen hörte. Im Ganzen hatte auch die neumodische Manier des Gesanges, in der die Catalani herrschte, um sich gegriffen, und man hörte nur diese prahlenden und blendenden Musikstücke. Nachdem sie von dem Kaiser und der kaiserlichen Familie reich beschenkt worden war, und auch von den russischen Großen ansehnliche Ho-

norare empfangen hatte, machte sie sich nach Moskau auf den Weg, wohin sie ein eigener Zug des Herzens trieb. Es beherrschte sie das Verlangen, den jungen liebenswürdigen Obersten Maratief wiederzusehen, mit dem sie fortwährend in Correspondenz stand, und der sie dort erwartete. Die Liebe zu Mara, die sie einst so beseligt hatte, war in diesem, seinem veredelten und verschönerten Ebenbilde neu erwacht, und sie dachte sich schon das Entzücken, ihn „Sohn" nennen zu dürfen, wozu sie die Erlaubniß von dem jungen Manne sich erbitten wollte.

Das große, ungeheure Moskau, mit seinen alterthümlichen Thürmen und seinen fremdartigen Kuppeln, nahm sie auf. Sie staunte, als sie die Pracht der Paläste sah, die Großartigkeit der Bauten, das wundersam fremde Leben, das durch die Gassen fluthete, und dabei das gemüthliche gastfreundliche Treiben der Eingeborenen wahrnahm, die sich um die Ehre stritten, die berühmte Fremde zu beherbergen, ihr Ehre, Liebe und Güte, so viel es in ihren Kräften lag, zu beweisen. Maratief war da, und führte sie in ihre neue Wohnung ein, die prachtvoll und bequem ausgestattet war.

Darf ich nicht bei Ihnen wohnen, lieber Oberst? fragte Mara.

Ich lebe als Officier und Junggesell, erwiderte er; Beides wären keine passenden Eigenschaften, um eine Dame bei mir aufzunehmen.

So seien Sie wenigstens so oft mein Gast, als es Ihre Zeit gestattet, lieber Sohn, sagte die Sängerin.

Geben Sie mir wirklich diesen Titel, rief er freudig, um den ich zu bitten nicht wagte. O, meine theure Mutter, wie sehr beglücken Sie mich! Welch' eine Freude bereiten Sie mir! Wie soll ich Ihnen deutlich und treu meinen Dank abstatten?

Dadurch, daß Sie die alte Sängerin lieb haben, erwiderte die Mara. Ich stehe allein in der Welt, es verlangt mich, Jemanden zu haben, der sich um mich kümmert, mir die Augen zudrückt, wenn ich einst sterbe.

Er sank vor ihr auf die Kniee, und drückte ihre beiden Hände an sein Gesicht, das Thränen befeuchteten. O, wenn Sie ein Herz voll Liebe haben wollen, so ist das meine ganz Ihren Wünschen ergeben. Immer, wenn ich vergangene Tage und Ihr Geschick betrachtete, dachte ich: Wie mag doch die Mara über dich denken! Solltest du es wagen dürfen, ihr unter die Augen zu treten? Aber immer hielt mich das Schicksal ab, mir auf diese Frage

eine Antwort zu verschaffen, immer war ich Ihnen fern, bis ein wundersamer Zufall in Berlin mich in Ihre unmittelbare Nähe brachte.

Die Mara hörte diese Aeußerungen mit Vergnügen, sie vergalt die Gefühle des jungen Mannes, indem sie ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit in allen seinen Angelegenheiten mit Rath und That zur Seite stand. Als sein Geburtsfest erschien, zeigte sie sich als Eine der Ersten, die ihm ihre Wünsche und Gaben brachte. Sie fand ihn in seinem Kabinet, und bei ihrem Eintritt verbarg er Etwas rasch, was er eben in Händen gehabt hatte. Gertrud wollte nicht fragen, was es sei, aber es that ihr leid, daß er vor ihr ein Geheimniß habe. Nach Mancherlei, was sie mit einander zu sprechen hatten, sagte endlich der Oberst seufzend: das Glück hat mich so reich bedacht, aber den Hauptgegenstand meiner Wünsche entzieht es mir doch! — Welcher ist der? fragte die Sängerin. — Sehen Sie dieses Bild, theure Mutter, rief er, und brachte jetzt selbst zögernd das Versteckte hervor, und urtheilen Sie selbst, da das Original die Copie tausendmal an Reizen übertrifft, ob es nicht der Magnetstein sein soll, nach dem sich alle meine Wünsche richten?

Gertrud nahm das zierliche Kästchen, in dem

das Bild eingeschlossen war, und sah jetzt das Portrait einer Dame, die allerdings sehr lieblich und reizend war. Wer ist sie? fragte sie den Jüngling.

Die Pflegetochter unseres Gouverneurs, antwortete dieser.

Des Generals Solnikoff?

Desselben.

Ich kann mich nicht besinnen, sie gesehen zu haben, sagte die Sängerin. Ich bin in dem Hause sehr wohl bekannt, der General ist Musikkenner und wir verkehren viel mit einander.

Der Oberst sah trüb und nachdenkend vor sich hin, dann sagte er: Man hat sie entfernt, weil man unsere Neigung nicht begünstigen will, doch wird sie in diesen Tagen eintreffen zu dem Namenstage der Generalin. Sie heißt Asanasia und wir lieben uns schon seit Jahren. O Himmel, was wird aus dieser unglücklichen Liebe werden?

Was ist der Grund der Weigerung? fragte Gertrud.

Nichts, als der Eigensinn des Alten, war die Antwort, er will sie keinem Militair geben, und hat das hübsche frische Mädchen aus einem Anfall von Bigotterie dem Kloster bestimmt.

Die Mara tröstete den Liebenden auf's Beste,

im Geheim nahm sie sich vor, in der Sache thätig zu sein. Der alte General hing mit besonderer Achtung und Theilnahme an ihr, sie war fast täglich in seinem Hause, was eines der besuchtesten und besteingerichtetsten in Moskau war. Er gab öfters kleine Concerte, und führte Symphonien und Quartette auf, in denen er selbst mitwirkte. In seiner Jugend hatte er Deutschland gesehen, und war durch ein besonders günstiges Zusammentreffen mit der Todi, die damals in der Zurückgezogenheit von Paris lebte, bekannt geworden. Eine kleine Arie der Todi, angeblich auf und für ihn gemacht, hielt er als ein Heiligthum verborgen, und nur die Mara war die Bevorzugte, die das Blatt zu sehen bekam und auch die Arie sang.

Wie der Namenstag der Generalin erschien, war auch Afanasia gegenwärtig und Gertrud lernte sie kennen. Allerdings war das Bild nur ein sehr schwacher Abriß ihrer reizenden Eigenthümlichkeit. Sie bezauberte alle Welt durch ihre Bescheidenheit, Anmuth und Lieblichkeit; zugleich war eine Wolke von Kummer, die sich ihr unbewußt um das Gesicht lagerte, der fortwährende Beweggrund, die Theilnahme an sich zu ziehen, denn man wünschte ein so vollkommenes Wesen auch vollkommen glücklich zu sehen. Der General behandelte sie hart,

roh und kalt. Die Närrin, sagte er zu Gertrud, hat sich etwas in den Kopf gesetzt, was ich ihr wieder heraustreiben will.

Immer mit dem Glücke ihres Lieblings beschäftigt hatte sich die Mara zu diesem Tage etwas Besonderes ausgedacht. Es wurden kleine Comödien aufgeführt, und die zahlreiche Verwandtschaft des Generals gab sich Mühe, diesen Tag so festlich wie möglich zu machen. Ganz zuletzt trat Afanasia auf mit einer kleinen Scene, die ihr die Mara eingelernt. Sie stand auf der Bühne in Trauer und Wehmuth versenkt, sie wurde gefragt, was ihr fehle, sie zeigte auf einen todten Vogel, und sagte, daß ihr treuer Freund, der theilnehmende Genosse ihrer Einsamkeit, gestorben sei. Man suchte sie zu trösten. Tröstet mich nicht, sagte sie, für den, der wahrhaft trauert, giebt es keinen Trost, und nun sang sie, aber nicht eigentlich sie, sondern die Mara sang hinter den Coulissen die Arie der Todi, die diesen Gedanken ausführte. Es gelang wundervoll. Die Töne quollen mit einer so eigenthümlichen Rührung und in solcher Fülle und Rundung hervor, daß Alle bis zu Thränen bewegt wurden. Auch der General trocknete sich die Augen, er stand auf und umarmte seine Pflegetochter und rief: Wenn solche Geister Dich be-

schützen, mein Kind, da bist Du glücklich! Zugleich brachte er die Mara hervor, stellte sie als die eigentliche Sängerin der Arie vor, und da Jedermann dies schon wußte, so empfing die Sängerin die aufrichtigsten und zahlreichsten Lobeserhebungen.

Nun besinnen Sie sich, General, sagte die Mara, in welcher Beziehung die berühmte Sängerin Ihnen diese Arie gab?

In welcher Beziehung? sagte der alte Mann, ich war damals heftig verliebt und hatte lange keine Nachrichten von meiner Angebeteten, er faßte dabei seine Frau an der Hand, bekommen.

So gedenken Sie, theurer Freund, mit Nachsicht Aller, die in ähnlicher Lage sind. Gedenken Sie meines armen Pflegesohnes, des Obersten Maratief. Mit diesen Worten führte sie den jungen Mann herbei, der seinerseits wieder Afanasia vor den Vater brachte.

Ihr Pflegesohn? rief der General überrascht.

Er ist's! sagte die Mara. Die günstige Stimmung, in der sich der General befand, das Glück, das er selbst genoß, die Erinnerung an die Angst und die Verzweiflung, die er damals empfunden, die Nachricht, daß der junge Oberst mit seiner theuren Freundin verwandt sei, Alles wirkte so

günstig, daß er sich gütig und hoffnungsvoll erklärte, und die Liebenden neuen Muth gewannen.

Gieb sie zusammen, Freund Frühstück, sagte ein alter Kriegskamerad zum General. Weil heute ein so gottgesegneter Tag ist, und weil unsere Freundin, die berühmte Elisabetha Federowna darum bittet. Dies war nehmlich der russische Name der Sängerin.

Es sei, tönte die Antwort; nach Verlauf eines Jahres mag er wieder anfragen, unterdessen werden die Hochzeitskleider genäht werden. Die Liebenden waren glücklich, sie dankten der Mara, als der Begründerin ihres Glückes; diese wehrte ab, und nannte den Gouverneur. Man war herzlich froh und scherzte und plauderte. Ich möchte nur wissen, fing die Mara an, indem sie den Gouverneur ansprach, warum Sie Ihr Freund „Frühstück" nannte?

Ach! erwiderte der Gouverneur lachend, das ist eine Geschichte aus meiner frühesten Jugend, und nur sehr vertraute Freunde haben das Recht darauf anzuspielen. Ich will sie Ihnen erzählen. Es war zu den Zeiten unserer gottgefälligen und allberühmten Kaiserin Katharina, besonders gottgefällig, weil sie an mir wie eine Mutter gehandelt hat. Gesegnet sei ihr Andenken! Ihr müßt wissen, Freunde, ich bin ein Findling! Das ist

keine Schande, obgleich es keine Freude gewährt. Ich ward von sehr armen Eltern als ihr Sohn angenommen, und sie hatten die Absicht, mich gut oder böse aufzuziehen, obgleich sie selbst schon zwölf Kinder hatten. Damals, als dieses würdige Paar darüber nachsann, wie sie mich anschirren sollten, daß ich, so jung ich war, schon helfen sollte den Karren aus dem Schmutz zu ziehen, in dem die sämmtliche Familie saß, geschah es, daß die Kaiserin Katharina, die eben den Thron bestiegen hatte, hieher nach Moskau kam, um sich dem alten Gebrauche gemäß krönen zu lassen. Sie kam hier an, bereits kränklich, und wurde vollends krank, so daß man ein Dutzend Aerzte aus allen Enden des Reiches zusammenberief, um sie wieder gesund zu machen. Ihre gute Natur half sich selbst, oder, wenn wir es von der frommen Seite betrachten wollen, ein Pilgergang nach unserem berühmten Kloster in der Nähe brachte sie wieder auf die Beine. Während sie so krank lag, überlegte sich das Landvolk, was zu thun sei, denn alle Welt, besonders der Bauer, wünschte sie gesund zu sehen, denn sie war so gar gut; meine Pflegeeltern überlegten auch, und da sie herzenseinfältige, dick im Aberglauben sitzende Leute waren, kam aus ihrem Ueberlegen etwas recht Dummes zu Stande.

Sie hatten gehört, die Kaiserin verspeiste täglich ein neugeborenes Kind, und das gäbe ihr die gute Gesundheit. Nur war das abscheulich, aber die Pflegeeltern glaubten es, und damit die Kranke bald wieder gesund werde, beschlossen sie, da ich ihnen doch unnütz war, mich zur Speise der Landesmutter auszuwählen, und zwar brachten sie mich „zum Frühstück" der Fürstin hin, mit etwas Pfeffer und Salz, denn, pflegte meine Pflegemutter zu sagen, ohne dieses kann rohes Fleisch nicht gut thun.

Die Kaiserin begriff nicht, was sie wollten, als sie mit dem gesunden, pausbäckigen Kinde erschienen; später, als sie es begriff, war sie nahe daran, den Leuten den Kopf abschlagen zu lassen, da sie aber einsah, daß der tolle Rath aus gutem Herzen kam, nahm sie das Kind, dankte den Bauern und ließ mich auf ihre Kosten groß ziehen. Seht, Freunde, das ist der Ursprung jenes Beiwortes, das ich lange Zeit führte, und das ich jetzt noch nicht abgelegt habe, wie mein Freund beweist. Der Kaiserin „Frühstück" hieß es ein adliges Cadettencorps, und als ich meine erste Medaille bekam zur Auszeichnung, lautete es in den Listen: Das Frühstück hat sich ausgezeichnet und hat einen Orden bekommen. Das Frühstück hat dies und das gethan, das Frühstück war dabei, als diese

oder jene Sache vorfiel — immer war es das Frühstück. Später, als ich durch die Gnade der Kaiserin so hoch stieg, hörte der Spottname auf.

Man amüsirte sich über die Geschichte, und die Damen wunderten sich über den Grad von Aberglauben und Rohheit unter den Bauern, der diese That überhaupt möglich machte.

Ihr müßt nur denken, liebe Freundin, welche Zeit es war, wie viele Jahre darüber vergangen sind, und wie so etwas jetzt nicht mehr möglich ist.

Das ist ja rein chinesisch oder vielmehr caraibisch, rief die Mara. Was mußte die menschenfreundliche Kaiserin empfunden haben, als sie das hörte! —

Sie hat noch ganz andere Dinge hören müssen, rief der General. Machte doch eine religiöse Sekte der Altgläubigen allen Ernstes den Vorschlag, sie solle sich selbst aufspeisen lassen zum Besten der Religion und des Landes. Es wurde als Scherz gewendet, aber es war im Ernst gemeint. —

Schluß.

Die Mara hatte begonnen während der sechs oder sieben Jahre, die sie jetzt in Moskau lebte, sich vollkommen häuslich dort niederzulassen. Die Stadt und die Weise ihrer Bewohner sagten ihr unbeschreiblich zu, dabei hatte sie ihren wohlerworbenen Besitz, hatte ein Haus in der Stadt, das ihr eigen gehörte, und dann auch einen ansehnlichen Garten vor der Stadt, ebenfalls mit einem Hause und Treibereien versehen. Sie gab im Jahre zwei oder drei öffentliche Concerte, die überfüllt besucht wurden, die größten Honorare zahlten ihr jedoch die vornehmen und reichen Häuser, in denen sie Musikunterricht gab. Es war Mode, von der Mara Anleitung im Singen zu erhalten; wer diesen berühmten Namen nicht unter seinen Lehrern nennen konnte, dessen Fertigkeit wurde

nicht für vollkommen ausgebildet gehalten, dessen Methode im Gesange war fehlerhaft. Zu ihren geselligen Annehmlichkeiten gehörte in letzter Zeit auch das Haus ihres Stiefsohnes, dessen Heirath mit Afanasia Solnikoff sie glücklich zu Stande gebracht hatte.

Welch' eine glückliche Zukunft blühte nicht der alten Dame! Wie gesichert hatte sie ihre Existenz! Der Ehrgeiz schwieg, oder ließ sich mit leichter Kost abfinden, und diese leichte Kost gewährte ihr Moskau und dessen reiche Aristokratie; England, Frankreich und Deutschland war es freilich nicht, doch mußte sie auch bedenken, sie hatte nicht mehr die Mittel, um auf jenem hohen Welttheater eine Rolle zu spielen, und die bescheidene Rolle, die sie jetzt übernommen, dafür war Moskau ein dankbarer, überreicher Boden. Zuweilen kamen auch über Wien angesehene Fremde nach Moskau, mit denen knüpfte sie eine einst kultivirte Bekanntschaft wiederum an, und diese gaben ihr eine lebhafte Erinnerung an die einstigen schönen Zeiten ihres Ruhms.

Sie glaubte nicht anders, als daß sie hier ihr Leben beschließen würde, aber es war anders im Buche des Schicksals verzeichnet. Napoleon's siegreiche Heere näherten sich Moskau. In Folge

der bekannten trübseligen Ereignisse traf Moskau das große Unglück eingeäschert zu werden. Fast die ganze prächtige und reiche Herrenstadt ging in Flammen auf. Alles flüchtete; unter den Flüchtlingen war auch die alte Sängerin, die am Arm einer ihrer ergebensten Schülerinnen auswanderte. Hinter ihr wütheten die Flammen, ein ungeheures Flammenmeer, und vor ihr lag ein kleines Dorf, wohin sie flüchtete. Mitten in dem Graus dachte sie an das Bild, das sie im Zauberspiegel in Paris gesehen, und lebhaft fiel ihr die Wahrheit der prophetischen Darstellung ein. Hier wanderte sie nun, ihres Guts und ihrer Habe verlustig, am Arm einer Schülerin, in's Elend! —

Unbeschreiblich war die Verwirrung und das Unglück, das über die armen Einwohner der Stadt hereingebrochen war. Später, als die Fackel des Kriegs wieder verlöscht war, lag die stolze Stadt, ein Trümmerhaufen, vor den Blicken der Zurückkehrenden. Die Mara hatte Alles eingebüßt; ihr Haus in der Stadt, der schöne Garten, Alles war in Trümmer verwandelt. Auch brauchte Niemand mehr eine Musiklehrerin, zu Concerten gab es nun vollends keine Aussicht, die unglückliche Sängerin mußte ihren Stab anderswohin wenden. Da schrieb ihr eine befreundete Familie in Ehstland

und lud sie zu sich ein. Mit Freuden ergriff die Obdachlose dieses Asyl. Sie kam und fand willkommene Aufnahme in einem liebevollen Familienkreise, den sie durch ihre Kunst zu beleben verstand.

Was den General Solnikoff betrifft, so erlöste ihn das Schicksal von der herben Aufgabe, die Stadt, Napoleon gegenüber, vertheidigen zu müssen, er starb kurz vor dem Einfall des siegenden Heeres in Rußland. Der Oberst Maratief fand den Tod in der Vertheidigung; seine junge Wittwe zog in der Gegend von Moskau zu einer Verwandten.

Somit war doch ziemlich gut für die alte Sängerin gesorgt. Sie hatte ihr erworbenes Vermögen verloren, aber sie gewann dafür einen freundschaftlichen Boden, wo der Baum ihres wechselvollen Lebens noch spät Wurzel faßte, und zu einem ruhigen, vom Sturm nicht bewegten Wachsthume sich entfaltete. Sie zog abwechselnd von Liefland nach Ehstland, immer den Schatz ihres Wissens mit sich führend und mit diesem und ihrer offenen liebenswerthen Natur überall willkommen, wo sie sich nur nahte. Sie war schon am Anfange der siebziger Jahre, als es sie noch einmal gelüstete, Deutschland zu sehen und wo möglich noch ein

kleines Vermögen sich zu sammeln. Der Plan war unglücklich gefaßt, denn sie konnte sich denken, daß überall eine völlig andere Zeit gekommen war und daß Niemand mehr Sinn für die Berühmte des vorigen Jahrhunderts, wenn sie sich selbst als greises Mütterchen zeigte, haben würde. So war es auch. Sie kam nach Cassel, ihrer Vaterstadt, man begrüßte sie fremd und mit Verwunderung. Die Mara! hieß es überall, lebt sie noch? Wer hätte das gedacht? Und wagt sie wirklich noch zu singen? setzte man hinzu. Ja, die Greisin sang, aber wie? Man mußte lauschen, um nur einen der leisen zitternden Töne zu hören, die ihren Lippen entglitten. Aus einer Stadt, wo sie ein Concert gab, stand in der Zeitung: Auch haben wir eine Merkwürdigkeit, nicht minder interessant als das Erscheinen der fabelhaften Seeschlange, zu berichten, wir haben die alte Sängerin Mara gehört, doch gehört ist nicht das rechte Wort, sie hat durch Zeichen mit uns gesprochen, die wir aus Mitleid übereingekommen sind, Gesang zu nennen. Gott möge sie, aus Mitgefühl für die gepeinigte Muse des Gesangs, wie aus Liebe für die sehr ehrenwerthe Künstlerin, bald zu sich nehmen.

Und Gott nahm sie zu sich. Sie kehrte be-

trübt und ohne etwas gewonnen zu haben nach Liefland zurück. Hier lebte sie nur noch wenige Jahre, und eines Morgens, es war gerade am Jahrestage ihrer Verheirathung mit Mara, war sie entschlafen. Auf ihrem Sarge lag ein goldener Lorbeerkranz, und die Worte waren auf eine Tafel geschrieben:

Der größten deutschen Sängerin.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner:

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. circa 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. circa 3 Thlr. 15 Ngr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex. 8. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. gebunden mit vergold. Deckenverzierungen. 4 Thlr. 10 Ngr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. 2. Auflage. broch. 24 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Künstlerbilder.

Künstlerbilder.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.

Winckelmann.

I.

An dem Ufer eines Baches saß ein blasser, magerer, in ärmliche Lumpen gehüllter Knabe und hielt ein Buch in der Hand, in dem er eifrig las. Der Titel dieses Buches lautete: „Metamorphosen, oder seltsame Abenteuer etlicher fabelhafter Personen aus dem Alterthum, in curiosen Schilderungen zum Nutzen der Jugend erzählt von Ovidius Naso, einem römischen Ritter. In's Deutsche übertragen von Friedbert Fröhlich." Die Schilderungen des Buches schienen so fesselnder Natur zu sein, daß der Knabe darüber ganz die Außenwelt versäumte, und es nicht hörte, wie er mehrmals angerufen wurde, und endlich eine derbe Hand sich ihm auf die Schulter legte.

Ich glaube, der Junge ist taub! rief der Mann, der ihn an der Schulter gepackt hatte und ihn

derb schüttelte. Willst Du mir wohl sagen, kleiner Bettelbub, ob dies der Weg nach Treuenbruch ist?

Der Knabe wandte sein Antlitz dem Frager zu und zeigte zwei große dunkle Augen, in denen Verwunderung und Empfindlichkeit blitzten. Ich bin kein Bettelbub, sagte er sehr ernst.

Nun, meinethalben, sei was Du willst, entgegnete der Mann, nur beantworte mir meine Frage.

Treuenbruch? erwiderte der Knabe nach einigem Nachdenken, das ist das kleine Kirchdorf, das rechts vom herrschaftlichen Vorwerk liegt. Da müßt Ihr den nächsten Weg links einschlagen.

Links? Ja, wo denn links? Der Weg geht ja, ohne sich zu theilen, geradeaus! rief der Mann, verdrießlich über die undeutliche Beschreibung.

Der Knabe hatte sich wieder in die Lektüre seines Buches vertieft.

Ei, zum Henker! rief der Mann wüthend, so muß ich Dir den Bettel aus der Hand reißen, um Dich zum vernünftigen Sprechen zu bringen. Er faßte das Buch und wollte es dem Knaben mit Gewalt nehmen, dieser jedoch sprang auf und fing einen Kampf um seinen Schatz an, der so heftig wurde, daß Beide die Stimme eines Frauen-

zimmers nicht hörten, die dicht hinter ihnen stand.

Was giebt's da, Ewald? So laßt den Jungen doch los! rief sie.

Der Bediente, denn das war er, als er sah, daß er das Buch nicht erhalten konnte, stand zuerst vom Kampfe ab, und als er seine Gebieterin hinter sich bemerkte, wandte er sich verlegen um und rief: Der Spitzbube will nicht antworten, er ist verstockt und eigensinnig.

Die Dame richtete jetzt ihre Fragen an den jungen Menschen, der sorgsam mit dem beschädigten Buche beschäftigt war. Wer bist Du? Wie kommst Du hierher? rief sie.

Ich bin der Sohn des Schusters Winckelmann aus der Stadt, entgegnete er. Meine Freistunden bringe ich an diesem einsamen Orte zu, und nehme ein Buch mit, das ich mir gekauft habe.

Gieb her! Was ist's?

Sie nahm die mühsam an einander hängenden Blätter, und nachdem sie das Buch betrachtet hatte, lächelte sie und sagte: Damit vertreibst Du Dir die Zeit? Schäme Dich! Ich glaubte, Du läsest in einem Andachtsbuche. Wenn Du ein so eifriger Leser bist, so komm einmal zu mir auf's Schloß, da sollst Du Bücher haben.

Der junge Mensch dankte, und fragte, wo sie wohnte.

Du wirst doch wissen, wo das Schloß ist, sagte sie mit Verwunderung. Jedermann kann es Dir sagen, es ist das einzige hier in der Umgegend.

Ich verlasse die Stadt selten, und dann ist's immer dieses Plätzchen am Wasser, das ich aufsuche; ich weiß darum nicht, was in dem Umkreise liegt, erwiderte der Junge mit einem seltsam befangenen Ausdruck. Doch werde ich das Schloß schon finden, und werde von Ew. Gnaden Erlaubniß Gebrauch machen. Er machte bei diesen Worten eine linkische Verbeugung.

Die Dame sah ihn noch eine Weile aufmerksam an und lächelte. Der Diener hatte unterdessen einen Vorübergehenden gefragt, und von diesem einen ausführlichen Bescheid erhalten. Er kam zurück, und die Dame ließ sich von ihm zur Kutsche zurückführen, die sie verlassen hatte, um den Streit mit anzuhören. Sie war eine Frau, über die Mitte des Lebens hinaus, in ihrem Wuchse stattlich und voll Ansehen, doch aber mit einem kleinen Zuge von Niedergeschlagenheit und Trauer in ihrem Antlitz, das sonst noch schön genannt werden konnte. Sie hieß in der Umgegend die Schloßdame, und war bekannt als wohlthätig

und mittheilend. Ihr eigentlicher Name war Fräulein Terebintha von Hohenstein; sie war unverheirathet und lebte mit einem andern ältlichen Fräulein zusammen, das ihre entfernte Verwandte war.

Als Johann, dies war der Name des jungen Schusterburschen, zu ihr kam, fand er sie in einem runden Eckgemach, unter Büchern und Scripturen sitzend und schreiben. Derselbe Diener, den er schon kannte, führte ihn ein und nannte, als er ihn in's Zimmer schob, verdrießlich seinen Namen.

Ach! meine Bekanntschaft vom Flusse her! rief die Dame aufstehend. Nun, mein kleiner Junge, jetzt mußt Du mir berichten, was Du eigentlich an dem Buche hast, in dem ich Dich lesend fand? Komm, setze Dich hierher. Du siehst, ich schreibe und lese auch; somit haben wir eine Art Verwandtschaft mit einander. Nun, was hast Du an dem Ovid? Sprich offen und frei! Ich liebe es, mit Leuten Deiner Art mich zu unterhalten.

Es ist ein wundersames Buch! brachte der Knabe nach langem Stocken und verlegenem Bedenken endlich heraus.

Wundersam? In wie fern? rief die Dame. Findest Du nicht in der Bibel ähnliche Geschich-

ten, und die steht Dir frei zu lesen, ja, die mußt Du sogar lesen.

In der Bibel! erwiderte Johann mit Verwunderung. Was in der Bibel steht, soll ja Alles wahr sein! sagt mir der Pfarrer.

Ach, also das Unwahre reizt Dich!

Johann wollte ihr erklären, daß er das Poetische meine, fand aber nicht das gehörige Wort dazu und schwieg endlich verlegen.

Eine Pause entstand. Die Dame zeigte auf ein Wandgemälde, das zwischen den zwei Fenstern des Gemachs angebracht war. Sieh, sagte sie, erinnerst Du Dich dieser Scene aus Deinem Buche?

Johann starrte einige Augenblicke das Gemälde an, dann rief er mit sicherster Ueberzeugung: das ist Semele, wie sie den Jupiter bittet, ihr in seiner ursprünglichen Gestalt zu erscheinen.

Sieh einmal! rief das Fräulein, wie Du gelehrt bist! und was ward daraus? Gab ihr Jupiter die Erfüllung ihres Wunsches preis?

Freilich. Sie starb aber, denn sie konnte den Glanz ihres himmlischen Geliebten nicht ertragen.

So ist's recht. Warum wünschte sie auch Unvernünftiges! rief die Dame. Hätte sie sich begnügt mit dem, was sie hatte, wäre ihr wohl ein

zufriedenes, glückliches Leben geworden. Man soll nie das Große, Ungewöhnliche, Außerordentliche wünschen: man erreicht es nicht, und wenn man es erreicht, ist es immer zu unserm Nachtheil.

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür und eine strenge, ernste Frau trat herein. Sie sah sich den Knaben verwundert an, und schien fragen zu wollen, wie er hierher käme; das Fräulein kam ihr zuvor. Sieh, Orlinde, dieser kleine Mann ist ein Professor. Ich fand ihn am Bache lesend, und als ich ihn prüfte, überraschte er mich durch seine Kenntnisse.

Die strenge Dame sah unverwandt finster und unwillig auf den Knaben herab.

Geh, küsse ihr die Hand, Kleiner! rief Terebintha. Sie ist eine fromme Dame, und wenn sie Dir gut ist, kann es Dein Glück sein!

Johann näherte sich bei dieser Aufforderung der Frau, doch ihr Wesen hatte so viel Ungefälliges, daß er auf halbem Wege stehen blieb, und den Blick, den sie auf ihn richtete, nicht zu ertragen vermochte. Sie ist bös! murmelte er vor sich hin. Ich liebe nicht böse Weiber!

Diese Worte wurden von der Strengen nicht gehört, die sich in einem Stuhl am Fenster niederließ. Entferne ihn, liebe Schwester, sagte sie

nach einer Weile, Du weißt, der ehrwürdige Mann muß gleich hier sein.

Geh in die Bedientenstube, mein Freund! rief Terebintha zu Johann. Dort findest Du Gesellschaft. Später hole ich Dich ab. Geh, mein lieber Kleiner. Sie führte ihn zur Thür und ließ ihn hinaus. In dem großen Zimmer, wo er jetzt sich hinbegab, sah er Niemand als einen jungen Menschen, der an einem Tische saß und sein Wehrgehäng putzte. Es war der Sohn des Försters, der hier lernte sich zum herrschaftlichen Jäger auszubilden. Mit ihm machte nun unser junger Freund Bekanntschaft. Franz, so hieß der siebzehnjährige Bursche, war ein hübscher Junge, dies wußte er wohl, und sah daher ziemlich geringschätzend auf den magern blassen Schusterlehrling herab.

Viel Arbeit jetzt? fragte er, indem er von seinem Wehrgehäng seitwärts blickte. Ich kann ihm auch mit einem paar Stiefeln dienen, die geflickt werden müssen. Unser Schuster, der für das Haus arbeitet, ist vor ein paar Tagen gestorben.

Schönen Dank, Herr Franz, ich arbeite aber keine Stiefel.

So! was machst Du denn?

Ich will studiren! rief Johann. Schon hab'

ich mich gemeldet, um in der Stadtschule aufgenommen zu werden.

Sie werden Dich nicht nehmen! rief Franz, mit einem Blick, in dem die äußerste Geringschätzung ausgedrückt war. Du hast ja krumme Beine.

Man studirt nicht mit den Beinen, erwiderte der kleine blasse Lehrling. Für Euresgleichen ist ein gesunder, starker Körper freilich die Hauptsache. Aber es giebt vielerlei Arbeit auf der Erde und mancherlei Geschäfte unter den Lebendigen. Für mich ist nun dieses, was ich mir erwählt.

Franz schwieg, offenbar überstimmt durch die Antwort, die er erhalten. Er war auch bös, denn er konnte nicht so scharf darauf antworten, wie er es wünschte. Der blasse Knabe sah ihn an, und ein Zug von gutmüthigem Mitleiden machte sich in seinem Gesichte bemerkbar. Ich habe Euch doch nicht weh gethan? fragte er.

Weh? Was heißt das? Du hast mich ja nicht berührt?

Ich meine mit Worten, sagte Johann. Man kann mit Worten auch Jemandem weh thun.

Der Jägerbursche schüttelte den Kopf.

Laß uns Freunde sein! rief der Knabe. Oreſtes und Pylades.

Waren das auch Schusterjungen? fragte der Krauskopf.

Johann lachte. Nein! rief er, es waren schöne griechische Jünglinge. Ach! sagte er plötzlich ernst, es gab herrliche Zeiten einst, Zeiten, wo schöne Menschen die schöne Erde bewohnten, und wo diese schönen Menschen frei waren, und nichts über sich hatten als Götter, die ebenfalls schön, gefällig und gütig waren. Da, Franz, da galt es zu leben! Da war das Leben eine Freude; jetzt ist es nur Aerger und Kummer.

Der junge Förster stand auf, warf sein Wehrgehäng auf den Tisch und sich vor Johann hinstellend, rief er: Was willst Du sagen, kleiner giftiger Bursche! So, wie Du jetzt bist, kannst Du's freilich nicht verstehen, was Leben heißt! Da muß man seine gesunden Glieder und seine munteren Augen im Kopfe haben. Komm 'mal mit mir zur Kirmeß, drüben im Dorfe, da wollen wir einmal lustigen Tag machen, und ich will Dir zeigen, daß wir auch jetzt noch schöne Menschen, wenigstens schöne Mädchen haben.

Der Jägerbursche dachte sich bei diesem Vorschlag aus, welchen Triumph er feiern würde neben dem blassen kränklichen Schusterlehrling, wenn er neben ihm auf dem Tanzboden des Dorfes er-

schiene. Johann jedoch fand Gefallen an dem kräftigen jungen Burschen, der sich ihm gesellte. So hatten Beide ihre Zwecke.

Gut! rief der Schuster, ich gehe mit Dir. Wann brechen wir auf?

Uebermorgen, um drei Uhr Nachmittag, hol' ich Dich ab.

Sie gaben sich die Hände, und schieden als Freunde.

Als Franz kam, ihn abzuholen, trat Johann ihm entgegen in seinem Sonntagsrock, mit weißer Halsbinde, mit kurzen Hosen und Schuhschnallen. Franz schlug die Hände zusammen und lachte: Gerade wie unser Herr Pfarrer! rief er. Ein putziges kleines Kerlchen, gleichsam um ihn in den Puppenschrank zu stellen.

Es ist mein Sonntagsrock! rief Johann stolz. Hast Du, dummer Junge, noch keinen Sonntagsrock gesehen?

Sie gingen jetzt. Als sie das Dorf noch nicht erreicht hatten, schallte ihnen schon die Musik entgegen; ein Beweis, daß der Tanz bereits begonnen hatte. Franz und Johann mischten sich unter die Zuschauer. Der Erstere fand sogleich viele Freunde, die ihn begrüßten, auch wurde er bald von einigen bekannten Mädchen zum Tanzen aufgefordert;

Johann blieb müßig stehen, denn ihn kannte Niemand, und keine der muthigen Tänzerinnen traute sich an ihn heran, so ernsthaft sah seine Miene aus, in Uebereinstimmung zu seiner finstern, altfränkischen Kleidung. Als er sich endlich ein Herz faßte und ein Mädchen aufforderte, merkte er bald, daß seine Erscheinung Aufsehen machte. Die Frauen zischelten mit einander, und die jungen Burschen fingen an laut zu lachen. Er mußte allerdings seltsam aussehen: ein langer, dünner Junge, in einen schwarzen Rock gehüllt, der zu weitläufig für seine Figur gemacht war, und in seinen langen Schößen bei jeder Schwingung des Tanzes um seine dünnen Beine herumflatterte, als wäre er dazu gemacht, die Fliegen abzuwedeln. Der Kopf, dessen ernstes, finsteres Gesicht gerade vor sich hinsah, war mit einem Wuste blonden Haares bedeckt, das hinten in einen kleinen Zopf gedreht war, der seinerseits die wilden, ausschweifenden Bewegungen des Rockes nachmachte, und bald auf diese, bald auf jene Seite hinwankte. Das Mädchen, mit dem er tanzte, wand sich aus seinen Armen los, ging auf seinen Platz zurück, indem es vor sich hinmurmelte, daß es nicht gewohnt sei, mit einem Fastnachtsnarren zu tanzen. Johann, der diese Dinge nicht begriff, den Zorn

des Mädchens ebenfalls nicht einsah, blieb verlegen und verdutzt stehen, und wurde endlich durch ein Heer derber Scherze der Burschen aus dem Kreise der Tanzenden vertrieben.

Er ging in den Garten hinab. Dieser war einsam, und er wandelte hier in einem Baumgange auf und ab. Die ungewohnte Erhitzung des Tanzsaales, die vielen geputzten Leute, die Fröhlichkeit und der Muthwille, der sich unter dem männlichen Theile der Gesellschaft bemerkbar machte, alles dies hatte ihn angeregt und er überdachte jetzt die Situation. Sie war ihm neu und interessant. Er gedachte nochmals hinzugehen, um einen neuen Versuch zu wagen, sich unter die fröhlichen Leute zu mischen, vorher aber wollte er noch Einiges, was ihm besonders aufgefallen war, in ein kleines Skizzenbuch, das er immer bei sich führte, eintragen. Als er sich zu diesem Zweck einem einsamen Lichte näherte, das auf einem Tisch am Eingang des Bogenganges stand, bemerkte er, daß in geringer Entfernung vom Lichte ein Liebespärchen sich in dem Dunkel der Gebüsche versteckt hatte. Er wollte nicht stören und blieb daher zurück. Das Mädchen hatte ihren Schatz umfangen und duldete seine Küsse, die er ihr gab, mit seltener Hingebung; dabei

wurde kein Wort gewechselt, es ging ganz ruhig vor sich und wäre auch bis an's Ende gespielt worden, wenn nicht vom Ballsaale aus eine suchende Schöne gekommen wäre, die gerade auf das Liebespaar zuging, und sie mit Scheltworten auseinander trieb. Der junge Bursche verlor sich in die Gebüsche und mit einander heftig streitend gingen die Mädchen fort.

Jetzt setzte sich Johann zum Schreiben nieder, doch er wurde wieder gestört, Franz kam, um ihn zu suchen. Er hatte das Gelächter und das Gespötte im Saale gehört, und war nun gewiß, den armen Johann wenigstens unter Thränen zu finden, statt dessen kam ihm dieser wohlgemuth und fröhlich entgegen.

Die bösen Jungen haben über Dich gelacht, fing er an; doch das mußt Du Dir nicht zu Herzen nehmen. Es ist Dein schwarzer Rock daran schuld.

Wie seltsam, und doch ist's mein bester Rock, den ich anziehen kann! rief der junge Schusterlehrling verwundert. Aber Franz, was habe ich eben gesehen? Wärst Du ein paar Minuten früher gekommen.

Was war es? fragte der junge Förster.

Ein Pärchen, das der Liebe pflog, trotz einem

Schäferpaar Arcadiens, rief Johann, noch roth vor Scham und Unwillen.

Franz lachte. Das ist nichts Seltenes an diesem Tage! erwiderte er. Wo sind sie geblieben?

Man kam, um sie zu trennen! rief der Empörte. Aber ist so etwas möglich hier unter Leuten! unter dem lebenden Geschlecht! Ja, wenn es im Buche gewesen wäre, mit den gehörigen Versen beschrieben, dann würde ich's natürlich finden.

Diese Leute lieben ohne Verse! rief der junge Förster, noch immer lachend. Warte noch ein Weilchen, und Du wirst mich in eben solcher Situation erblicken.

Laß mich das nicht sehen! sagte Johann; ich könnte Dir sonst böse werden.

Franz sah ihn verwundert an. Bist Du toll! rief er. Dazu ist ja eine Kirmeß da? Was sag' ich, dazu ist ja das ganze Menschengeschlecht da!

Schweig! rief Johann. Laß uns von etwas Anderm sprechen. Sage mir, weißt Du etwas von dem Fräulein oben auf dem Schlosse? Wer ist sie? Was treibt sie?

Franz antwortete: ich könnte Dir erwidern, sie möchte eben dasselbe treiben, was jene Liebes-

leute trieben, doch Scherz bei Seite, das arme Mädchen ist wahrhaft zu beklagen.

Weßhalb? fragte Johann.

Komm, laß uns hier auf diese Bank setzen, rief der junge Jäger. Ich bin vom Tanzen erhitzt und hier läßt sich's gut abkühlen. Sieh mal, die Hohenstein's sind ein altes, gutes Adelsgeschlecht, das in dieser Gegend vor langen Zeiten sich niedergelassen hat. Es ist ausgestorben bis auf das Fräulein, das Du oben gesehen hast. Man will nicht, daß sie sich vermählte, das heißt ein Vetter, der auf ihr Erbe rechnet, will es nicht, und ihre Cousine, das alte häßliche frömmelnde Weibsstück, das Du ebenfalls oben gesehen haben wirst, will es auch nicht, und sie und der Vetter arbeiten zusammen, die arme Terebintha von jeder annehmbaren Parthie fern zu halten. Dennoch haben sie nicht verhindern können, daß sie in einen jungen hübschen Mann sich verliebte, der hier in der Nachbarschaft wohnte und ihr den Hof machte. Die Sache wurde geheim betrieben. Jede Woche ein paar Mal sahen sie sich, draußen an der Terrasse im Garten, Nachts elf Uhr, da kam er geritten, oder gegangen und brachte Blumen, oder irgend ein anderes kleines Geschenk mit, und sie blieben ein halbes Stündchen mit einander plau-

dernd, und sich die Zukunft golden ausmalend. Der Vetter kam dahinter, und seitdem sind die Zusammenkünfte gestört, und das alte Fräulein ist auf's Schloß gerückt, als Wache. Die hat ihrerseits einen Prediger mitgebracht, und sie setzen schon seit zwei Jahren dem armen Dinge durch geistlichen Zuspruch zu, so daß sie im Kopfe wirr geworden, und nicht mehr recht weiß, was sie thut.

Wie abscheulich ist das! rief Johann.

Ja, das ist die Manier unter Adligen! sagte Franz lachend. Unser Eins würde geradezu die Sache gehen lassen, nur zur Heirath würden wir es nicht kommen lassen. Das Mädchen ist seit einem halben Jahre in stille Schwermuth gesunken, und jede Nacht, wo der Geliebte zu kommen pflegte, wandelt sie allein an's Pförtchen, öffnet es, und steht und wartet. Es ist ordentlich rührend. Wir Alle wissen es, wir dürfen aber nicht thun, als wenn wir es bemerkten, weil dann der pure helle Wahnsinn ausbrechen würde.

Was ist denn aus dem heldenmüthigen Liebhaber geworden?

Man weiß es nicht. Einige behaupten, er lebe noch, und zwar ganz in der Nähe, aber von dem Vetter in Gewahrsam gehalten, Andere sagen, er habe die

Liebschaft satt und sei auf und davon in ferne Länder. Die Besitzthümer werden nun an den Vetter fallen, wie dieser es gewünscht hat, denn die Dame heirathet jetzt nicht mehr. Aber sieh da, es naht sich uns das Glück. Mein Mädchen kommt, um mich hier aufzusuchen, und sie bringt noch eine Andere mit.

Die beiden schönen Kinder naheten sich den Jünglingen. Franz sprang auf sie zu, und führte die Begleiterin seinem Freunde zu, indem er rief: Hier, zeige nun, daß Du etwas Ordentliches bist und keine Zierpuppe! Da hast Du ein derbes Mädchen!

Er selbst verlor sich mit seiner Erwählten, und Johann blieb mit dem Schätzchen zurück, das er ihm auserwählt hatte. Sie war auch nicht im mindesten verlegen, sondern nahm den Arm Johanns, legte ihn um ihre breite Taille, und näherte ihren Mund dem seinigen, mit einer sehr deutlichen Aufforderung, geküßt zu werden. Doch der blöde Schäfer, dem es um keinen Kuß zu thun war, löste sich aus der Umarmung der Bauernymphe und sagte ihr freundlich: Liebes Kind, einen Kuß bekommst Du von mir nicht, aber ein Gedicht will ich auf Dich machen.

Ein Gedicht! rief sie, ei schaut, wie spaßhaft!

Das Schulmeisterle will gleich Verse machen! Nun so mag es sein.

Setz Dich hin, es wird gleich fertig sein!

Sie nahm lachend Platz und Johann brachte das Gedicht zu Stande auf einem Blättchen, das er seinem Taschenbuch entrissen hatte. Er las es ihr vor und es gefiel ihr so gut, daß sie bei jedem Abschnitte des Gedichts mit der Zunge schnalzte, wie wenn sie einen guten Bissen genossen hätte. Sie lief damit fort, und man hörte sie noch in der Entfernung lachen. Dann kam sie wieder und brachte ein paar derbe Bauerburschen mit. Der Eine stellte sich mit dem Gedicht in der Hand breit vor Johann hin und fragte: Du bist wohl ein Satirikus?

Was wollt Ihr damit sagen? fragte der Schusterlehrling. Satiren, wie die alten Römer sie schrieben, hab' ich noch nicht gefertigt, obgleich ich es gern thun möchte.

Nun alter Römer! rief der Bauer, indem er seinen Stock schwang. So nimm denn dies für's Erste für Deinen Versuch. Ich will Dir rathen, künftighin ein ehrliches Bauermädchen nicht zu beleidigen, indem Du Dich unterfängst sie anzusingen. Mit diesen Worten begleitete er seine Rede mit einem derben Schlage seines Stockes, der dem armen Poeten arg mitgespielt hätte, wenn er nicht

geschickt bei Seite gesprungen wäre. In diesem Augenblick erschien auch Franz, und nahm sich seines Schützlings an. Es kam zu einer Schlägerei. Johann entschlüpfte und die Mädchen sahen lachend zu.

Später sagte er zu Franz: Zu einer Kirmeß geh' ich nicht wieder. Die Leute sind ja grob und unbescheiden. Wenn man sie mit den Segnungen der Muse bekannt machen will, lassen sie Prügel auf Einen herabregnen. Da bleib' ich doch zu Hause und singe unserm alten Stiefelflicker meine Gesänge vor. —

II.

Ein paar Jahre waren vergangen und Johann war Schüler in der Schule seiner Vaterstadt geworden. Ein kleines Kapital hatte man zusammengeschossen, an dem sich besonders das Fräulein vom Schlosse betheiligt hatte, und dem jungen aufstrebenden Menschen waren die Mittel gegeben, sich einen Platz auf den Bänken der Schule zu erwerben. Er kam jetzt häufig in's Schloß, um sich bei seiner Wohlthäterin zu bedanken, und nach wie vor mit dem jungen Jäger Franz zu verkehren. Franz war ein aufgeräumter Bursche. Er war gerade nicht, was man einen aufgeweckten Kopf zu nennen pflegt, zeigte auch wenig Lust, sich mit Dingen zu beschäftigen, die außerhalb der ihm zugetheilten Arbeit lagen, aber er hörte doch gern zu, wenn Johann von den alten Göttern und

ihren Liebeshändeln zu erzählen anfing. Auch manche geſcheidte Bemerkung entſchlüpfte ihm, als er die Dinge hörte, die eine ganz fremde und ungewohnte Lebensanſicht ihm vorhielten. Die beiden jungen Leute waren daher oft beiſammen, und Johann erreichte es von ſeinem Freunde, daß dieſer nicht ſo häufig, wie er es ſonſt zu thun pflegte, von ſeiner Mädchenbekanntſchaft ſprach. Es iſt auch wahr! ſagte er, dieſe dummen Bauerkatzen, ſie wiſſen Nichts als immer nur ihre alten gewohnten Streiche, die unſer Einer bereits ſatt hat. Wenn es nur Einer einfiele, ſo zu ſprechen oder ſo zu handeln, wie es die arkadiſchen Schäfermädchen in Deiner Erzählung thun. Dann wär' es noch etwas Rechtes, bei ihnen Schäfer zu ſein. Man käme dann auf den grünen Zweig und erwärbe ſich die höhere Art der Liebeserklärung, die Einem nützlich werden kann, wenn man unter gebildete Leute kommt.

So iſt's recht, Franz. Bilde Dich zu etwas Geſcheidtem und Feinem aus! rief Johann. Laß die Liebe ganz aus dem Spiel! Glaube mir, es nützt nichts.

Ei was ſonſt? rief Franz. Womit ſoll denn unſer Einer das Leben würzen?

Mit den erhabenen Grundsätzen, die in den Büchern stehen.

Possen. Ich kann doch nicht immer ein Buch vor der Nase haben. Sieh, Du bist so ungelenk und trocken, blos weil Du immer in Deinen Büchern steckst. Jedermann lacht über Dich, und einzig nur darum, weil Du in Deinen jungen Jahren ernsthaft und gelehrt einherschreitest, als hättest Du bereits Deine Kenntnisse zu Scheffeln angesammelt. Das soll nicht sein!

Und wie soll es denn sein? fragte der ungeduldige Schüler. Soll ich etwa, wie die Gecken am Fastnacht, bunt und albern herumspringen? Mir gefällt's nun einmal so zu sein, wie ich bin. Wer weiß, was noch aus mir wird!

Nur kein Bewohner eines Narrenhospitals! rief Franz.

Warum nicht? Wenn die Weisheit dort gepredigt wird, sie aus der ganzen übrigen Welt verschwunden ist, so soll Nichts mich abhalten, mich dort einsperren zu lassen.

Viel schwieriger als Franzens Bemerkungen und Ausstellungen war der ernstliche Tadel zu widerlegen, den Fräulein Terebintha an ihm ausließ. Ihr war das pedantische Wesen des jungen Mannes noch lange nicht ernsthaft und feier-

lich genug, und sie drang darauf, ihn sich von allen Vergnügungen und Zerstreuungen seines Alters ausschließen zu sehen. Bedenke, Johann, sagte sie zu ihm, im Tone mütterlicher Vorsorge, Du sollst einmal Prediger werden; das Wort des Herrn soll über Deine Lippen gehen, willst Du Dich nicht da entschließen, mit Absicht Alles zu fliehen, was Dich zerstreuen, Dich von Deinem ernsten Beruf abziehen kann?

Das kann ich nicht, edles Fräulein, meine Zerstreuungen sind ebenfalls ernster Art und sie werden mich nicht hindern.

Ernster Art? rief das Fräulein. Die Liebeshändel der Calypso zu studiren, das nennst Du eine ernste und passende Beschäftigung? O Johann, die Zeiten werden kommen, wo Du an mein Wort zurückdenkst! Wo die Eitelkeit der Jugend von Dir abgefallen sein wird, wie ein mit Flittern besetztes Kleid, und Du Dich umsehen wirst nach einem Gewande, das Dich gegen das rauhe Wetter schützt.

Haben Sie immer so gedacht, mein gutes und edles Fräulein? fragte der Zögling mit aufmerksamer und forschender Miene.

Das Fräulein erröthete. Eben weil ich nicht immer so gedacht habe, erwiderte sie, deßhalb hab'

ich ein Recht, Dir jetzt zu empfehlen, was ich Dir gerathen habe. Glaube nur, ich büße schwer unter den Verirrungen meiner Jugend.

Sie senkte hier ihr Haupt auf die Hand, und ein Seufzer entstieg ihrem Busen. Johann hatte inniges Mitleid mit ihr. Er wollte noch etwas seinen früheren Reden hinzufügen, als die Thür sich öffnete und das finstere Gesellschaftsfräulein eintrat. Ein drohender, befehlender Wink von ihr verscheuchte den jungen Menschen, der sich demüthig zurückzog.

Diese Welt, die ich hier um mich sehe, ist doch viel anders als die in meinen Büchern! sagte er zu sich selbst. Warum sind sie nicht Beide ganz gleich? Weßhalb dieser Widerspruch? — Seltsam! Woran soll man sich nun halten? —

Er ging die einmal betretene Straße rüstig weiter; er beschäftigte sich nur mit seinen Büchern und ließ die wirklichen Erscheinungen des Lebens bei Seite liegen. Es gelang ihm, sich das Wohlwollen und die Theilnahme des würdigen Direktors der Schule zu erwerben, und durch diesen mehrere Gunstbezeugungen, die er sonst nicht erhalten hätte. Er bekam die Aufsicht über die kleine Büchersammlung, welche die Schule besaß, und hier war es nun, wo er zuerst mit Aufmerksamkeit

und in einer gewissen Folge zu lesen begann, auch sich die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache zu eigen machte. Da sein Vater völlig mittellos war, die Beiträge, die für ihn gesammelt wurden, sehr spärlich waren, so that das äußerste Zusammenhalten seiner Mittel ihm noth, und man sah ihn oft in ungeheizter Stube die Nacht an seiner kleinen Lampe sitzen, und die nächtlichen Stunden mit Studiren hinbringen. Als Herr Tappert, dies war der Name des Direktors, dies erfuhr, war seine Theilnahme für den Jüngling doppelt rege, und er entließ ihn jedes Mal, wenn er ihn zu sich beschied, mit einem kleinen Geschenk. Später, als das Augenlicht des würdigen Greises schwach wurde, bekam Johann das ehrenvolle Amt, dem alten Manne vorzulesen, und er vollbrachte dies so gut, daß eine immer stärkere Angewöhnung an ihn statt fand, und zuletzt der Direktor ohne seinen Johann nicht leben konnte. Seine Stunden waren also dermaßen eingetheilt, daß ihm wenig Zeit blieb, das Schulhaus, wo er nun ganz wohnte, und seinen Lehrer und Gönner, dem er jede freie Minute widmen mußte, zu verlassen. Wenn ihm dies doch gelang, war sein Gang zuerst in's Schloß, wo das alternde Fräulein ihn mit derselben Freund-

lichkeit und Milde empfing, die sie ihm immer gezeigt.

Fräulein Terebintha war seit einiger Zeit leidend, und wurde von ihrer finstern Muhme gepflegt. Eines Abends, wo diese nicht gegenwärtig war, ergriff die Kranke die Hand des jungen Schülers und hub in einem traurigen Tone an: Johann, ich werde jetzt bald sterben! Ja, sage mir Nichts, ich weiß selbst Alles, was ich mir zu sagen habe; auch will ich keinen Trostspruch aus Deinem Munde hören. Wenn die Jugend tröstet, muß es schlimm mit dem Alter stehen. Thue mir vielmehr einen andern Gefallen, der weltlicher Art ist. Es ist heute Vollmond. Um eilf Uhr Nachts muß die Scheibe des Mondes gerade über dem Park stehen. Ich habe vor, dorthin zu gehen. Widersprich mir nicht. Ich gehe. Dort werde ich vielleicht Jemand finden, mit dem ich weiter wandle. Du stehst und wartest. Hörst Du? Und wartest, bis ich wiederkomme, oder wenn ich wegbleibe, so gehst Du zurück in das Schloß und sagst es den Bewohnern desselben. Sie werden dann schon wissen, was zu thun ist. Hast Du mich verstanden?

Aber, mein Fräulein, sagte Johann, sollte es

nicht besser sein, wir verschöben den Gang auf eine Zeit, wo Ihr besser wäret.

Nein, mein Junge; es muß heute sein. Wenn Du mir nicht folgen willst, so werde ich allein gehen.

Ich gehe mit! rief Johann entschlossen.

Gut, so komm in drei Stunden wieder, Du wirst mich fertig finden. Die Anneliſe wird heute nicht zu Hause sein; sie ist beim Walter, der auch unwohl ist. Also bleibt's dabei.

Die Beiden trennten sich. Als Johann wieder auf's Schloß kam, fand er das Fräulein schon in der Hinterthür des Schlosses stehen in einem seidenen Gewande, mit Spitzen und Blumen verziert, einen kleinen Sonnenschirm in der Hand, und auf ihn wartend. Sie hing sich an seinen Arm, und der Duft der scharfen Wohlgerüche, mit denen sie sich bestreut, erregte dem Begleiter fast Kopfweh. Sie bogen in den Baumgang ein, der zu dem äußersten Ende der Terrasse führte, die von hier aus den Park begrenzte. Das Fräulein trippelte äußerst behende, dann blieb sie plötzlich stehen, keuchte ein wenig, öffnete dann eine Dose, nahm etwas, das wie eine Pille aussah, und setzte dann ihren schnellen Gang wieder fort. Den Sonnenschirm hielt sie gegen die Mondes-

strahlen, indem sie behauptete, der Mond könne eben so gut wie die Sonne blenden und die Haut verderben. Als sie zu einer Bank kamen, die ungefähr inmitten des Weges lag, nahm das Fräulein Platz und wischte sich den Schweiß von Stirn und Wangen. Es ist ungewöhnlich warm, sagte sie, oder es ist das Fieber, das mir so zusetzt. Wie leicht, wie fliegend habe ich früher diesen Weg gemacht; aber freilich, ich war jünger, und sie hatten mir noch nicht das Leben so verbittert, wie sie es jetzt thun. Es ist bös, Johann, in die Hände der Erbschleicher zu fallen! Bedenke das, und wenn Du einmal Gut und Besitzthum hast, so verstecke es vor Deinen Verwandten. Hörst Du? Hätte ich dieses einfältige Eigenthum nicht, besäße ich nicht einen Theil dieser alten aufgethürmten Steine da, die sie das Schloß nennen, man würde mich ruhig meinen Weg gehen lassen, und ich könnte ungestört mit dem Manne meiner Liebe zusammensein!

So sprach sie, und machte sich dann wieder auf den Weg. Die Stelle am Pförtchen war bald erreicht, aber hier warteten sie lange, lange, es wollte kein Reiter kommen. Es blieb immer der stille, kühle, weiße Mondschein, der die Terrasse überglänzte. Die Dame öffnete neugierig das Pfört-

chen, und guckte die Landstraße hinauf und hinab; es kam Niemand.

O weh! seufzte sie, und setzte sich nieder. Soll ich auch heute umsonst kommen, und ich habe doch so sicher geträumt, ich würde mit ihm zusammensein! Johann, mein Sohn, komm her, nimm diesen Ring. Er hat einigen Werth, trage ihn zu meinem Angedenken, und nun geh und sieh nochmals nach, ob Du nicht einen Reiter bemerkst. Er könnte auch zu Fuß kommen. Er hat einen blauen Rock mit blanken Knöpfen und gelbe Lederbeinkleider, sage ihm, daß ich hier bin, und auf ihn warte.

Der Schüler hatte nur Zeit, sich für die Gabe zu bedanken, dann setzte er sich eilig in Lauf, um seinen Auftrag auszurichten. Er fand nichts. Als er wieder zurückkam, fand er das Fräulein todt auf der Bank; der Schlag hatte sie gerührt.

Das ganze Schloß ward rege, als diese Nachricht bekannt wurde. Boten liefen eilig zu der Cousine und dem Vetter. Sie kamen herbei. Man rannte hin und her. Der plötzliche Todesfall hatte Alle erschreckt; sie fragten den jungen Mann, der dabei gewesen war, ängstlich aus, er wußte nichts zu sagen, als was er mitangesehen. Man entließ ihn, und er kehrte in's Schulhaus zurück,

wo er dem Direktor Bericht von dem Vorfall abstattete. Nach einigen Tagen war das feierliche Leichenbegräbniß.

Auf Franz übte dieses Ereigniß ebenfalls seine Wirkung; er kam vom Schlosse fort, und zu einem Förster auf einem benachbarten Gute. Die beiden jungen Leute trennten sich. Franz war ein großer, vierschrötiger Bursche geworden, dem die Mädchen nachstellten, er heirathete auch bald und Johann verlor ihn völlig aus dem Gesichte.

III.

Wieder waren einige Jahre vergangen. Johann hatte Stendal, seine Geburtsstadt, verlassen, der Direktor war gestorben, und der nunmehrige achtzehnjährige Jüngling ging nach Berlin, wo er in dem grauen Kloster ein Unterkommen fand, indem er als armer Scholar für die reicheren Schüler Arbeiten machte und ihre Gänge besorgte.

In der Schule zu Stendal hatte er Geschmack an dem Sammeln von Büchern bekommen. Das Glück war ihm günstig gewesen, er hatte sich einige gute Ausgaben der Klassiker angeschafft, und ging jetzt darauf aus, sich seltene Bücher anzueignen, wo er solche fände. Als armer Scholar war dies sehr schwierig. Er beschloß eine Reise nach Hamburg zu machen, und unterwegs bei den Pfarrern einzusprechen, sich von diesen Bücher auszubitten,

oder Geld, um welche zu kaufen. Es war damals Sitte, daß junge angehende Studenten diesen Weg einschlugen, um sich die Mittel zu verschaffen, ihre Studien auf einer Universität zu beginnen. Freilich wurde dies auch oft mißbraucht, und liederliche Wanderburschen nahmen den Vorwand, um ihre Lust zu kühnem, tollem Leben zu vollführen, deßhalb waren die geistlichen Herren vorsichtig geworden und öffneten nicht gleich ihren Beutel, wenn sich Jemand fand, der hineinzugreifen Lust bezeigte. Sie stellten kleine Prüfungen an, und oft bekam ein solcher Ankömmling, statt des klingenden Bescheids, oder des gewünschten Buches, eine weise Ermahnung, oder eine wohlmeinende Zurechtweisung, mit der er dann sich wieder fortmachen mußte.

So ging es Johann öfters; er nahm aber die Sittensprüche immer demüthig und in guter Manier auf, vergalt sie oft durch lateinische Danksagungen, die er den Schriften der alten Autoren entnommen hatte, und welche die gelehrten Herren günstig für ihn stimmten.

Eines Tages klopfte er an die Thür einer sehr bescheidenen Pfarrwohnung; eine alte Magd öffnete und erklärte, der Herr Pfarrer wären eben beschäftigt, seine Predigt zu machen, da morgen,

am Sonntage, ein besonderer Festtag in der Kirche sei, und man dürfe ihn deßhalb nicht stören, die drei Mamsellen würden ihn aber in der großen Gaststube empfangen. Dies ließ sich der ermüdete Wanderer, der schon den ganzen Tag und die halbe Nacht auf den Beinen gewesen war, gern gefallen und ward in ein alterthümliches Gemach geführt, das drei Fenster hatte; an jeder dieser Oeffnungen saß ein langes, hageres weibliches Wesen, die bei Johann's Eintritt, wie mit dem Taktstocke gewinkt, zusammen aufsprangen und eine Verbeugung machten. Der Jüngling mußte seine Fassung zusammennehmen, daß er nicht erschreckt zurückfuhr bei dieser Masse verjährter Reize, die sich ihm entgegenstellten. Dabei führten diese alterthümlichen Damen die altteſtamentarischen Namen von Heldinnen, die Aelteste, die nahe an funfzig Jahre war, hieß Judith, die zweite Esther, und die Jüngste, die schon die Dreißig überschritten hatte, begnügte sich mit dem schönen bedeutungsvollen Namen Susanna. Alle drei waren unvermählt, wider ihren Willen, wie es aus ihren Gesprächen hervorging, denn sie liebten über alles Maß hinaus junge Männerbekanntschaften; es fanden sich nur gerade keine derartigen in der Einsamkeit ihres kleinen Pfarrhofes. Die einzige,

die dafür allenfalls gelten konnte, war der Adjunkt ihres Vaters, ein vierzigjähriges Männchen, der in ewigem Streit mit dem Pastor, ihrem Vater lebte, und wenig Zeit hatte, für die galanten Anforderungen der drei alten Mädchen zu sorgen.

Er ist also Student, und reist des Nutzens wegen, hub Judith an, nachdem sie vom Kopf bis zum Fuß die Gestalt ihres Gastes betrachtet hatte. Das ist ein sehr ehrenwerther Beruf, möge es Ihm gut gehen, das wünschen wir Alle.

Ja, das wünschen wir Alle! wiederholten die beiden Anderen.

Will Er nicht morgen die Predigt des Papa's mitanhören? ließ sich Esther vernehmen, indem sie mit einem gezierten Lächeln hinzusetzte: obgleich der Herr Sebaldus behauptet, sie enthalte nichts als Unsinn, so muß man doch mit eigenen Ohren hören. —

Das sagt der Herr Sebaldus nur, weil der Vater sich nicht dazu bequemen will, eine Stelle darin zu ändern, die der Herr Adjunkt anders will; aber der Herr Papa ist nie ein Schmeichler und Schleppenträger gewesen, sonst säßen wir jetzt anderswo, deßhalb ist der ganze Streit.

Und mich dünkt, Schwester Susanne, der

Herr Papa hat da ganz recht, zu thun, wie er thut.

Ganz sicherlich, Schwester Judith, erwiderte die Gefragte, indem sie aufstand und der ältesten Schwester dabei eine Verbeugung machte. Johann beobachtete, daß die Förmlichkeit zwischen den Schwestern so weit ging, daß Jede der Andern eine besondere Willensmeinung immer mit einer Verbeugung ankündigte, eine lächerliche und pedantische Artigkeit, die sehr seine Spottsucht erweckte. Er machte diese Sitte nach, stand auf, verbeugte sich vor der Aeltesten und sagte, daß es ihm sehr lieb wäre, wenn er eine kleine Erfrischung bekommen könnte, da er hungrig wäre.

Christel! rief Judith.

Die alte Magd erschien. Auf Befehl der Mamsell fand sich bald ein Teller, Brod, Butter und Landkäse. Johann ließ sich's schmecken, während die drei Mamsellen fortfuhren, ihre eigenthümlichen Ansichten zu offenbaren. Es schlug zwölf Uhr und der Pfarrer trat in's Zimmer, gefolgt von dem Adjunkt, der sich sogleich über das Brod und den Käse, den Johann als sein Eigenthum betrachtete, hermachte und es verzehrte, während er mit dem Prediger im Streit begriffen war. Die drei Damen knixten, wurden aber von beiden

Männern nicht beachtet, auch Johann fand keine Berücksichtigung. Der Pfarrer war ein hochmüthiger stolzer Greis von nahe an achtzig Jahren, der zu dem Adjunkt, wie zu einem Knaben sprach, und alle dessen Einwürfe mit geringschätzigem Lächeln erwiderte. Mein Herr Adjunktus, sagte er, Ihr thut besser zu schweigen, als Euch auf öffentlichem Markte, vor aller Welt lächerlich zu machen. Weil der Herr Patron, der morgen die Predigt mitanhört, ein Major ist, soll ich nicht vom Hauptmann von Capernaum sprechen, weil er sich beleidigt fühlen könnte! Hat man je ein Urtheil gehört, das mehr die Verstandskräfte eines Schöpses verräth als eine menschliche Intelligenz.

Eines Schöpses? rief der Adjunkt, indem er zornig die Käsereste verschluckte; sollte man nicht glauben, Ew. Ehrwürden hätten die Predigt im Sinne, die Sie hielten, als Sie sich um diese Pfarre bewarben, es sind nun funfzig Jahre, wo noch völlig kindische Vorträge an der Tagesordnung waren, und man gewohnt war, das Salbader auf der Kanzel jedesmal als gutes Mittel, den Schlaf zu erwecken, anzusehen. Hahaha! —

Das Gespött des Narren ist dem Weisen gleich einer Krone! rief der Pfarrer.

O still, mein theurer Vater, sagte Judith, wer wird sich so zanken! Ich kenne Dich nicht wieder, Papa! Du die Sanftmuth und die Nachsicht selbst. Und Sie, Herr Adjunkt, wo bleibt Ihre oft gerühmte Bescheidenheit und gute Lebensart? Muß ich denn immer zwischen Euch treten? Hier ist, mein theurer Vater, ein reisender Jüngling, der sich Dir empfiehlt, ein bescheidener junger Mann.

Wer seid Ihr? fragte der Adjunkt.

Wer seid Ihr? schrie der Pfarrer noch lauter, und überschrie damit die Stimme seines eilfertigen Mitgenossen. Man sehe! Wer hat in diesem Hause das Recht zu fragen? Der Herr oder der Diener? Unverschämter Mensch! — Wer seid Ihr, junger Mann?

Johann nannte seinen Namen, und drückte zugleich den Wunsch aus, eine kleine Beisteuer auf seiner Reise zu erhalten, sie bestehe nun in Geld oder in Büchern. Er sei im Begriff, nach Hamburg zu gehen, und kehre von dort nach Berlin zurück.

Nach Hamburg? erwiderte der Geistliche. Gut, ich werde Euch einen Brief an einen Freund mitgeben, der Euch von Nutzen sein kann.

Den Ihr nicht abgeben dürft, wenn Ihr Euch

nicht selbst schaden wollt. Der alte Mann hat lauter alte närrische Bekannte, die nicht mehr zeitgemäß sind, zischelte der Adjunkt dem Jüngling in's Ohr. Wie kommt Ihr überhaupt hierher? Hier ist nichts für Euch zu suchen. Um ein paar Monate, wenn die Pfarre anders besetzt ist, dann kommt wieder, dann soll Euch geholfen werden. Hiermit drehte er Johann den Rücken und verließ das Zimmer, nachdem er vorher die drei Damen gegrüßt hatte. Der Pfarrer sah ihm mit offenem Hohn und mit Spottsucht nach. Der elende moderne Fant! lachte er, der schmeichlerische Fuchsschwänzler! Wie war ich nur so thöricht zu verwilligen, daß dieser mir zur Seite gestellt werde, als das Consistorium einen solchen Mann für nöthig erachtete! Ein jeder Andere wäre geeigneter zu dieser Stelle.

Die drei Damen hatten aus Johann's Rede das aufgefaßt, daß er seltene Bücher wünsche, und Jede faßte sogleich einen Plan. Esther, als sie das Zimmer verließ, rief heimlich Johann zu: Auf ein Wort, Herr Scholar! Er ging hinaus und fand sie in der Küche. Wenn Ihr seltene Bücher wünscht, so folgt mir heute Nachmittag in die Bibliothek meines Vaters. Doch Ihr müßt kein Wort davon sprechen. Versteht Ihr mich? be-

sonders nicht zu den Schwestern. Es muß ein Geheimniß bleiben. Der Eingang in's Bibliothekzimmer ist hier durch den Garten! Ihr könnt ungesehen hinkommen, und Ihr werdet mich dort finden.

Diese Einladung ließ sich der junge wandernde Gelehrte nicht zum zweiten Male wiederholen, er fand sich ein, und entdeckte ein ziemlich großes Zimmer, dessen eine Wand ganz mit Büchern angefüllt war, die offen, ohne Verschluß, dastanden. An dem Bücherbrete lehnte die schöne Vertheilerin dieser Schätze. Mit einem graziösen Lächeln, dessen Sinn der einfältige Schäfer nicht zu deuten wußte, lud sie ihn ein, näher zu treten, und sich die Sammlung anzusehen. Er faßte auf den ersten Griff sogleich einige, ihm werthe Ausgaben, die er hervorzog und erklärte, daß er diese zu haben wünschte. Nun, nun! rief sie, nicht so stürmisch! Wo bleibt die Bescheidenheit? die Schüchternheit? Wir stehen hier auf einem verbotenen Boden, und müssen mit Vorsicht weiterschreiten. Die fünf Bücher, die Ihr da genommen habt, sind jedenfalls zu viel; den Verlust derselben würde mein Vater bemerken, wir wollen uns auf ein Buch beschränken. Auf eins? erwiderte Johann; und welches sollte das sein?

Sie nahm den dünnsten Band hervor, und rief: dieses!

Die Commentare zu einigen Stellen des Plutarch! rief Johann kleinlaut. O, ich bitte, englische Jungfrau, geben Sie mir wenigstens das dicke Buch dazu.

Das dicke Buch? wiederholte sie, wird es aber auch dick genug sein, Euch, mein wertheſter junger Mann, an die Gefälligkeit zu erinnern, die Ihr in diesem Hause, und zwar durch mich erfahren habet? Sie nahm hier einen schalkhaften Ausdruck an, und gab zu verstehen, daß dieser Ort sehr still und einsam wäre.

Gewiß! erwiderte Johann, in dem Buche blätternd, sehr geeignet zum Studiren.

O, nicht zum Studiren allein, erwiderte sie, und seufzte. Seht da, rief sie lebhaft, ich habe mir da den Finger gequetscht, als ich den dicken Band hinabreichte. Sie hielt ihm die Hand hin; Johann blätterte in dem Buche, empfindlich zog sie die Hand zurück. Ihr wißt nichts von der schuldigen Politesse gegen das Frauenzimmer! Ein Anderer in Eurer Stelle würde hinzugesprungen sein, und die Hand untersucht, sie wohl bei dieser Gelegenheit geküßt haben. Geht, stellt die Bücher wieder an ihren Platz. Mir fällt ein,

daß der Vater nichts von seinen Schätzen entbehren kann.

Sie riß die Schriften dem Jüngling aus der Hand, dem erst jetzt einfiel, was er hätte thun sollen, und der sich beeilte, den Fehler, so schnell als möglich, gut zu machen. Er nahm die Hand, führte sie an seine Lippen, drückte einen Kuß darauf und rief: Vergebt, angebetete Jungfrau! Wahrlich, ich bemerke, daß ich nur Augen und Sinn für Eure liebliche Erscheinung habe. Wenn ich hoffen dürfte —

Auf was? rief sie geziert und lächelnd.

Auf einen Kuß von Euern schönen Lippen, erwiderte er.

Ei nicht doch! rief sie scheinbar beleidigt, aber doch ihre Wange hinhaltend. Wie schnell werden wir mit einander bekannt!

Bekannt und vertraut! rief er, und versuchte den versprochenen Kuß zu erhaschen, traf aber auf den Schweinslederband eines Klassikers. Lächelnd rief er! Sieh da, der Cicero hat den Kuß bekommen, der Schelm! Wie er sich überall einzuschieben versteht.

Indem wurde von dem Garten aus gerufen: Esther!

Da haben wir's, das ist die neugierige Su-

sanne! Ich muß eilen, sonst kommt sie hierher. Sie kleiner schalkhafter Mann! Wie Sie leicht ein Mädchenherz erobern können! Nun heute Abend, in der Dunkelheit treffen wir uns wieder hier. Nicht wahr? Nehmt einstweilen die Bücher mit. Sie schob Johann hinaus, der in einem kleinen dunkeln Vorzimmer so lange warten mußte, bis sie selbst in den Garten getreten war. Er erkannte jedoch Susannens neugieriges Köpfchen, das zur Thür hineinsah und fragte: Ist hier Jemand? Er antwortete nicht, und Esther rief unwillig: Wer soll hier sein!

Mit einander sprechend, gingen die Schwestern fort, und Johann schlich sich in den Garten, in eine Laube, wo er sich hinsetzte und seinen Fund näher in Augenschein nahm. Als er noch damit beschäftigt war, gesellte sich Susanna zu ihm. Ei, mein Herr, so fleißig? Wer wird sich hier, im halben Licht, die Augen verderben?

Der angehende Student, der nun schon wußte, wie diesen drei Vestalinnen beizukommen sei, fing gleich eine vertrautere Manier der Unterhaltung an. Er schlang seinen Arm um die Taille der Dorfschönen und gestand ihr, daß er schon lange gewünscht hätte, ein Wort im Vertrauen mit ihr allein zu sprechen. Susanne spielte die Naive.

Ei! rief sie, ist's ein Geheimniß? Ich höre gar zu gern dergleichen.

Wenn wir nur ungestört wären.

Gut. Laßt uns in die Bibliothek gehen; dahin kommt Niemand, entgegnete das Mädchen. Das war es gerade, was Johann wünschte; sie schlüpften Beide in die eben verlassene Büchersammlung zurück. Johann stellte sich, als sähe er sie zum ersten Mal. Ha! rief er, welche Schätze! Und wie schön geordnet! O, wenn ich nur ein Buch davon besäße; ich liebe so sehr Bücher.

Der Vater hat streng verboten, davon Etwas wegzugeben, erwiderte die Tochter. Doch sollet Ihr, wenn Ihr recht schön bittet, Einiges zum Geschenk mit fortnehmen.

Das schöne Bitten war nicht Johann seine Sache, doch verstand er sich jetzt dazu. Er fing damit an, um einen Kuß zu bitten, und er erhielt gleich zwei. Susanne war noch feuriger als ihre Schwester, sie faßte die Hand ihres Schäfers und rief: Ach, wenn wir armen Mädchen doch wählen dürften! ich wüßte schon, wer der Gegenstand meiner Wahl wäre.

Wer? fragte Johann sehr naiv.

Kleiner Schelm! welche Frage? Ich kann versichern, daß so lange ich denken kann, was nicht

so lange her ist, denn sechzehn Jahre ist mein Alter — sie verschwieg sogleich sechzehn Jahre — hab' ich keine so angenehme Bekanntschaft gehabt als ich jetzt mache. Aber man muß vorsichtig sein, unerfahrene Mädchen werden gar zu leicht getäuscht, wie leicht könnte es sein, daß auch Du ein solcher falscher Mann wärest!

Das „Du" machte den jungen Mann bestürzt; er hatte es nicht so früh erwartet. Theure Susanne, entgegnete er, lassen Sie mich nur erst frei und im Besitz einer Anstellung sein, alsdann sollen Sie sehen, daß ich mein Wort getreulich halte. Für's Erste lerne ich noch und sammle ein, wie eine fleißige Biene zu künftigem Besitzthum.

Nun gut, so sammle; Susanna wird warten, entgegnete sie in einem zärtlichen Nachsinnen.

Wann kann ich Sie wiedersehen? fragte er.

Komm heute Abend, erwiderte sie, hier in die Bibliothek, ich werde Dich erwarten. Jetzt nimm die Bücher, die Dir gefallen. Ich werde sie Dir tragen helfen. Sie nahm sechs oder sieben von denen, die Johann ausgesucht, packte sie in ihre Schürze, und ging damit hinaus; er folgte mit der übrigen Zahl.

Nachdem er zwei Fliegen gefangen, wurde es nicht schwer, auch die dritte in seine Netze zu be-

kommen. Judith, als die Aelteste, spielte die Verständige, Weise. Unter dem Vorwand einer Ermahnung brachte sie den jungen Mann in die Bibliothek, und erlaubte ihm ein Buch zu wählen. Junger Mann, sagte sie, ich weiß, daß das ernste Studium Ihre Sache ist, und ich will dazu beitragen, daß es gehörige Früchte bringe, nehmen Sie sich zum Andenken an uns und unser Haus ein Buch mit aus der Bibliothek meines guten Vaters.

Johann nahm eine seltene Bibel mit alterthümlichen Holzschnitten. Er küßte der strengen Dame die Hand, und nahm in zärtlichen Ausdrücken Abschied von ihr. Ich sehe Euch nochmals, sagte sie, hier, wenn es dunkel wird, in der Bibliothek will ich auf Euch warten, um Euch noch meinen Segen auf Eure Wanderschaft mitzugeben.

Als er ein Dutzend seltener Bücher beisammen hatte, wünschte er sich Glück zu seinen Talenten, sich in anderer Leute Laune einzuschmeicheln. Er band sie auf sein Felleisen und nahm sie als eine willkommene Last auf den Rücken. Als es Niemand sah, wanderte er verstohlen aus dem Pförtchen der Pfarrwohnung, und befand sich schon eine Meile vom Hause entfernt, als es dunkel wurde und er sich die drei betrogenen Mäd-

chen in der Bibliothek versammelt dachte. Er lächelte, als er sich die thörichten Jungfrauen vorstellte, wie sie, Eine auf die Andere, mißtrauisch nach dem Grunde ihres Kommens fragten. Euch geschieht recht! rief er, warum handelt ihr aus einfältiger Leichtfertigkeit mit den Schätzen eures Vaters hinter seinem Rücken. Ein Anderer hätte auch noch ganz anders euer leichtgläubiges Wesen benutzt; seid zufrieden, daß ihr es mit mir zu thun hattet.

Mit diesem Gedanken tröstete er sich. Er kam in Hamburg an, machte dort ziemlich gute Geschäfte und begab sich wieder auf die Rückreise. Als er sich der Pfarrwohnung näherte, gelüstete es ihm zu sehen, wie die Sachen hier ständen. Hingehen wollte er nicht, dies getraute er sich nicht, er erkundigte sich im Wirthshaus des Dorfes. Da erfuhr er, daß nicht lange der alte Prediger seiner Stelle entsetzt sei, und der Adjunkt jetzt die Pfarre besitze. Der alte Mann, sagte man ihm, wurde zu grob und ungefügig, der junge Herr Pastor ist ein ganz anderer Herr, er ist beliebt bei dem Patron des Kirchspiels und auch bei der Gemeinde.

Und meine drei Bräute! dachte Johann, wo sind die jetzt? Er erkundigte sich nach dem Pre-

diger und erfuhr, daß er noch in der Nachbarschaft herumzöge mit seinen drei Töchtern. Es geht ihm gut, war die Antwort, der alte Mann hat ein kleines Vermögen, und die drei Töchter pflegen ihn auf's Beste, auch ist er beliebt bei einigen Gutsbesitzern in der Nähe. Johann sah ihn bald darauf, wie er seine Straße zog, in einem geringen Gasthofe, wo er eingekehrt war. Er saß und las eine Predigt mit großer Emphase, um ihn herum hatten sich die Töchter hingesetzt, ein paar Bauern gehörten auch zu der Zuhörerschaft.

IV.

Wir finden unsern jungen Studenten in Halle wieder, wohin er sich mit einem kleinen Stipendium begeben hatte, um die Theologie zu studiren. Aber die Theologie sagte ihm nicht zu. Er fühlte, daß er nicht zum Prediger gemacht sei, besonders peinigte ihn der drückende Gedanke, daß er alsdann ewig unberühmt und ungenannt bleiben könnte, denn wer würde wohl nach einem Pfarrer in der Mark Brandenburg fragen? Er war sich aber bewußt, daß noch ein berühmter Mann aus ihm werden würde. Eine Zeit lang schwankte er zwischen Jurisprudenz und Medizin, doch beide schienen ihn nicht zum Zwecke zu führen, wenigstens nicht so schnell, als er es wünschte. Ein Jurist? er konnte allerdings sich auszeichnen, doch er blieb dann immer nur angesehen unter Leuten seines Faches, ebenso war es mit dem Arzte, ob-

gleich dieser schon eher eine allgemeine Berühmtheit erlangen konnte, durch die Mannichfaltigkeit und Bedeutsamkeit seiner Kuren, aber welche Anstrengungen gehörten dazu, um dahin zu gelangen, und wie wenig war er geeignet, diese mühsamen und beschwerlichen Wege zu machen. Er blieb also dabei, von allen Wissenschaften zu naschen, sich von einer jeden eine ungefähre Kenntniß zu verschaffen, eigentlich aber immer seinem Lieblingsfach, dem Alterthum, der Geschichte der Kunst und den zeichnenden Künsten zu dienen. Hier war er ganz Leib und Seele, und konnte die größten Anstrengungen freudig erdulden. Man sah ihn den Schlaf der Nächte, die Stunden des Tages, die dazu bestimmt sind, dem Leibe durch Nahrung Kräfte zuzuführen, willig opfern und durch Wachen und Arbeiten zu Arbeitsstunden machen. Die auf der Reise, die wir eben beschrieben haben, erworbenen Bücher bildeten mit anderen Beiträgen, die er sich nebenbei erwarb oder erbettelte, schon eine ganz angesehene kleine Bibliothek, und vor diesem Bücherschatz, seinem einzigen Gut, stand er oft, heimlich lächelnd und zufrieden schmunzelnd, wenn er bedachte, wie er sie sich zugeeignet und welche, zum Theil komischen, Schicksale er bestanden hatte, um sie in seinen

Besitz zu bringen. Johann Winckelmann war jetzt ein Jüngling in der Blüthe seines Alters; er war schlank, zierlich gebaut und hatte in seinem Gesicht, wenn dieses gleich nicht schön war, doch unendlich viel Anmuth. Seine blassen Züge, seine eingefallenen Wangen konnten, wenn seine Seele erregt war, und das war sie bei jedem geringfügigen Umstand, eine Lieblichkeit annehmen, die ihm das Wohlwollen Aller erwarb, die er für sich gewinnen wollte. Seine Augen waren nicht groß, auch nicht, was die Farbe betraf, ausgezeichnet, aber sie hatten einen eigenthümlichen Glanz und Schimmer, der die „Seele der Zärtlichkeit" von einem alten Philosophen genannt worden ist, und in der That ist dieser feuchte Glanz, dieser, wenn man so sagen darf, schmachtende Ausdruck im menschlichen Auge gerade das, was von dem innern Feuer einer zarten und beweglichen Natur zeigt. Und Winckelmann hatte im höchsten Grade das, was man eine zarte und bewegliche Natur nennt; er war nicht leidenschaftlich, nicht stürmisch, er wußte nicht durch großartige Effekte die Seele für sich zu gewinnen, aber man fand ihn immer da, wo es sich um innere Regungen, um stille und geheime Freuden handelte, und Niemand konnte in solchen Fällen mehr Erregsam-

keit, mehr inniges Verständniß zeigen. Deßhalb war er von seinen Freunden, deren er wenige, aber sehr treue und anhängliche hatte, sehr geliebt. Er selbst erklärte die Freundschaft für das höchste Gut, und für den edelsten Schatz der Seele eines freien Mannes, und seine Begriffe davon, die wir später dem Leser näher mittheilen wollen, bildeten so sehr den Hauptzug seines Charakters, daß es unmöglich wäre, über ihn ein Wort zu sagen, ohne zugleich der Freundschaft zu erwähnen und ihrer Bedeutung für das Leben.

Es war Schade, daß dieses Leben so sehr durch Armuth gedrückt wurde. Es war jene demüthigende und niederdrückende Armuth, deren der Mann von Genie sich schämt, und die alle Regungen seiner Seele hemmt. Winckelmann war bestimmt, reich zu sein: alle seine Liebhabereien, seine geheimsten Bestrebungen gingen dahin, in Wohlhabenheit sie zu befriedigen, er „verstand" es, nicht arm zu sein, und doch mußte er diese schwere Kunst lernen, er mußte sie vom Beginn seines Lebens lernen und betreiben. Wenn wir das Getriebe der Menschen beobachten, so fällt uns auf, wie es Seelen giebt, die gleichsam dazu geschaffen sind, ihre Bedürfnisse sich in Kummer und Elend zu erwerben, und die dennoch reich

sind, die diesen Reichthum aber als eine unnatürliche Last mit sich herumschleppen, ihn nicht zu gebrauchen verstehen, und zuletzt von der Erde Abschied nehmen, ohne daß sie einen Augenblick nur die Lust gespürt haben, die „Güter der Welt" zu genießen. Eben so finden wir Arme, die die Last der Bedürftigkeit mit einem fortgesetzten innern Groll tragen, die bei jedem Schritte, den sie durch's Leben thun, zu fragen scheinen: warum mir das? weßhalb entbehre ich, was ich durchaus nöthig habe, und ohne das ich nicht leben kann? Die Armuth Winckelmann's war der Art, nur daß sie keinen Groll, keinen Unwillen erzeugte, sondern statt dessen die lächelnde Schlauheit, die Lust am gutmüthigen Betrug seiner reichen Nebenmenschen, den Leichtsinn, der sich nicht darum kümmert, auf welche Weise man ein Gut erwirbt, das einem Bedürfniß ist, und das man haben muß.

Seine Einrichtung in Halle, als Student, war ganz von derselben Art, wie er bisher Schüler auf der Realschule seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium in Berlin gewesen war, das heißt, seine Zeit war zum Theil den Pflichten eines untergeordneten Gehülfen seiner reicheren Mitgenossen gewidmet. Dies betrieb er aber auf eine Art,

die seinem sittlichen Charakter nichts schadete, die ihn auch nicht in den Augen seiner Commilitonen bedeutend herabsetzte. Er schien immer mehr der Freund seines Stubengefährten als dessen Diener zu sein, und die Hülfleistungen, die er übernahm, schienen mehr die Dienste eines unabhängigen Freundes zu sein, als daß man hätte glauben sollen, sie wären durch Geld bezahlt. Oft war das Letztere auch wirklich der Fall, und er nahm von einem Jünglinge, zu dem er sich herzlich hingezogen fühlte, keinen Groschen an, sondern that Alles, was er that, aus innigem Zuge dem zu helfen, der vielleicht eben so arm und hülfsbedürftig war, wie er selbst.

In dem weitläufigen, und für einen Studenten wahrhaft prachtvollen Quartier, das der Graf Werner inne hatte, erhielt Winckelmann zwei kleine, nach dem Hofe führende Zimmer, die er sich auf seine Weise einrichtete. Der Graf war des Studirens wegen auf der Universität, aber er studirte nicht. Er trieb sich herum auf Cafés und Tanzböden, um die Welt kennen zu lernen, wie er behauptete, eigentlich aber nur, um mit Renommisten und Streithähnen gelegentlich Händel zu suchen, oder die Mädchen der Stadt Halle durch die Verschiedenheit seines Anzuges oder die Kostbarkeit seiner

Vergnügungen zu blenden. Bei jedem Prunkaufzug, deren die berühmte Universität des Jahres zwei oder drei zählte, war Graf Philipp immer einer der Ersten, und man war es schon gewöhnt, ihn den größten Antheil der Kosten tragen zu sehen. Den jungen Grafen in einem Auditorium zu sehen, war eine Seltenheit, und wenn er irgendwo erschien, so war es immer einer der Vorträge, die ihm sein Stubengefährte Winckelmann vorgeschlagen hatte, und wo er mit diesem die Geschichte des Alterthums trieb. Hierbei zeigte der Graf einigen Fleiß, und zwar nur deßhalb, weil er mit dem Ergebniß seiner unregelmäßigen und zerstreuten Studien seinem Onkel eine Freude machen konnte, von dem er so freigebig unterstützt wurde. Dieser Onkel war ein reicher, unverheiratheter Edelmann, der auf seinen Gütern lebte, die er unweit Halle besaß. Durch ihn hatte Winckelmann sich die Bekanntschaft des jungen Grafen verschafft. Es war dies auf eine etwas eigenthümliche Weise geschehen.

Der Graf, bekannt als Kunstkenner, als Beschützer derjenigen Zierden des Lebens, die es glänzend und prunkend machen, lebte in fast fürstlichem Glanze auf seinem Besitzthume. Er liebte es, die Gelehrten von Ruf sich zu ver-

binden, und hatte daher immer einige von diesen, die in entfernten Ländern wohnten, zu seinen Correspondenten; von ihnen erhielt er die Nachrichten über die ihn interessirenden Gegenstände, und war deßhalb immer mit der Zeit im Fortschritt, obgleich er sich selten aus seinen vier Mauern herausbewegte. Von diesen berühmten Gelehrten empfing er von Zeit zu Zeit ihre eben erschienenen Werke, und zugleich sandten sie ihm Hülfsbedürftige von ihrem Fache zu, denen es darum zu thun war, entweder in Geld oder in Empfehlungen Unterstützung zu erhalten, die der Graf jedesmal bereitwillig ihnen zukommen ließ. Von dem Rektor des Berliner grauen Klosters empfing Winckelmann einen Brief an den Grafen, und er unterließ nicht, ihn selbst abzugeben. Der Graf ließ ihm einen Tag bestimmen, wo er ihn sehen würde, und dieser Tag war nun erschienen. Eine Anzahl Wagen hielt in dem Hofe, als der bescheidene Student zu Fuß im Schlosse anlangte. Man wies ihn in das Empfangzimmer, und er irrte durch mehrere erleuchtete Säle, ohne weder dem Herrn noch einem der Diener zu begegnen; unentschlossen wollte er schon wieder umkehren, um sich mit seinen Erkundigungen unten an den Portier zu wenden, als plötzlich ein

Mann, den er für einen Geistlichen hielt, sich ihm mit der artigen Frage in den Weg stellte, er suche wohl den Hausherrn? Derselbe sei jetzt beschäftigt, werde aber in kurzer Zeit sichtbar sein, er möchte nur etwas verziehen. Der Student dankte, und um sich dem aufmerksam forschenden Blick des Mannes zu entziehen, ging er die Reihe der Zimmer noch einmal durch, und befand sich zuletzt am Eingang eines Gemaches, das sehr zierlich eingerichtet und mit Gemälden und Bildsäulen geschmückt war. Am Spiegel stand eine junge Dame, und ordnete ihren Kopfputz. Sie war die Einzige im Zimmer, und ziemlich sorglos im Bewußtsein, daß sie unbelauscht war. Die Schnüre ihres Mieders waren aufgegangen und sie nestelte sie wieder zusammen. Winckelmann stand hinter der Thür, so daß sie ihn nicht sehen konnte, er ließ seine Blicke von ihr abschweifen und im Zimmer umherirren. Es war nicht groß, doch in einem sehr edlen Styl erbaut und gerade gemacht, um als Heiligthum für einen vornehmen und gelehrten Herrn zu dienen. Die Gemälde darin waren an Zahl sehr wenig, doch sie waren anerkannte Kunstwerke, eben so die Bildsäulen, deren nur drei im Gemache standen. Gerade dem Beschauer gegenüber befand sich in einer

Nische die Gestalt des jugendlichen Mars, ein vorzügliches Werk, wie es Winckelmann vorkam, und er sann vergeblich darauf, von wem die Arbeit sein könne; er benutzte also die Gelegenheit, wo die Schöne vor dem Spiegel mit ihrem Werke fertig war, und das Zimmer verließ, um näher heranzutreten und die Figur zu prüfen. Man konnte sich nicht ganz nahe zu ihr stellen, indem ein leichtes Gitterwerk dies verhinderte, doch so viel man sehen konnte, herrschte eine außerordentliche Naturwahrheit in dem Gebilde. Als Winckelmann noch mit dem Beschauen und Prüfen beschäftigt war, ertönte eine Stimme, die leise die Worte sprach: Wenn Ihr mir ein Glas Wasser bringen könntet, würde ich Euch dankbar sein, denn mich durstet sehr! Erschreckt und verwundert sprang der Beobachter zurück, denn ihm war es, als hätte die Statue gesprochen. Er sah sich nochmals im Zimmer umher, ob kein versteckter Lauscher gegenwärtig sei, doch in demselben Augenblick sprach wieder die Statue: ich bin es, Ihr täuscht Euch nicht! Ich bitte Euch, Herr, bringt mir das Glas Wasser.

Welches Wunder! rief Winckelmann, erstaunt umhersehend. Was muß ich hören! Sprechen hier die Bildsäulen?

Der junge Mars neigte den Kopf bejahend, und winkte zugleich mit dem Speer, den er in der Hand hielt. Eilt, sonst kommt Jemand, und es ist dann zu spät.

Winckelmann flog und besorgte das Glas Wasser. Er erhob sich, so viel er konnte, auf die Zehen und reichte es dem Gott, der es nahm, es mit einem Zuge leerte, und es wieder zurückgab. Ich danke Euch. Ihr habt jetzt mehr gesehen, als Ihr solltet, Ihr werdet schweigen.

Schweigen? Sicherlich! Ich will nicht sagen, wie einer der Unsterblichen selbst, denn sie plauderten Alle im Olymp, aber ich will schweigen wie ein stummer Erdenbürger.

Thut das, es wird nur Euer Vortheil sein. Seid Ihr einer der Gelehrten meines Onkels?

Ihres Onkels? sagte lachend Winckelmann. Wer war dieser? Pluto? Neptun? Ich habe mit Beiden keine Bekanntschaft.

Scherzt nicht. Ich meine den Grafen.

Ja, auf dessen Befehl bin ich hier. Ich bin der Student Winckelmann, Eurer himmlischen Hoheit zu dienen.

Besuchen Sie mich in Halle, sagte der junge Gott. Jedermann wird Ihnen die Wohnung des

Grafen Werner sagen. Und jetzt schweigen Sie, es kommen Leute.

Wirklich nahten sich dem Kabinet zwei Männer, die mit einander sprechend vor die Bildsäule traten. Der Aeltere fragte: Und dieses ist in der That der neue Ankauf des Grafen?

Wir haben es erst vorige Woche erhalten, sagte der Intendant, denn daß er das war, konnte man leicht errathen.

Schön, bewundernswerth! rief der Gelehrte. Nur die rechte Hüfte steht etwas zu sehr vor, und das linke Bein ist zu lang. Wenn der Mann lebte, könnte er keinen Schritt gehen.

Der Intendant lächelte, und ein kaum bemerkbares Lächeln glitt auch über das Antlitz des Gottes.

Ich muß das wissen! fuhr der Kunstkenner fort. Mich täuscht man nicht. Ich habe Hunderttausende von Statuen gesehen und geprüft! Was sagen Sie? Der berühmte Apoll von Belvedere ist auch nicht ohne Fehler, und die Venus von Medicis könnte, wenn sie lebte, keine Kinder gebären.

Dies Gespräch belustigte die beiden jungen Männer ungemein. Winckelmann rief zornig, als die Beiden das Kabinet verlassen hatten: Der

Barbar! er wagt es, das Göttlichste, was es giebt, zu tadeln! Die Venus keine Kinder gebären? Freilich solche Klötze, wie dieser Kenner, wird sie nicht zur Welt bringen! Das ist gewiß.

Der junge Graf war von seinem Postament herabgeklettert, und ging frei im Zimmer umher, die Pracht der jugendlichen, schönen Glieder entwickelnd. Es ist doch schwieriger, als ich geglaubt habe, sagte er zu dem jungen Gefährten, eine Statue darzustellen. Ich habe es meinem guten Onkel versprechen müssen, und ich halte Wort, allein es müssen keine Weiber in's Zimmer gelassen werden; daß früher die Comteß Clelia hereinkam, und hier vor dem Spiegel ihren Putz ordnete, war schon gegen die Abmachung. Wenn man so gar nichts hat, um sich zu bedecken, so ist es bei solcher Gelegenheit fast unmöglich, Marmor darzustellen, besonders wie das Satanskind so lange bei ihrem Busen kramte und so ungenirt that; es wurde mir warm dabei zu Muthe. Das können Sie sich denken.

Womit haben Ew. gräfliche Gnaden das Wunder zu Stande gebracht, sich so in Marmor zu verwandeln? fragte Johann.

Mein Onkel ist in dergleichen Künsten sehr geschickt, war die Antwort, er hat mich zusammen-

gepappt und zusammengekleistert, und eine dauerhafte weiße Farbe über meinen ganzen Leib gestrichen. Doch halt, da kommen wieder Leute, rasch auf den Posten!

Er kletterte hinauf, und Winckelmann mußte ihm helfen. Als er das warme Bein und die Hüfte berührte, zuckte es ihm seltsam durch die Glieder, wie als wenn er lebendig gewordenen Stein berührt hätte. Als der Graf oben stand, und schon die Schritte der Nahenden an der Thür erklangen, rief er noch mit eiliger Hast: Teufel! meine Lanze, ich habe sie in der Ecke stehen lassen. Her damit! Schnell, schnell!

Er hatte kaum die Waffe in der Hand, als die Thür aufflog und der Graf mit mehreren Herren und Damen hereintrat. Die Damen sahen mit Wohlgefallen den Mars an, und ein paar davon traten sogar so nah als möglich; welch ein Entsetzen würden sie empfunden haben, hätte man ihnen gesagt, das sei ein lebender Mann! Wie würden sie fortgelaufen sein, und welche Schreie würden sie ausgestoßen haben. Doch freilich alles dies nur, weil Männer dabei waren; so beherrscht der sogenannte Anstand die Welt!

Der Graf erntete ungemessene Lobsprüche über die Statue, die er mit Lächeln hinnahm. Blicke

des Einverständnisses wechselte er mit ein paar älteren Herren, die mit in der Gruppe der Fremden waren, endlich verließen Alle das Gemach, der Graf schloß das Zimmer ab. Winckelmann mußte ebenfalls hinaus. Er stellte sich dem Grafen vor, und dieser begrüßte ihn gütig. Sie sind mir willkommen, sagte er; kommen sie, so oft es Ihre Zeit erlaubt, hierher, Sie werden mich immer zu Hause finden. Damit war die Bekanntschaft eingeleitet. Winckelmann, dem der Wirth und das ganze Haus zusagten, ließ sich die Einladung nicht wiederholen, er kam bald wieder, und dies Mal brachte ihn der junge Graf Philipp mit, der in sein gewöhnliches Kostüm geschlüpft war, und gebeten hatte, von seiner Götterdarstellung nichts zu erwähnen.

Die Zärtlichkeit des Grafen gegen seinen Neffen war groß. Da ich weiß, daß Herr Winckelmann Dein Studiengenosse ist, Philipp, so ist er mir doppelt willkommen.

Er hat die undankbare Mühe übernommen, mich mit der alten Literatur bekannt zu machen, erwiderte der junge Graf.

Zu der ich Dir schon gute Anleitung gegeben! rief der Oheim. Erinnere Dich an die Abende, die wir vorigen Winter verbrachten, wo wir mit dem

gelehrten Herrn Sebaldus zusammen an Deiner Aufklärung arbeiteten.

Ja, erwiderte der Neffe mürrisch, aber der Herr Sebaldus ist ein trockener, langweiliger Pedant! Hier, mein junger Freund, gefällt mir besser.

Gewöhne Dir, lieber Freund, das souveräne Absprechen ab! rief der Oheim, wir müssen leider in dieser Welt mit den Menschen zufrieden sein, wie wir sie finden. Ich, wirst Du mir glauben, möchte auch andere um mich haben. Ich lebte, wenn ich hätte wählen können, am liebsten im alten Griechenland, als einer der bekannten Philosophen, vielleicht als Sokrates, oder in Rom, als Kaiser.

Als Nero, oder als Vitellius? fragte der Neffe mit einem leichten Anflug von Spott.

Nicht gerade als Nero, erwiderte der Oheim. Der ist zu anrüchig. Jedes Kind weiß etwas von ihm zu erzählen, was ihm keine Ehre bringt. Lieber als der freundliche, menschenliebende Titus.

Ach, wenn das ginge! rief Winckelmann mit unverstellter Wehmuth, daß man sich die Zeiten wählte, in denen man geboren werden wollte! Wie schön wäre das! Wie könnte das Leben dann reizend sein! Ich würde mir auch eine Zeit wählen.

Der Oheim und der Neffe betrachteten aufmerksam den jungen Mann, der ungescheut, mit solcher warmen Liebe der Kunst, und mit solcher Begeisterung vor ihnen sprach. Besonders der ältere Graf war gerührt. Er nahm den Sprechenden an der Hand und sagte: Nun, junger Mann, was würden denn Sie sein? Kommen Sie mit der Sprache frei heraus.

Ich kann nicht sagen, wer ich sein möchte, ich liebe und verehre die ganze, herrliche Zeit des Alterthums. Alles, was damals geschah, ist mir wie aus der Seele gethan und gesprochen; ich wünschte Nichts davon anders oder entfernt. Und dann die Ehrfurcht, die Liebe, die die menschliche Gestalt einflößte, daß man immerdar sich bestrebte, schön und bemerkenswerth zu sein, daß es keinen Moment gab, wo sich, wie heutzutage, ein Lümmel breit machen durfte und sein ungeschlachtes Bärenthum uns als Lebensregel aufzunöthigen weiß. O, wenn ich nur wüßte, wie ich das wieder erreichen könnte! Aber mit allem Fleiß, mit allem heißen Sehnen und Träumen, der Einzelne kann es nicht, er kann nichts, als sich herzlich unglücklich fühlen, und so fühle ich mich auch.

O! rief der Graf, das ist unmännlich! Wir müssen unsere Zeit beherrschen, uns nicht von ihr

beherrschen lassen. Wir haben in unserm Jahrhundert schöne Keime, es fragt sich nur, wie wir sie entwickeln und zur Reife bringen.

Ich sehe keine, erwiderte der junge Gelehrte mit traurigem Tone; wohin ich blicke, immer dieselbe Armuth und Unbeholfenheit, immer derselbe rohe Drang nach Aeußerlichkeiten, und diese sich nur auf geringfügige Gegenstände richtend. Unterdessen versinkt das Reich der Schönheit in Nacht, der Wohllaut, das edle Selbstgenügen verschwinden aus der Welt. Wir werden bald keine Menschen mehr haben, die irgendwie den Forderungen der Kunst genügen.

Das geistige Element ist es, rief der Graf, das wir kultiviren.

Dieses unglückselige geistige Element, rief Winckelmann, wird uns vollends zu Grunde richten. Ob beim Abendmahl der Kelch genommen werden solle, oder nicht, ob diese oder jene Formel gebetet werde, oder nicht, darum streiten wir, das nennen wir das geistige Element, und es ist nichts weiter als eine andere Form der Barbarei. Geben diese engen kirchlichen Gegensätze und Spitzfindigkeiten ein schönes Geschlecht? Bringen sie die Menschheit auf dem Wege der richtigen Körperentwickelung weiter? Im Gegentheil, sie stoßen sie

immer tiefer in die Verkrüppelung und Abnutzung hinein.

So tadeln Sie unsere Religion, junger Mann? denn sie ist's, die uns den Weg vorschreibt. Sie ist die Schöpferin und Umwandlerin der modernen Zeit.

Wenn das, was uns unsere Pfaffen lehren, Religion ist, rief Winckelmann, so kann ich wohl offen gestehen, sie genügt mir nicht. Das Christenthum, wie es uns überbracht worden ist, hat verderbliche Grundsätze in die Welt gebracht.

Still, still, guter Freund, das wollen wir nicht so laut sagen! Er warf bei diesen Worten einen Blick auf den schwarzgekleideten Mann, der ebenfalls zugegen war, und den Johann für einen Geistlichen hielt. Doch dieser machte eine Verbeugung und erwiderte: Meinetwegen, Excellenz, mag man sagen, was man will, ich gehöre zur freien Kirche, und kämpfe für keine Art von Glaubenszwang.

Sie sind auch ein halber Kunstenthusiast! rief der Graf lächelnd, und sich wieder zu dem Studenten wendend, rief er: Also das Christenthum ist Schuld, daß wir nicht mehr eine kunstgerechte schöne Entwickelung der Menschheit haben? War es nicht so, Herr Studiosus?

Ich habe viel über diesen Gegenstand nachgedacht, war die Antwort, und kann mir wohl eine Stimme erlauben. Daß das Christenthum ist, was wir dafür halten, will ich nicht glauben, es hat sich durch den Weg der Jahrhunderte so viel darum gelegt und daran gehängt, was zuletzt die reine Lehre ganz unkenntlich gemacht hat. Aber auch an ihrer Entstehung ist Manches auszusetzen. Warum wurde sie bei den Juden laut? Bei den Juden, anerkannt einem Volke, das nichts von der Schönheit wußte? Dessen schmutzige, unschöne Existenz sich immerdar in der Geschichte breit gemacht, und sich nie Ansehen zu verschaffen gewußt hat. Kann eine Lehre, die auf ein solches Volk und seine Eigenthümlichkeit sich stützt, kann sie wohl für die schöne Entwickelung der Menschheit Sorge tragen? Warum nicht den Griechen diese Mission übertragen? Freilich fand sich da nicht die Einheit des Gottes vor, den das Christenthum als seinen Stützpunkt voraussetzte, und auf dem es seine ganze Lehre baute, allein es wäre dem auch abzuhelfen gewesen. Sokrates lehrte schon den Glauben an einen Gott; es wäre nur nöthig gewesen, diese Geheimlehre eines einzelnen Philosophen zur allherrschenden zu machen. Doch es ist unnütz, darüber sich auszulassen, es

ist geschehen, ändern läßt sich's nicht, nur ist es unsere Sache, zu bedenken, was für Folgen dieser Ausbau einer neuen, nothwendig gewordenen Lehre auf dem dürren Acker der jüdischen Volksentwickelung genommen hat. In der ganzen Bibel, alten wie neuen Testaments, steht kein Wort von der Schönheit des Menschen, von seinem durch die Vollendung der Form erreichten Adel. Alles, was wir hierüber lehren und anerkennen, haben wir aus dem Heidenthum, und wir können froh sein, daß die christliche Lehre dies erlaubt, eigentlich sollte sie mit Feuer und Schwert dagegen ziehen, wie sie es in früheren Zeiten auch gethan hat. Wer sind die ersten Heiligen der Kirche? Anerkannte Schmierbengel, Leute, die in die Wüste gingen und jeder Art von Unreinlichkeit fröhnten, und einen Stolz darein setzten, sich dem Thierischen, Affenmäßigen, möglichst zu nähern. Diese herrschten; später kamen, als ihre würdigen Jünger, die Mönche, die ebenfalls unter dem Vorwand, Gott zu dienen, jede Art von Cynismus bei sich einreißen ließen. Es wurde gegen den Körper gestürmt, nicht allein, daß man ihm jede leise Neigung, sich zu veredeln und zu verschönern, mißgönnte, nein, man ging daran, mit ausgesuchter Wuth ihn zu verstümmeln, ihn klein, un-

ansehnlich, verziert und gebrechlich zu machen. Das Mittelalter führt darin großartige Beispiele an. Wenn dann der arme Körper revoltirte, sich Platz zu schaffen suchte, so verfiel er wieder in anderer Weise in die roheste Zügellosigkeit, in das Fröhnen jeden gemeinen Lasters. Man soff, man raste in Kriegen, oder lief unablässig den Weibern nach. Daß auf diese Weise der Schönheit nicht gedient war, läßt sich denken. Es ist ein Wunder, daß wir noch eine leise Ahnung davon haben, wie ein vollkommener Mensch aussehen müßte, daß uns die Millionen Fratzen, die durch alle Zeiten entstanden sind, nicht die Fähigkeit geraubt haben, an das heilige Bild eines vollendeten Menschen zu glauben. Dank sei dafür den spärlichen Resten, die in Schriften uns das einzige ächte Volk Gottes, die Griechen, hinterlassen haben.

Wenn das Christenthum auf das griechische Volk wäre versetzt worden, hub der Geistliche nach einer Pause an, so wäre nur eine andere Art von Heidenthum entstanden. Es wäre nicht auf eine gründliche Umwandlung des Menschen angekommen, auf seine geistige Machtvollkommenheit und Würde.

Und haben wir in dem Griechenthum nicht auch

diese? rief der junge Gelehrte. Giebt es etwas Geistvolleres als die Lehre Plato's? Haben wir nicht Gesetze für Staat und Gemeinwesen, wie sie so vollendet das Christenthum nicht hat schaffen können? Lernen wir nicht noch immer von ihnen? Geht unser Recht nicht nach ihren Grundsätzen? Ist Justinian nicht noch immer unser Leitstern? Können wir etwas Weiseres erfinden, als die Staatsgesetze eines Perikles? Und ist in den Lehren eines Sokrates und Plato nicht Alles enthalten, was nöthig ist, unser Leben gerecht und weise zu machen? Was hat das Christenthum hinzugefügt? Nichts als eine unendliche Barbarei unnöthiger und blutiger Kriege, als eine wilde, ungezähmte Herrschaft der Kirche, wie die Inquisition lehrt; zahlreiche alberne Mönchsorden, absurde Rittergesetze und kleinliche Haus- und Ehestandsregeln. Ueberall, wo die Kunst in's Leben trat, wo die Menschen von Schönheit und Ebenmaß der Formen sprachen, wurden sie heidnisch, das heißt, das Christenthum sagte sich los von ihnen.

Also fort, hinein in's Heidenthum! rief der junge Graf lebhaft. Es giebt keine andere Hülfe für uns. Oheim, nächstens bauen wir dem Eros einen Tempel.

Nur nicht so geschwind! entgegnete der Graf.

Wir leben noch im achtzehnten Jahrhundert! Wir sind die Söhne unserer Zeit; wir müssen die Dinge abwarten, die da kommen. Für's Erste wollen wir warten, was die Männer, die auf der Schwelle unserer Zeit stehen, uns bringen werden. Da ist Voltaire, da ist der Prinz Friedrich in Preußen! Es stürzen überall die alten, strengen Regeln und Gesetze der Kirche. Wollen wir hoffen, daß solche Geister wieder dem alten schönen Hellas Raum verschaffen werden, damit es uns leuchte und wir ihm nachfolgen.

Ganz so, wie es war, wird es doch nicht! rief der junge Gelehrte traurig und verstimmt. Was da war, kommt nicht wieder! Die Menschheit hat ihre goldenen Jugendtage gehabt, jetzt gilt es, mit der Unbequemlichkeit und dem Schmutz des Alters zu kämpfen.

V.

Die Tage, wo man über Kunst, Religion und Sittlichkeit sprach, kamen jetzt öfters wieder und immer war Johann der Hauptsprecher, der Graf hörte ihm zu, und der Geistliche und Philipp gaben ihm Beifall. Die Abende auf dem Schloß wurden zuletzt sprüchwörtlich, man drängte sich hinzu, und Jedermann, der nur etwas Sinn für geistige Entwickelung hatte, wollte den jungen Winckelmann sprechen hören. Doch wurde der Kreis nicht zu groß, der Graf sorgte dafür, daß nur die Haupteingeweihten zuhörten, so wurde Winckelmann bald von diesen „der Heide" genannt, eine Benennung, die er sich gern gefallen ließ.

Was ich auch dem Christenthum in die Schuh schütte, sagte Winckelmann eines Abends, ist die Niedertretung und Nichtbeachtung eines köstlichen

Instituts, eines Instituts, aus dem das Heidenthum seine größten Männer, seine ehrwürdigsten Philosophen, der Staat seine besten Bürger zog, es ist dies das Institut der Freundschaft.

Ach! was werden wir da zu hören bekommen, sagte der Graf.

Staunen müssen wir, fuhr Winckelmann fort, wenn wir erwägen, was Alles die Griechen für geistige Kräfte aus dem Institute der Freundschaft hervorzauberten, was sie wirkten, indem sie das innige Zusammenleben der Männer begünstigten, ja sogar es staatlich beförderten. Gleich, wenn die Jahre der Entwickelung vorüber waren, wurde der Knabe den weiblichen Händen genommen und der männlichen Leitung übertragen. Männer von gereiftem Verstande, von Kenntnissen und von Verdiensten um den Staat nahmen sich des jungen Weltbürgers an, und unter der Form der zartesten Anhänglichkeit, der vorsorglichsten Zärtlichkeit wuchs er unter ihrer Leitung zum Manne heran. Es war für einen jungen Menschen eine Ehre, eine Auszeichnung, oft viele solcher Freunde um sich besorgt zu wissen, und das Streben dieser Männer ging wieder dahin, sich das Vertrauen und die Hingebung der am meisten befähigten Jünglinge zu erwerben. Wählte der, der seine

Studien beendet hatte, eine von den vielen Anstellungen im Staate, so sorgte der Freund dafür, daß ihm die Wege geebnet wurden, daß keine Schwierigkeiten ihn hemmten, er sah zu, daß die Prüfungen des jungen Mannes glücklich ausfielen, denn er war für sein Wissen, seine Fortschritte verantwortlich, er litt mit ihm, wenn es ihm schlimm ging, auf ihn fiel ein großer Theil der Schmach, wenn man den Unbefähigten für unwürdig zur Führung eines öffentlichen Amtes erklärte, und er triumphirte mit ihm, wenn er den rüstig Ringenden das Ziel erreichen sah. Was ist gegen eine solche seelenvolle Leitung unser kümmerlicher Schuldienst, wo bezahlte Lehrer ein paar Stunden dem Jüngling opfern, sich später aber nicht im mindesten um ihn kümmern? Was ist gegen diese Vorsorge, die das verständige Auge des Vaters mit der sorgsam pflegenden Hand der Mutter gleichsam verbindet, die kalte, pflichtmäßige Aufmerksamkeit, die unsere Zeit dem werdenden Menschen und Staatsbürger widmet? Und doch liegt hier der Ausgangspunkt der Entwickelung einer ganzen Zeit verborgen. Fehlerhaft erzogene Jünglinge, nachlässig geleitete Knaben geben Männer, denen der Staat nichts ist als ein Tummelplatz ihrer Laster und Leichtfertigkeiten, oder der Geld-

sack, den man gehörig schröpfen kann, um sich selbst auf unwürdige Weise zu bereichern.

Darin liegt viel Wahres, hub der Geistliche an; doch bedenken Sie auch, zu welchen Verirrungen dieses Institut der Freundschaft geführt hat.

Lange nicht zu so viel, als daß durch die einzelnen Mißbräuche das Edle und Vortreffliche der Sache wäre zugedeckt worden, entgegnete der Student. Welche Menge von vortrefflichen Staatsmännern, tiefsinnigen Denkern, vor Allem welche Anzahl tapferer Helden hat das kleine Griechenland aufzuweisen? Ich behaupte, allein durch dieses Institut. Wir wissen die Fälle, wo es mißbraucht worden ist, aber die unzähligen Anlässe, wo es glücklich durchging, die wissen wir nicht so genau. Wir sehen nun ein Volk, das durch seine geistigen Gaben, durch seine großen Männer, durch seine vorstechenden Talente den Erdkreis besiegte und die Bewunderung der Welt gewann, sollen wir nicht forschen, durch welche Mittel es das wurde, was es war?

Wir haben auch heutzutage solche Freundschaften, sagte der junge Graf Philipp mit einem Blick auf den Grafen.

Wollte Gott, wir hätten deren recht viele rief

Winckelmann begeistert. Ich selbst wollte Tag und Nacht arbeiten, es sollte mich keine Gunst der Erde, kein willkommenes Geschenk des Himmels abhalten, ich wollte wirken und schaffen, bis ich die Edelsten und Besten unserer Zeit für diesen großen Gedanken gewonnen hätte.

Was würden die Weiber dazu sagen? rief der Graf mit einem spöttischen Lächeln, unsere Weiber, denen wir im Staat eine so große Gewalt und Macht gegeben haben? Würden sie nicht schreien über Entsittlichung? Ueber Verführung der Jugend? Ach, was kann nicht ein Weib, das unsinnig tobt, Alles in Bewegung setzen. Die Männer, die wir zusammengebracht hätten zur Aufrechthaltung jenes Grundsatzes, würden dem Geschrei nicht widerstehen können, sie würden umlenken und das Ganze würde wieder der beliebten und belobten Polizei in die Hände fallen, die dann mit den Weibern im Bunde der ganzen schönen Anstalt ein schnelles Ende machte.

So könnte es kommen! rief Winckelmann, es könnte aber auch anders sich gestalten. Gesetzt, wir gewönnen die Verständigen unter den Weibern für uns, wir machten sie verbindlich, für die Sache selbst zu wirken, das Gehässige und Verdächtige von dem Gedanken zu entfernen, und nur

an das Erhabene und Edle sich zu halten, würden wir da nicht doppelt und dreifach siegen?

Nimmermehr. Das Weib sieht hierin einen Ehrenpunkt, ein ihr eigenthümliches Recht, sie sieht sich beeinträchtigt, wenn man den Jüngling ihr nehmen will, um ihn für uns zu behalten und ihn als fertigen Mann wieder herauszugeben; sagte der Graf. Unsere christliche Zeit hat darin zu tief gewurzelt in den Gemüthern. Die Männer würden ebenfalls sich dagegen erklären, es würde gleich das Geschrei entstehen einer unrechtlichen sündigen Verbindung, und die größte Zahl der Männer ist heutzutage so schwach, daß sie diesen Vorwurf, obgleich sie wissen, daß er sie unschuldig trifft, nicht ertragen können.

Was ist denn da zu thun? rief der junge Gelehrte verzweifelt.

Nichts als unter der Hand diese edle Freundschaft dulden und pflegen, rief der Graf, und immer darauf gefaßt sein, wenn irgend ein dummer Tölpel, irgend ein albernes Weib es erfährt und daran Aergerniß findet, sich der ganzen Strenge der Gesetze preisgeben. Die Gesetzgeber jedoch wissen selbst recht wohl, daß das Institut unschuldig behandelt, und daß daraus ein Nutzen für den Staat erwachsen kann, sie können nur ihrer-

seits nicht einen Haufen einfältiger Gesetze, die ihnen eine barbarische Zeit hinterlassen hat, umwerfen, sie dulden also ihrerseits, so lange sie können, und thun wohl daran. Gar zu auffallende Zeichen und Merkmale muß man natürlich vermeiden.

An einem solchen geheimen Dulden und Pflegen eines köstlichen, unendliche Segnungen verbreitenden Instituts ist mir aber nichts gelegen. Ich will es öffentlich anerkannt sehen, und geachtet und hoch gestellt.

Dazu werden wir es in unserer Zeit nie bringen! rief der Geistliche. Leider hat sich überall, wo diese uneigennützige, erhabene Freundschaft auftrat, auch ihr Zerrbild, die unedle, auf Genuß gegründete Liebe eingestellt, und so der Menge einen Grund gegeben, gegen sie aufzutreten. Ich erinnere Sie an die Erziehungsmethode der Jesuiten, die ganz etwas Aehnliches bezweckte. Wie ist sie verläumdet worden, und das mit Recht, weil sich die Väter nicht frei machen konnten von dem Vorwurf des Mißbrauchs ihrer Freundschaftstheorie. Dann das Institut der Ritterorden; die Templer, welchen Vorwurf machte man ihnen ausschließlich, und was haben sie dagegen geantwortet?

Ich denke, gerechtfertigt haben sie sich, rief Winckelmann, vollkommen gerechtfertigt gegen die schnöden Angriffe Philipp des Schönen, dem nach ihrem Gut lüstern war. Doch sei es, daß sie in einzelnen Fällen auch unrecht hatten und der Versuchung, wozu sehr stark dieser Weg hinlenkt, verfallen waren, dies ist noch immer kein Beweis gegen die Sache selbst. Welchen zahllosen Verdrehungen, Abnormitäten und schändlichen Mißbräuchen ist die Liebe zwischen Mann und Weib ausgesetzt, und wird Niemand behaupten, sie sei verdammungswerth. Darum sage ich, nichts von Heimlichkeit, sie mag unter dem Panzer des Ordensritters oder unter der Kutte des Mönchs versteckt sein, offen trete dieses großartige Institut hervor, als Bildungszweck des Staates.

Das wird nie geschehen! rief der Graf.

Denken Sie an das Christenthum! fügte der Geistliche hinzu.

Gerade an dieses denke ich, rief der Student. Hat nicht unser geheiligter Gründer der Lehre den jungen Johannes gehabt, einen nach jüdischen Begriffen schönen jungen Menschen, dem er liebend alle die Lehren vertraute, die später ihren Weg durch die Welt machten? Das war etwas von der Freundschaft, wie ich sie im Sinne habe. Ein

Stück Acker, ein Feld, das urbar gemacht vor uns liegt, und in das wir den Samen der Lehre, die in unserer Brust lebt, vertrauungsvoll werfen. Hätte man nur diesem Beispiele gefolgt! wäre nicht die Folgezeit gekommen mit ihren zahllosen Verdrehungen und Verderbnissen des Christenthums und hätte auch diesen Bronnen, der zum Segen quoll, zugestopft.

Bauen Sie nun darauf eine Theorie, rief der Geistliche, und Sie werden sehen, was man Ihnen antwortet.

Wenn man damit der Kirche einen nachweisbaren Nutzen verschaffen könnte, so würde es schon gehen! rief Winckelmann.

War nicht, hub der Graf an, bei der Knüpfung der Freundschaften der Griechen die Schönheit bei dem einen Theil Bedingung.

Sie war es allerdings, rief der Gelehrte, doch nicht die unerläßliche; freilich gänzlich unschöne, mißgestaltete oder verkrüppelte Jünglinge, deren es übrigens in dem schönen Griechenland wenige oder keine gab, fanden keine Freunde. Aber welch' ein Mittel zur Beförderung dieser edlen Neigung ist die Schönheit des Körpers? Wir wollen aufrichtig reden, selbst in unserer christlichen Zeit, bei der Allgewalt, die das Weib übt, haben wir

nicht doch noch Sinn behalten für einen schönen Jüngling? Ich sage wir, ich sollte sagen die wenigen Leute, die Augen und Sinn für Schönheit im Ganzen haben, die große Menge, von der ist nicht die Rede; also ist nicht für uns ein schöner Jüngling auch ein Gegenstand des Interesses? Gewiß, und wir schämen uns dessen nicht. Die Bildhauer unserer Tage geben uns einen jungen Achill, einen Endymion, einen Narziß, unbesorgt, daß er uns gefallen werde. Wir sehen gern den harmonischen Wellenschlag der Formen, uns beleidigt und verletzt jede Abweichung von der Regel, wie wir sie im Gedächtniß und Auge haben. Wie viel mehr mußte das bei den Griechen stattfinden? Bei dem Volke, dessen Lebensathem die Schönheit war? Sie, die immerdar die schönen Formen sahen, wie sie sich vor ihren Augen entwickelten in den Gymnasien, in den Palästris, den öffentlichen Kampfspielen, wo die Jünglinge oft ganz nackend erschienen? Können wir uns davon einen Begriff machen, wir in unserer Schneiderverpfuschten Kleiderpuppenwelt? Welch' ein göttliches Gefühl muß es gewesen sein, seinen Freund in die Arena zu führen, an seinem Siege Theil zu nehmen, und den schönen, durch Freude und Triumph ver-

klärten Leib in seine Arme zu schließen? Können wir davon nur eine entfernte, traumhafte Schattenskizze ausmachen?

Der Graf sah hier seinen Neffen an und lächelte. Philipp blickte erröthend zu Boden.

Die Schönheit der Form, begann der Geistliche, ist ein arger Verführungsgrund. Wollen wir die lieber bei Seite lassen.

Ich lasse sie ungern, erwiderte der junge Gelehrte unwillig. Beides gehört zusammen, Schönheit des Leibes, Schönheit des Körpers. Wir sind Menschen, wir haben Sinne, und diese wollen das Ihrige haben. Es ist ein Kampf zu bestehen; das ist richtig, doch bleibe fort, wer in sich nicht die Kraft fühlt, ehrenvoll das Ziel zu erreichen. Ich will ihn bestehen, und Niemand soll einen Stein auf mich werfen. Ich will der Freund meines Freundes sein, und die Welt soll lernen, was es mit dem Heiligthum für eine Bewandtniß hat. Tief in den Staub soll sich die gemeine Liebe vor mir beugen, Alles, was die gewöhnlichen elenden Seelen irdisches Entzücken und himmlische Freude nennen, es soll in Nichts zerfließen gegen die Triumphe meiner Freundschaft. Als Erzeugnisse dieser Freundschaft sollen Werke dastehen, pracht-

volle, geistesblühende, göttliche Schriften. Immer von Neuem, wenn mir erschöpft der Griffel aus der müden Hand fällt, soll das Bild des Freundes vor mir stehen, und mich zu immer neuen Schöpfungen anfeuern. Und nicht geheim will ich den edlen Cultus pflegen, nein öffentlich, der ganzen Welt zum Beispiel und zur Lehre will ich ihn ausüben. O, hätte ich nur einen solchen Freund! Meine Seele schmachtet nach seinem Kusse, ich sterbe vor Verlangen nach seiner heiligenden Umarmung.

Der Graf schwieg, auch Philipp sagte kein Wort, eine lange Pause entstand, zuletzt wandte sich der Geistliche zu dem Begeisterten mit der leisen Frage: Welcher Religion gehören Sie an, mein Herr? Es ist mir nothwendig, dies zu wissen, ich kann Ihnen vielleicht einen Rath geben.

Der reformirten, entgegnete Johann.

Wechseln Sie, rief der Geistliche eben so leise; treten Sie zur alleinseligmachenden Kirche über, glauben Sie mir, sie weiß Rath für jedes menschliche Gelüste. In ihr können Sie am ehesten hoffen, Ihre Projekte zu realisiren. Er sagte dies mit einem eigenthümlichen halblauernden, halb schelmischen Gesichtsausdruck, der Winckelmann so wenig behagte, daß er ihm den Rücken wandte.

Der Geistliche schwieg.

Der Abend ging zu Ende, ohne daß ein neues Gespräch zu Stande kam. Man trennte sich früh. Zum Abschied küßte Philipp seinen Oheim, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte.

VI.

Von dem letztern Gespräche an konnte man bemerken, daß der junge Graf sich inniger an unsern Studenten anschloß. Er kam, wenn er nicht seinen Oheim besuchte, oft des Abends und blieb bis tief in die Nacht bei Winckelmann, den er in seinen Studien störte, die dieser gewöhnlich in der Stille der Nacht betrieb. Der Graf kam im leichten Hausrock, warf sich auf das Kanapee hin und entwickelte halb träumerisch seine Gedanken, die ihm gerade durch den Kopf gingen.

Wir sind unglückliche Geschöpfe, sagte er einst, mit diesem Wissen, mit dem wir nichts anzufangen verstehen. Warum ward uns die Kenntniß der Vorwelt, weshalb sehen wir, wie die Griechen und Römer es machten, wenn uns doch nicht vergönnt sein soll, es eben so zu machen? Gesetzt, ich ginge zu ihren Grundsätzen über, was hilft es

mir? Kann ich die Welt deshalb umändern? Wird es mir gelingen, Freunde und Genossen zu finden, die nach meinen Vorschriften handeln? Muß ich nicht, ich mag wollen oder nicht, die einmal betretene Straße wandeln, und mich so benehmen, wie ich Alle sich benehmen sehe.

Das ist nicht nöthig, erwiederte Winckelmann. Wenn dergleichen Gesetze wären, so würde man die Menschheit immer denselben engen Weg wandeln sehen, den der erste Mensch einschlug, und die Größe und Schönheit der Erde wäre vergeblich geschaffen.

Wahr! Aber wie sollen wir es denn machen? rief der junge Graf. Ich, zum Beispiel, bin völlig irre geworden und weiß nicht, was ich ergreifen soll. Nach Ihrer begeisterten Rede für die Freundschaft will ich nur diese, und doch zugleich schlägt mich ein altes Verhältniß zu einem Weibe in den Nacken, das ich nicht brechen will, obgleich mein Oheim mich beständig dazu ermuntert.

Fühlen Sie sich darin glücklich? fragte der Gesellschafter.

Ich fühlte mich, erwiderte der Gefragte, jetzt aber nicht mehr. Ich erkenne die Alltäglichkeit, um nicht zu sagen, Gemeinheit dieses Verhältnisses an, und sehe ein, wie mich ein solches auf keine

Weise fördern kann. Wollen Sie heute Abend mit mir gehen, ich will zu ihr.

Obgleich diese Stunde Winckelmann nicht recht war, so sagte er doch zu, und nach einer halben Stunde befanden sich beide Jünglinge auf dem Wege zu der Freundin des Grafen. Wie sie eintraten, fanden sie ein großes, vollbusiges Frauenzimmer, mit lebendigen schwarzen Augen, die sie im Bewußtsein ihrer Reize und ihrer Stellung anwandte, um ihre Herrschaft zu bekunden. Mit einem neugierigen, forschenden Blicke betrachtete sie Winckelmann, den sie im Gefolge des Grafen eintreten sah. Dieser wandte sich zu seinem Begleiter, indem er ihn mit Förmlichkeit der Dame als seinen neuerworbenen Freund vorstellte. Ich hoffe, Sophie, setzte er hinzu, Sie werden ihn mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen behandeln, denn er verdient Beides.

Wie ich's finde, entgegnete sie; man wird mich nicht zu einem Entgegenkommen zwingen, wo ich mich nicht selbst dafür gestimmt fühle. Indessen, mein Herr, nehmen Sie Platz, und Sie, mein schöner Patron, wo sind Sie so lange gewesen? Wir haben uns in vierzehn Tagen nicht gesehen?

Auf dem Lande, auf der Jagd! erwiderte der Gefragte.

Nach was jagen Sie? Nach kurioſen Grillen und Schrullen? Nicht wahr? So, nach der Weiſe Ihres Herrn Oheims? Sie ſollten ſich ſchämen.

Wovon ſchwatzen Sie, Sophie? rief der Graf finſter. Nehmen Sie Ihre Zunge in Acht. —

Nein, nein! rief ſie mit eigenſinniger Stimme, ich weiß, was ich weiß. Ich kenne das ſaubere Gelichter der Herren, die ſich auf dem Gute Ihres ehrenwerthen Herrn Oheims, des Kapitularen und Johanniterritters, verſammeln. Noch einmal, junger Mann, Sie ſollten ſich ſchämen.

Der Graf ſprang zornig auf. Wiſſen Sie was, Sophie, etwas, das ich Ihnen ſagen will. Schämen ſollte ich mich allerdings, doch nicht darüber, daß ich die Geſellſchaft dieſer ehrenwerthen Herren beſuche, ſondern daß ich Sie ſehe, Sie unverſchämte, zügelloſe Perſon, die ſich erfrecht, über Alles zu ſpotten, wohin ſie ihre Naſe ſteckt. Das wollte ich Ihnen ſchon lange mittheilen, es fand ſich nur keine Gelegenheit dazu.

Sophie wich zurück, erſtaunt und verwundert; einen ſolchen Zornanfall beim Grafen hatte ſie noch nicht erlebt. Sie bemühte ſich, ihren Fehler wieder gut zu machen. Mein Gott, Philipp, was iſt Ihnen? Ich kenne Sie nicht wieder? Sind wir

denn nicht mehr die guten Freunde, die wir immer waren?

Nein, rief er, wenn Sie so über meinen Oheim sprechen, sind wir es nicht mehr. Ich dulde nun einmal dergleichen nicht.

Sie schwieg, und machte hinter dem Rücken des Grafen, gegen Winckelmann gewendet, eine spottende Pantomime. Nun gut, rief sie laut, der Graf ist ein Engel, alle seine Freunde sind vortreffliche Menschen, ist's nun recht? Sie setzte sich maulend hin, und ergriff die Theekanne, aus der sie die Tassen vollschenkte. Daß man es doch nie den Leuten zu Sinne machen kann! murrte sie vor sich hin.

Was giebt's Neues? fragte der Graf zerstreut.

Nichts, erwiderte sie, als daß man gestern der kleinen Philine alle Möbel zerschlagen und sie selbst fast tödtlich verwundet hat.

Welche Rohheit, und weshalb?

Sie wissen, sie ist die Geliebte des schwachsinnigen Prinzen, der seit einem Jahre hier studirt, rief Sophie, und sie wird gut bezahlt. Nun kommt der Prinz gestern früh zu ihr und findet den Studenten Anselmus bei ihr im Bett; was allerdings nicht sehr anständig war. Der Prinz geht fort, bringt sich zwölf handfeste Kerle mit und

demolirt die Wohnung, schlägt die Diener, und giebt dabei seinem Hofmeister den Laufpaß, der ihn zurückhalten will und ihm in's Gewissen redet. Anselmus bringt auch seine Hülfstruppen zusammen und diesen Abend will er die Wohnung des Prinzen überfallen. Es wird sicherlich gute Hiebe regnen.

Man muß dem Anselmus zu Hülfe kommen, sagte der Graf.

Warum denn ihm? entgegnete die Dame, warum nicht lieber dem Prinzen. Ich sage Ihnen, Philine hatte sich über nichts zu beklagen, sie wurde vortrefflich bezahlt.

Pfui, ihr elenden Lohngeschöpfe! rief der Graf, stets ist das Bezahlen bei Euch die Hauptsache. Da giebt man nun Ehre, Gesundheit und sein Geld hin! Wofür? um ein Geschöpf wie dieses zu mästen.

Die Philine hatte unrecht, fuhr Sophie in ihrer Rede fort, aber sie geht ihrem Geschmack nach. Der Anselmus ist ein hübscher Junge, der Prinz ist häßlich und stinkend.

Für wen hätten Sie sich entschieden, Mademoiselle Sophie, fragte hier Winckelmann.

Das ist schwer zu sagen, erwiderte das Mädchen, ich bin nicht in derselben Lage, mein Freund

ist jung und hübsch. Sie streichelte dabei dem Grafen um die Wange, doch gestehe ich offen, wenn er auch Beides nicht wäre, ich würde ihm doch treu bleiben, so lange —

So lange er Geld im Beutel hat, setzte der Graf hinzu. Kommen Sie, Winckelmann, wir wollen diesem armen Anselmus zu Hülfe eilen. Er schnallte seinen Degen um, drückte seinen Hut in die Stirn und faßte seines Genossen Arm. Mit einem leichten Nicken verabschiedete er sich von Sophien, die verwundert und, wie es schien, empfindlich zurückblieb.

Auf der Straße angelangt, konnte man schon ein unruhiges Laufen und Strömen nach dem Theile der Stadt bemerken, wo die Wohnung des Prinzen lag. Das damalige Halle war ein stürmischer und ewig unruhiger Musensitz, es verging kein Tag, wo es nicht zu einer Schlägerei kam, die sehr oft ein trauriges Ende hatte. Die polizeilichen Maßregeln der Universität waren in Anspruch genommen worden, die Pedelle liefen unruhig über die Straße, man sah den Rector magnificus mit noch ein paar anderen Professoren dem Schauplatz des Tumultes zuschreiten. Winckelmann und sein Gefährte bogen in eine kleine Seitengasse, weil sie dem großen Menschenstrom aus dem Wege

gehen wollten, und hier erreichten sie alsbald das von stürmenden Haufen angegriffene Sommerhäuschen des Prinzen, wohin er sich zurückgezogen hatte und das nach Art der Festungswerke verpallisadirt und geschützt war. Aus den Fenstern des Sommerhauses wurde mit Pistolen geschossen. Ganze Schaaren müssiger Zuschauer hatten den Gartenzaun überstiegen und bewegten sich bunt durcheinander im Garten und stellten sich auf dessen Bänke und Tische. Der Ruf „Bursche 'raus!" ertönte fortwährend, und die enge Straße konnte kaum mehr die Menge der heranfluthenden Musensöhne fassen, die alle thätig sein wollten, und wo doch Niemand eigentlich wußte, für wen er Parthei nehmen sollte. Der Graf, kaum angekommen, drängte sich in den dichtesten Haufen und erklärte laut sich für die Sache des Studenten Anselmus. Sogleich ward dieser Name das Sieggeschrei der Menge, die jetzt zu stürmen begann. Das Häuschen wurde überwältigt, die Fenster hinausgestoßen, die Möbeln auf die Straße gesetzt. Man schrie nach dem Prinzen, doch dieser hatte sich in den Schutz der Behörde begeben, man sah ihn bald darauf an der Hand des Rectors verschwinden und mit ihm seine getreuen Helfer. Es konnte nicht fehlen, daß Graf Philipp

mit den Anhängern des Prinzen und seiner Parthei zusammentraf, und da gab es Reibungen, deren natürliche Folge dann Duelle waren. Philipp hatte bei dieser Gelegenheit sechs Duelle sich aufgeladen, aber dergleichen machte ihm Freude. Winckelmann empfand darüber Schmerz, er hoffte, daß sich einige dieser gefahrvollen Abenteuer noch gütlich beilegen würden, und bemühte sich darum, ohne seinem streitsüchtigen Genossen das Geringste davon merken zu lassen. Man kam dieselbe Nacht noch zusammen bei Anselmus und der Graf ließ auf seine Kosten eine reichliche Collation als Abendessen, und zum Schluß eine Bowle Punsch herbeischaffen, die die ganze kleine Gesellschaft begeisterte. Sie hoben den siegreichen Studenten auf ihre Arme und trugen ihn im Triumphe der Wohnung des Rectors vorüber. Der Graf trank mit mehreren Brüderschaft; alsdann kam er auch auf Winckelmann los, ihm den vollen Becher hinhaltend: Mein theurer Mitbruder, rief er, schon lange ist es mein Wunsch, daß uns das vertrauliche „Du" verbinde! Es ist Keiner hier auf der Universität, zu dem ich mich so angezogen fühlte, als zu Dir! Willst Du nun mir die Freude machen, meinem Verlangen entgegenzukommen?

Auch Du erfüllst hiermit das meine, rief Winckel-

mann, und beide Freunde stießen an. Hell klangen die Becher. Der Graf und sein Stubenflausch smolliren! riefen die Studenten, sie leben hoch! Mögen sie noch lange auf Erden weilen!

Der letzte Wunsch traf den Grafen mit seltener Schwermuth. Er wandte sich zu den heiteren Jünglingen. Nein, ihr Freunde, rief er, mir sagt es eine Stimme, wir Beide leben nicht lange! Wünscht uns daher kein langes Leben. Gut ist es, kurz, aber berühmt gelebt zu haben. Das Letztere geht besonders auf Dich, Winckelmann!

Wollte Gott, Du sprächest wahr, antwortete dieser.

Beide trennten sich früh von dem trinkenden und jubilirenden Gelage und wanderten Arm in Arm nach Hause. Mein Herzensfreund! rief Philipp und drückte den Genossen warm an sein Herz. Wie ist das Leben schön, wenn Jugend und heilige Träume es ausfüllen!

Dein Leben hat am meisten Aehnlichkeit mit einem griechischen Vorbild, sagte Winckelmann.

Ist's möglich! rief Philipp. Sprich, in wiefern?

Erinnere Dich an das Bild, das ich von jenem Leben entwarf, sagte der Genosse.

Und Sophie? fragte der junge Student. Paßt die auch in dem Bilde?

Alcibiades hatte auch seine Laisse, seine Phrinen, seine Glicerien.

Aber das Band, das mich an diese Buhlerin geknüpft hat?

Ist ein sehr loses, leicht abzuschüttelndes. Es ist ein Band, welches das Geld geknüpft hat. Ganz anders ist es, wenn die Herrschsucht des Weibes sich des Mannes bemächtigt und zu seiner Knechtung die Formen anwendet, die ihr der christliche Staat verleiht. Wenn er als ihr Ehemann und Vater ihrer Kinder sich der Sklavenkette fügt, welche die Herrschsüchtige und Launenvolle über ihn legt. Auch hast Du früher einen Sokrates gefunden.

Wer ist dieser?

Dein Oheim. Er ist weise und auf das Zärtlichste für Dich besorgt.

Das ist er. Ich habe ihm meine ganze bürgerliche Existenz zu danken, rief Philipp. Meine Eltern starben zeitig, er sorgte für meine Ausbildung, und nahm mich früh in sein Herz und in sein Haus auf. Seitdem sorgt er unablässig für mich, doch ich — ich sorge auch für ihn! Du wirst fragen, auf welche Weise? Indem ich seine Kunstmarotten begünstige; Du hast es selbst gesehen. Sogar Bildsäulen stelle ich dar. Das ist viel!

Auch Sokrates würde den Alcibiades dazu be-

nutzt haben, wenn er die Liebhaberei und die Kenntniß der Kunstwelt besessen hätte. Er war entzückt von der Schönheit seines jungen Freundes, und hat oft davon und zu aller Welt gesprochen. Sieh, lieber Philipp, so bist Du, ohne es zu wissen, unwillkürlich in mein Muster hineingewachsen, und ich habe nichts zu thun, als alle Deine glänzenden Erfolge mir zu merken, und Zeuge Deines Fortschritts auf der Bahn eines griechischen Jünglings zu sein. Mögest Du nur so fortschreiten! Bald kommt die Zeit, wo Du Freunde benutzen wirst, um mit ihrer Hülfe eine ansehnliche Staatsstelle zu erstreben. So bist Du durch dieselbe Schule durchgegangen und hast dieselbe Stufe erreicht, welche die griechischen Helden erreicht haben.

Wollte Gott, es wäre so! rief Philipp seufzend.

Warum diese Schwermuth? fragte Winckelmann zärtlich.

Wie schon gesagt! war die Antwort, ich habe das Gefühl, daß ich nicht mehr lange leben werde.

Possen.

Nicht so. Aber ich sterbe auch willig. Ich will nicht lange leben! Das Alter und die Gebrechlichkeit erschrecken mich. Jetzt, da ich Dich als meinen Freund erworben habe, fühle ich mich ganz glücklich und die Aufgabe meines Lebens ist erfüllt.

Und auch ich, so sagst Du, soll nicht lange leben?

Viel länger als ich, entgegnete Philipp. Du wirst noch berühmt und von vielen Freunden und Bewunderern umgeben sein, während mich schon der Rasen deckt.

Wer sagt Dir das? rief der Student. Bis jetzt ist nur Aussicht da, daß ich vielleicht einen kleinen Posten bei irgend einer vergessenen, versteckten und unscheinbaren Schule einnehme. Es giebt Keinen, der mit demüthigendern Ansprüchen an das Leben hervorträte, als ich.

Erwarte nur die Zukunft!

Mit diesen Gesprächen trennten sich die Freunde, und Jeder brachte die Nacht wachend zu mit Träumen zukünftigen Glücks oder zukünftigen Mißgeschicks.

VII.

Die Duelle des Grafen waren auf vier zurückgeführt, aber von diesen endigte das eine so unglücklich, daß der Kämpfer eine ziemlich starke Seitenwunde erhielt und das Bett hüten mußte. Winckelmann pflegte ihn. —

An den ältern Grafen war nichts davon geschrieben worden, weil man die Genesung früher hoffte, übrigens die Aengstlichkeit des Mannes kannte, und ihn schonen wollte. Eines Tages kam er mit Postpferden an. Er war erhitzt, leidenschaftlich, stürmend; er fragte nach seinem Neffen; es konnte nicht länger verschwiegen werden. Mit einem Schrei des Schmerzes stürzte der Graf in das Krankenzimmer und gerade auf das Bett des Patienten zu, über den er ohnmächtig hinfiel. Man mußte eilen, ihm die gehörigen Mittel beizubrin-

gen, und dieses Wiedersehen verschlimmerte sehr des Leidenden Zustand. Er wurde in das Nebenzimmer geschafft; als er dort zu sich kam, hörte man ihn laut nach seinem Neffen rufen. Er kam hinausgewankt, blieb auf der Schwelle des Krankenzimmers stehen und heftete Blicke voll des entsetzlichsten Jammers auf den Kranken.

Junge! warum hast Du mir nichts davon geschrieben? waren seine ersten Worte.

Weil es nicht so wichtig ist, Oheim! antwortete der Neffe, und zwang sich zu einem Lächeln. Ich habe bei einem Kampfe eine kleine Seitenwunde erhalten. Wer wird daraus etwas machen? In wenigen Tagen glaubte ich schon bei Ihnen zu sein. Sie sollten von dem ganzen Vorgang nichts erfahren.

Und ich erfahre es auf die allerentsetzlichste Weise, rief der Oheim. Ein Gutsnachbar fährt an meinem Hause vorüber, und ruft mir aus dem Wagen zu: Wissen Sie auch, daß Ihr Neffe auf dem Tode liegt? Er hat ein Duell gehabt.

O, das ist mehr als einfältig! rief der junge Graf erzürnt.

Der Oheim liegt auf dem Krankenbette. Er küßt unzählige Male die Brust seines Neffen, er besieht den Verband und sinkt dann mit dem Haupte

an des Kranken Seite, indem er seufzend ruft: Das ist mein Tod!

Mein guter Elfried! rief der junge Mann mit dem zärtlichsten Ausdruck. Wie mir das wehe thut! Ich wünschte, die verdammte Wunde holte der Teufel!

Der Arzt kam, und er wiederholte die Ermahnungen Winckelmann's, Ruhe und Besonnenheit sich zu gönnen, für beide Theile. Der Oheim entfernt sich endlich, indem er sich im Nebenzimmer wieder auf's Sopha legt. Stille tritt ein. Der Kranke genießt etwas Schlaf, doch ist das Fieber stärker, als es gestern war. Man theilt es dem Oheim mit und räth ihm die äußerste Vorsicht an. Er verspricht es und beschwört den Arzt, seine Mühe zu verdoppeln, indem er ihm goldene Berge verspricht.

Die Krankheit hat einen langsamen Verlauf. Der Oheim ist immer da, er vergißt seine Geschäfte, er denkt nicht mehr an seine Besitzungen, er hat nur Sinn für den Kranken. Man muß ihn endlich mit Gewalt entfernen, aber dann geht er nur auf einige Stunden fort und ist dann von Neuem im Krankenzimmer. Trotz dieser fortwährenden Störungen und Hindernisse siegt die feste Natur des Jünglings dennoch und er erhebt sich

vom Siechbette, bleich, matt, aber doch geheilt. Es ist Landluft nöthig und der Graf nimmt ihn auf's Land. Der Arzt und Winckelmann kommen von Zeit zu Zeit, den Genesenden zu besuchen. Auch der Geistliche findet sich ein. Hier werden nun die Gespräche über allerlei Gegenstände, die das griechische Leben, seine Kunst und seine Lehre betreffen, geführt. Winckelmann spricht sich hier mit großer Freiheit ganz aus, er berührt seine Hoffnungen und seine Wünsche. Wenn ich erwarten dürfte, sagte er, daß in Deutschland, oder vielmehr in der ganzen gebildeten Welt, der Sinn für die Antike erwüchse, so wie ich sie lebendig in mir trage, alsdann würde es mir leicht werden, einen passenden Wirkungskreis zu finden, ich brauchte mich nur an eine der Universitäten zu wenden; aber daran ist heutzutage nicht zu denken. Das, was wir vom Alterthum wissen und was gelehrt wird, ist so dürftig, zum Theil so falsch aufgefaßt, so verdreht gedeutet und nach modernen Prinzipien, die nichts mit dem eigentlichen Leben der Kunst gemein haben, gemodelt, daß es zu einer Unnatur geworden ist, womit ein vernünftiger Mann nichts zu thun haben will. Wer versteht heutzutage die Einfachheit einer griechischen Statue aus der besten Zeit? Muß nicht

Alles gekünstelt sein, greift nicht die Berninische Weise zu modelliren in's malerische Fach, und glaubt man nicht, wenn man einen Haufen moderner Gebilde der Art sieht, daß man aus dem Rahmen emporgestiegene Gemälde sähe? Dieser thörichten Auffassung kann nur entgegengearbeitet werden, indem man das griechische Leben, wie wir es in den Schriftstellern finden, ganz von Neuem darstellt; alsdann wird man auch die Motive finden, nach denen sie ihre Werke schufen. Es ist in diesem Leben Alles übereinstimmend, nirgends ist ein Sprung zu bemerken, nirgends eine Lücke, die man beliebig ausfüllen kann, Alles folgt dem großartigen, einfachen Zuge der Schönheit und des Zustimmens. Doch ich hoffe, trotz des unvortheilhaften Bodens, dennoch Samenkörner nach meiner Art auszustreuen, und ich erwarte sie keimen zu sehen, wenn ich nur dazu komme, einige Fragmente, die ich mir aufgeschrieben habe über die Kunstwerke der Alten und über ihre Nachahmung, in den Druck zu befördern.

Er las auf Aufforderung der kleinen Gesellschaft diese Skizzen vor, und Alle geriethen in Verwunderung über einzelne Beschreibungen, so die des Apoll von Belvedere, die nicht mit irdischem Griffel gemacht zu sein schien. Dann über die

Venus von Medicis, über den Fechter, über die Gruppe des Laokoon und über mehrere andere Kunstwerke der Griechen.

O den Fechter, den muß ich auch noch einmal darstellen! rief Philipp. Oheim, erinnern Sie mich daran.

Lieber Freund, antwortete der Graf, vor allen Dingen mußt Du gesund sein. Rede mir nicht früher von unsern Versuchen, als bis jede Gefahr für Dich vorüber ist.

Nach dieser Beschreibung, fuhr Philipp fort, glühe ich für die alten Kunstwerke. Warum hat man sie so lange vernachlässigt? Warum ist es Niemandem eingefallen, so darüber zu schreiben?

Die Verweichlichung des Zeitalters! warf der Geistliche hin. Es ist in der That so, wie unser junger Student es schildert; wir sind in lauter engen, dürftigen Ideen untergegangen.

So ist es Zeit, rief der junge Graf, daß wieder ein Geist erstehe, der uns an die alte Zeit des Ruhms und der edlen Sitte des Menschengeschlechts erinnert. In was für verdammte Unterröcke und Perrücken sind wir versenkt, wie scheint das schöne Licht, das Geister, wie unser Freund einer ist, zu uns bringen, nur ganz schwach von Oben zu uns herein! Das muß ganz anders

werden! O, mein Johann, wie muß ich Dich verehren und lieben! Was hast Du Dir für eine segensvolle Aufgabe gestellt; wollte Gott, ich könnte sie mit Dir theilen! Er umarmte mit diesen Worten den Freund, und der Oheim freuete sich dieser schönen Begeisterung.

Es war die Rede, noch mehrere Studenten, die Winckelmann und Philipp für würdig halten würden, an den Unterhaltungen und Gesprächen Theil nehmen zu lassen. Der Letztere schlug Anselmus vor, doch man fand, daß dieser nicht dazu geeignet war, eine schöne Idee aufzufassen, mit nachhaltigem Feuer an ihr zu hängen und daraus Früchte für sein Studium zu ziehen. Philipp hatte sich in ihm geirrt; die Art, wie er sich in der Angelegenheit mit dem Prinzen benommen, hatte ihn getäuscht, er hatte ihn für eine große, selbstständige Seele gehalten, und er fand bald, daß er sich ebenfalls, wie es tausend gemeine und niedere Charaktere machten, eng an das tägliche Bedürfniß anschloß. Er heirathete, trotz der Widersprüche der Freunde, dieselbe Philine, die die Geliebte des Prinzen gewesen war, und wurde von ihr, als er erst ihr Mann war, auf jede mögliche Art geknechtet und in ein unwürdiges Joch gespannt. Sie trieb ihn an, über die Gebühr zu

arbeiten, wodurch er seiner Gesundheit schadete, und dann machte sie, daß er durch elende Schmeichelkünste sich in die Gunst desselben Prinzen einschlich, dem er einst so männlich die Spitze geboten hatte. Er erwarb ein kleines Amt, womit er seine zahlreiche Familie ernährte, seine Frau gewann durch Kupplerkünste beim Prinzen auch noch ein Stück Geld. Sie und jene Sophie, von der wir gesprochen haben, und die vom Grafen verlassen worden war, trieben zusammen jenes unwürdige Gewerbe, und stellten den armen Mann, der völlig untergegangen war, als ein Muster dar, wie elend ein anfangs gutes und redliches Streben werden kann, wenn es der Macht der Gemeinheit unserer modernen Verhältnisse verfällt.

Da wir doch einmal unserer Erzählung vorauseilen, so sei es uns auch erlaubt, von dem Schicksal des jungen Grafen zu sprechen. Winckelmann erhielt, nachdem er schon lange die Verhältnisse in Halle aufgegeben hatte, als es ihm gelungen war, nach Rom zu kommen, einen Brief von Philipp, worin ihm dieser den Tod seines Oheims meldete. Mit gerührten Worten sprach er seinen Dank dem Manne aus, der so trefflich für ihn gewirkt. Er stand jetzt selbst an der Spitze eines ausgebreiteten Wirkungskreises, wo es ihm

gelang, die Ideen, die Beide in ihrer Jugend genährt, zu verwirklichen; der Graf ging noch weiter, er schloß sich eng an die menschenfreundlichen Grundsätze an, die von Frankreich kamen und die ganze Welt aus den Fesseln der Sklaverei und der Unnatur zu befreien versprachen. Es war eine schöne Zeit, die der ersten französischen Revolution voranging. Ueberall standen Geister auf, die ungestüm die Bahn des Fortschritts betraten; man hatte sich das Wort gegeben, daß es so nicht weiter gehen könne, daß die Menschheit erlöst werden müsse aus unwürdigen und knechtischen Banden. Wer die Waffen führen konnte, griff zu ihnen. Hier und dort hörte man Schranken und Verhacke fallen, ganze Wälder, trüber Vorurtheile wurden gelichtet, und Wege sah man in Einöden oder versumpfte Gegenden geführt, die man bisher für unzugänglich gehalten hatte. Der Graf sprach für die Freiheit der Völker in begeisterten Reden, er fügte noch uneigennützige Handlungen hinzu; er brachte große Opfer und sein Name wurde genannt, wo man von den Rechten der Unterdrückten, von dem Glück der armen Gemißhandelten sprach, die nun der Peitsche entrückt waren. Aber leider waren diese Triumphe, die Winckelmann's Herz mit Entzücken erfüllten, und

ihm glühende Freundschaftsbriefe an den edlen Mann eingaben, nur von kurzer Dauer. Als er eben den Gipfel seiner Wirksamkeit erstiegen hatte, und als Minister dastand, ergriff ihn eine unheilbare Krankheit, der er zum Opfer fiel, in noch nicht vollendetem dreißigsten Jahre. Somit war seine Prophezeihung eingetroffen.

VIII.

Wir wenden uns zu unserer Erzählung zurück. Winckelmann war jetzt Conrector an der Schule zu Seehausen geworden; ein dürftiges, kleines Amt, das kaum hinreichte, seinen Mann zu ernähren. Er gab Stunden von früh bis spät, und arbeitete dabei tief in die Nacht. Schwer lastete die Armuth auf ihm, doch konnte sie seinen hochstrebenden Geist nicht beugen, noch ihm irgend ein Zugeständniß erpressen, das ihn dem Geist der Niedrigkeit und Gemeinheit verkaufte. Hier war es, wo er auch die Dichter der neueren Sprachen kennen lernte, wo er Franzosen, Italiener und Spanier in der Ursprache zu lesen begann und mit ihnen ein großes Feld moderner Geschichte zu seinen schon erworbenen Kenntnissen hinzufügte. Wer hätte diesen reichen, gebildeten Geist in dem

kleinen Städtchen Seehausen, das von aller Wissensgemeinschaft so viele tausend Meilen entfernt lag, gesucht, wer in dem engen Dachstübchen den Gelehrten vermuthet, der später eine ganze gelehrte Welt mit seinen Ansichten und Ideen erschütterte, und der Wissenschaft eine neue Bahn vorzeichnete?

Fünf Jahre blieb Winckelmann in Seehausen; 1743 war er dorthin gekommen, 1748 verließ er es wieder. Im Juni dieses Jahres schrieb er, die Unmöglichkeit fühlend, länger diesen Druck zu ertragen, an den Minister Grafen Bünau in Nöthenitz bei Dresden, und bot sich ihm an. Dieser hatte nur die Stelle eines Unterbibliothekars bei seiner Bibliothek frei, und dieses Aemtchen nahm Winckelmann mit Dank an. Er zog nun in die Nähe von Dresden. Er kannte diese berühmte Kunststadt schon, er war als Student von Halle aus öfters in ihren Straßen gewandelt, jetzt aber sollte sie gleichsam seine zweite Heimath sein. Bevor aber noch das Geschick sich entschieden hatte, ihn dorthin zu versetzen, verlebte er vier, ganz besonders traurige Wochen in Seehausen. Ein geheimer Unmuth war über ihn gekommen, er verzweifelte an sich und seiner Lebensaufgabe, und gab sich den schwärzesten Gedanken hin. In diesen schlimmen Augen-

blicken war ihm ein Freund sehr dienlich, der sich ihm von Halle aus eng angeschlossen hatte und ihn jetzt nicht verließ. Es war dies Hieronymus Berendis, ein ebenfalls unbemittelter junger Mann, der in Halle die Rechtswissenschaft studirt und nun eine Anstellung als Auditeur bei dem Regiment schwarzer Husaren gefunden hatte, dessen Befehlshaber von Ruesch war. Es war dies keine glänzende Anstellung, jedoch war sie weit vorzuziehen dem ärmlichen Posten, dem sein Freund in Seehausen vorstand.

Auf ihren einsamen Spaziergängen, die sie zusammen machten, war ihre Aussicht für die nächste Existenz der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung. Hieronymus hatte alles Mögliche zu thun, seinen Freund Winckelmann von verzweifelten Entschlüssen abzuhalten. Als sie wiederum eines Abends diese Dinge verhandelten, wurde es spät, und die Dunkelheit überraschte sie in ziemlicher Entfernung von dem Orte, wo sie zu Hause waren. Sie nahmen Platz auf einer Bank, und Winckelmann verfiel in eine Art Geistesabwesenheit, die ihn vor sich hinstarren machte und die Worte des Freundes nicht beachten ließ. Was ist es, wenn ich auch hier verkomme, rief er plötzlich auffahrend, wenn man mich eines Morgens hier auf dieser Bank

todt findet? Ein unnützes und zweckloses Leben würde dann zu Ende sein, und die Welt ginge ihren Gang weiter, unbekümmert um die Existenz, die von ihm abgefallen wäre. O, es ist was Schreckliches, Berendis, um ein verfehltes Dasein! Ich zittere um die Verantwortung, der wir Alle einst entgegengehen. Wer wird da bestehen können, und wer es kann, mit welchen Worten läßt sich dessen Glück beschreiben! —

Du bist muthlos, Johann, rief Hieronymus, weil Dir Alles nicht gleich gelingt.

Gleich gelingt? rief der Conrector mit bitterm Lächeln. Ich bitte Dich, wähle die Worte besser! Wer wartete wohl so geduldig, und wartete immer wieder, wenn auch tausend Versuche, vorwärts zu kommen, fehl schlugen? Geht mir mit eurem plumpen Ungestüm, Jemandem Trost einzusprechen, gleichviel welchen.

Es geschah aus guter Absicht, antwortete Berendis mit einiger Empfindlichkeit.

Winckelmann warf sich ihm an den Hals; ich weiß es! rief er, ich weiß es. Du bist ein wahrer Freund, o, vergieb meinem Charakter, der aufbrausend ist und leicht zu verletzen. Ja, ich bin trotz meines Elends glücklich, denn mir gelang es Freunde zu finden, Freunde, wie die Welt

sie selten kennt. Aber sieh, Hieronymus, sieh meine Lage an. Was entdeckst Du? Sprich es aus: Verwirrung, Wankelmuth, Zweifelsinn. Ich komme als blutarmer Knabe in meiner Vaterstadt auf die Schule, ich verlasse diese Schule wieder, ohne mich für einen Beruf entschieden zu haben, ich gehe nach Berlin auf's Gymnasium, auch dieses gab ich wieder auf, unentschieden, ohne Lebensweg. Auf gleiche Weise bin ich später Hauslehrer, ich gehe nach Jena, ich fange Medicin an, ich ergreife mathematische Studien und lasse beide liegen, werde auf kurze Zeit wieder Lehrer, und beschließe diese resultatlose Laufbahn in Halle, wo ich nutzlos auf den Unterrichtsbänken der berühmten Universität sitze, während ich Dich fleißig und Deines Zieles bewußt eifrig streben sehe, Dir die dazu nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Was ist die Folge meiner Rathlosigkeit, meines Zweifels und Wankens? Diese Stelle hier in Seehausen, die der einfältigste Bauerschullehrer besser versehen würde als ich. Was hilft es mir, daß ich über Homer, über Sophokles und Aeschylus Vorlesungen halten könnte, daß ich über die Baukunst, über die Malerei der Alten ganze Hefte vollgeschrieben habe, daß ich seitenlange Auszüge aus Bayle mir zusammengetragen, daß ich den Boccaccio, den Petrarca

in der Urſprache leſe, daß ich ebenſo den Don Quixote verſtehe, daß ich den Froiſſort, den Fenelon, den Corneille, Lafontaine und den Calprenede ſtudire? Wer fragt danach? Wen, zum Henker, geht es an, daß hier in Seehauſen ein ſo alberner beſtaubter Narr ſitzt, der ſich mit Dingen behängt hat, die keinen Werth haben, und nach denen Niemand fragt? Hätte ich, meinem urſprünglichen Vorſatz getreu, die Wiſſenſchaft der Kanzel ſtudirt, ich als bibliſcher Klopffechter eingelernt, ich hätte jetzt eine Pfarre, und nicht dieſe ſchadhafte Weſte, nicht dieſer fadenſcheinige Rock bedeckte meine Glieder, die vom ewigen Nachtwachen erbärmlich und hinfällig geworden ſind. Wirſt Du mir glauben, wenn ich Dir ſage, daß ich ſeit geſtern nichts Warmes genoſſen habe? daß nur ein paar Schluck ſchales Bier, einige kalte Kartoffeln und eine Brodrinde mein ganzes Traktament geweſen ſind? Und, o Gott, Du weißt es, mit welcher Freude ich dieſe magere Koſt hinnehmen würde, wie ich Dir dankte, wenn ich nur ſähe, daß irgend Jemand auf mich Acht gäbe! mir die Hand reichte, um mich emporzuziehen! Aber nein, es ſoll nicht ſein! Tiefe Stille um mich her. Man läßt mich fühllos untergehn. Es rührt ſich in dieſem erbärmlichen Neſte kein Finger, um mir zu

helfen. Da müßte man denn verzweifeln, und der Tod ist das Einzige, was hier Hülfe und Rettung bringt.

Warte nur ab, rief Berendis mit einiger Theilnahme, es muß bald anders kommen.

Warte ab! Das ruft man mir immer zu. Ich warte ja.

Ich habe Aussicht Dich beim Regiment anzustellen.

Gott bewahre! rief der Conrector. Soll ich etwa Deinen rohen Soldaten das Einmaleins beibringen oder mit ihnen den Prügelstock probiren. Soll ich zu meinem allgemeinen Leid auch noch das Exerciren lernen? Das fehlte noch.

Es ist nicht das Exerciren, rief der Auditeur, es ist eine halbwissenschaftliche Beschäftigung, die ich Dir bestimmt habe. Unser Regimentschef richtet nach französischem Muster, — Du weißt, der junge König will jetzt Alles nach französischem Maßstabe, — eine Regimentskanzlei ein, die sich mit Streitsachen befaßt und im großartigen Style wirkt.

In der Weise Solon's und Lykurg's, rief Winckelmann.

Das gerade nicht, entgegnete lächelnd sein Freund.

Gieb Dir keine Mühe, es ist Alles umsonst, rief der unglückliche Conrector. Mich rettet man nicht, mich zieht man nicht mehr aus dem Schlamm! Ich bin bestimmt, darin unterzugehen.

Indem er dies sagte, sahen die Freunde einen hellen Stern am nächtlichen Himmel erscheinen. Es schien ein Meteor zu sein, er zog langsam die Himmelskuppel hinan, und hatte einen schönen Glanz.

Was ist das? rief Winckelmann.

Dein Glücksstern! entgegnete der Freund. Habe Muth, der Himmel selbst giebt Dir ein Zeichen, es wird besser werden.

Sie standen auf und gingen schweigend nach Hause. Auf der Thürschwelle vor Winckelmann's Wohnung stand der alte Diener, der seine Geschäfte besorgte, und hielt einen Brief empor. Herr Conrector, rief er, ein Schreiben! Es kam vor einer halben Stunde aus Dresden. Gesiegelt ist es mit einem hochadligen Wappen. Winckelmann nahm den Brief, öffnete ihn, und nachdem er ihn gelesen, rief er mit freudigen Gefühlen, Gott Lob, doch eine Hoffnung hat sich bewahrheitet. Lies, Hieronymus, ich bin Bibliothekar des Grafen Bünau.

Hast Du Dich darum beworben? fragte Berendis. Davon weiß ich ja gar nichts.

Gewohnt, daß alle meine Pläne scheitern, habe ich Dir diesen nicht mitgetheilt; allein vor acht Tagen schrieb ich an den Grafen, dies ist die Antwort, sagte der Gefragte. Nun lebe wohl, Seehausen! mich siehst Du so bald nicht wieder.

Aber der Gehalt ist sehr mäßig! rief Berendis; nicht mehr, als Du hier hast.

Schadet nichts! Ich lebe in der Nähe von Dresden. Ich habe die herrlichen Kunstschätze dieser Stadt! Das macht Alles gut. Ich lerne berühmte Künstler kennen: Oeser ist in meiner Nähe, Lippert und Hagedorn finde ich dort! O, Freund, freue Dich mit mir. Komm auf meine Stube, ich mache heute Abend Punsch, die letzten Groschen, die ich mir erspart habe, sollen heute davonfliegen. Dresden! Goldener Klang!

So taumelnd, von Freude berauscht, wankte der Glückliche in's Haus. Berendis folgte kopfschüttelnd. Dann wurde der versprochene Punsch bereitet, und noch lange blieben die Freunde beisammen, das künftige Leben in Dresden besprechend. Den folgenden Tag kam er um seinen Abschied ein, und den dritten Tag befand er sich schon auf der Wanderschaft.

Der Graf von Bünau war ein strenger, kalter, ernsthafter Mann, der Alles nach Formen und Gesetzen regelte; er empfing unsern Freund mit steifer Förmlichkeit, und wies ihm sein Zimmer an. Er bekam die Bibliothek zu sehen, mit deren Werken er sich beschäftigen sollte. Er hätte gern Alles anders gewünscht; den Grafen zutraulich und gesellig, die Umgebung mehr ansprechend; da es aber nicht sein konnte, schickte er sich in die Nothwendigkeit, und trat mit gutem Willen sein neues Geschäft an, bei dessen Beginn ihm der Graf einige Fingerzeige gab. Der Eigenthümer dieser Schätze war Wittwer; eine Haushälterin oder vielmehr eine Gesellschafterin, Mademoiselle Angelica von der Dienerschaft genannt, führte den Hausstand, sie war in den mittleren Jahren, und hatte ein nicht ganz unempfehlendes Aeußere. Sie begrüßte ebenfalls sehr förmlich den neuen Hausgenossen. Das Einzige, was sie über ihn äußerte, war die Bemerkung: Ich habe mir den Herrn Conrector als einen alten, würdigen Mann vorgestellt, und jetzt muß ich finden, daß er noch ein Springinsfeld ist. Der Springinsfeld war dreißig Jahre alt.

Es kam häufig Besuch aus dem nahen Dresden; unter diesem waren vornehme Leute, Hof-

beamte, Personen von der Umgebung des Königs, die dem Grafen die Aufwartung machten. Eines Tages erschien ein stattlicher Mann, in halb geistlicher Kleidung mit noch zwei Gefährten, die eben so einhergingen. Da der Graf zu ihrem Empfange nicht gleich bereit war, fielen sie Winckelmann anheim, der sich bemühte, sie zu unterhalten, ohne daß er wußte, wer sie waren. Er führte sie in die Bibliothek, und der stattliche Mann zeigte sich sehr vertraut mit den meisten Werken geschichtlichen Inhalts und fragte nach Sachen, die Winckelmann zum ersten Mal hier nennen hörte. Er sprach französisch, das damals die Hauptumgangssprache war, mit seinen Gefährten aber italienisch. Unser Bibliothekar verstand Alles, obgleich er merkte, daß man ihn für unwissend hielt, und sich ziemlich frei über ihn und die Bibliothek aussprach.

Als der große, imponirende Mann eben nach einem Buche gefragt hatte, das nicht in dem Bücherschatze sich befand, sagte sein Begleiter italienisch zu ihm: Monsignore trauen dieser Bibliothek und ihrem Custos zu große Dinge zu. Die erstere ist angelegt worden von einem Manne, der nur sammelte, um zu sammeln, der zweite ist ein unwissender Mensch, den man vom nächsten Dorfe hat kommen lassen. Diese Bemerkung verdiente

eine Zurechtweisung, Winckelmann sagte also ebenfalls im Italienischen, daß er nicht aus dem Dorfe gekommen sei, daß er sich vielfach mit den Wissenschaften beschäftigt, und daß er Universitäten besucht habe. Der Monsignore und sein Begleiter sahen ihn befremdet, und dann wieder sich untereinander an.

Mein Freund, hub der Erstere an, es scheint wir haben uns geirrt, und es ist an uns, um Entschuldigung zu bitten.

Er machte eine leichte Verbeugung gegen Winckelmann, die dieser mit einer tiefen Reverenz erwiderte. Sein Auge blieb fortwährend auf ihm haften, es schien, daß er sich seine Züge sorgfältig in's Gedächtniß prägte. Auch sein Gefährte fragte jetzt in ziemlich höflicher Weise nach seinem Namen.

Winckelmann nannte ihn.

Vielleicht ein Verwandter von dem Herrn Winkelried, der sich uns in der Schweiz vorstellte, fragte der geistliche Herr.

Nein, Monsignore, er heißt Winckelmann, er ist nicht aus der Schweiz, sondern aus der Altmark, bemerkte der Gesellschafter.

Ach so! Winckelmann — Winckelmann! Und

Sie treiben Studien, junger Mann, über welche Wissenschaft, wenn ich fragen darf? —

Alterthumskunde, war die Antwort.

Die treibt man nicht hier! rief der Geistliche, da müssen Sie nach Rom gehen. Eine einzige antike Statue sagt Ihnen dort mehr, als hier ganze Bibliotheken es thun können.

Winckelmann schwieg. Er hätte gern erwidern wollen, daß man im Besitz von Mitteln sein müsse, um einen solchen Rath zu befolgen. Der Graf kam jetzt hinzu, und das Gespräch wurde ein allgemeines. Immer aber konnte man bemerken, daß der Blick des vornehmen Besuches, wo es sich nur irgend thun ließ, auf dem jungen Bibliothekar ruhte. Im Laufe des Gesprächs ergab sich noch eine Gelegenheit, wo dieser die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich lenkte. Man besah ein Werk mit Kupferstichen, Michel Angelo's Compositionen kamen hier an die Reihe, und die Gesellschaft blieb stehen bei der Darstellung des berühmten Moses von diesem schöpferischen Bildhauer. Der geistliche Herr sagte: Es ist ein großartiges, überwältigendes Werk, diese Statue des Moses. Alles an ihr ist Schwung, Adel, Größe, Alles an ihr aus einem Guß hervorgegangen, und nichts ist unbedeutend, selbst nicht die scheinbar zufällige

Wendung, die der lange fließende Bart macht, der aufgefangen und zurückgehalten wird von einem hemmenden Gegenstande; denn nehmen wir diesen Schwung des Bartes fort, so verliert das kühne Antlitz sogleich etwas von seiner Bedeutung.

Gewiß! rief Winckelmann, und alle Schöpfungen dieses großen Künstlers haben dies eigenthümliche Merkmal, ich erkläre es mir nur aus einem Umstande, der bei seinen Arbeiten in Betracht kommt.

Und welches ist dieser Umstand? fragte der geistliche Herr mit großer Theilnahme.

Es ist Michel Angelo's Kenntniß der Antike, entgegnete der junge Gelehrte furchtlos. Diese Welt, die ihm bekannt war, und die er bewunderte, eher als alle seine mit ihm lebenden Zeitgenossen es thaten, die gab ihm die Größe und Bedeutung an die Hand, die wir an ihm hochschätzen.

Also Sie glauben, daß der Moses eigentlich eine Schöpfung nach der Antike sei, fragte der Gast.

Der Jupiter des Phidias schwebte dem Künstler vor, war die Antwort.

Den er aber nicht anschaute, rief der Geistliche, denn er existirte nicht mehr.

Der aber, rief Winckelmann, aus den Beschreibungen und aus den vorhandenen Jupiterköpfen so ziemlich deutlich ihm vorschweben mußte. Mit einem Wort, es war die große Schöpfungsperiode der Griechen, ihr ursprünglicher Geist, der die Schönheit und Großartigkeit in sich schließt, der in diesem berühmten Bildner seine Wiedergeburt feierte. Auch in seinen Bauwerken finden wir sie wieder dargestellt, nur fehlt ihnen oft, was die Griechen immer inne zu halten wußten, das Maaß. Er geht oft in seinen Dimensionen über das hinaus, was wir wahrhaft schön und erhaben nennen, und dann nähert er sich dem Fratzenhaften, einem Fehler, dem bekanntlich seine Nachahmer anheim fielen.

Sehr wahr! rief der Gast, wir mögen nur an einzelne Gestalten von ihm denken, die in gesuchten oder verdrehten Stellungen das Mögliche leisten: die vier Jahreszeiten zum Beispiel, die, so sehr sie bewundert werden, mir nie haben gefallen wollen.

Dennoch liegt in ihnen ebenfalls Größe, rief Winckelmann, wir müssen sie nur so sehen, wie sie gesehen werden wollen, nicht als moderne kleine Putzfiguren, wie wir sie auf unsern Tischen haben, voll Eleganz und Unwahrheit der Formen, sondern

als kräftige Spuren eines Geistes, der sich nicht Platz nahm, seine Ideen in's Große, Ungeheure auszuführen, wohin sie eigentlich strebten. Seine Sibyllen, vor Allem sein jüngstes Gericht, welche Größe, nur ist sie keine christliche. Wir müssen diesen Geist völlig frei geben. Er geht seinen eigenen Weg. Wer die Größe und die Erhabenheit versteht, wird sich immer zu ihm gezogen fühlen: das ist es, was er wollte.

Warum keine christliche? fragte der Begleiter des geistlichen Herrn. Hat das Christenthum keine massenhaft kräftigen Gestalten nöthig? —

Wohl, aber nur um sie niederzukämpfen! rief der junge Forscher. Wir haben keine Titanen, die es unternehmen, den Himmel zu stürmen, und wenn wir sie hätten, wir würden sie zu den Teufeln zählen. Unsere ersten Heiligen waren arme, schwache, durch Martern aller Art heruntergebrachte Menschen, die ihren Körper besiegt, und gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hatten, den Michel Angelo bezeichnet. Wer groß und stark auftritt, ist auch auf seine Stärke eitel, und verfällt als solcher schon der Sünde.

Der geistliche Herr lächelte und sein Gefährte rief mit einiger Lebhaftigkeit: Das möchte noch zu beweisen sein. Wir wissen von sehr vielen starken

und gottgefälligen Helden, ist Moses selbst nicht ein solcher?

Der aber das Mißfallen seines Gottes auf sich zog, meinte Winckelmann, und deßhalb das gelobte Land nicht zu sehen bekam. Und übrigens gehört er dem alten Testament an. Es würde schwer sein, in dem neuen einen so nach antikem Muster geformten Helden zu entdecken.

Der Gesellschafter wollte hierauf etwas erwidern, doch ein Wink des stattlichen Herrn verhinderte ihn daran. Beide wandten sich mit ihrem Gespräch wieder der Gesellschaft zu, die das Bibliothekzimmer verlassen hatte und einen Gang durch den Garten machte. Als sie wieder nach Dresden zurückkehrten, war der Bibliothekar der Gegenstand ihrer Unterredung. Haben Sie wohl bemerkt, Rauch, der junge Mensch hatte Kenntnisse, er gefiel mir; aus dem ließe sich etwas machen.

Der Pater Rauch schüttelte zweifelnd den Kopf. Ein Mann, der so frei über religiöse Dinge denkt? sagte er nach einer Weile.

Gerade deßhalb! tönte die Antwort, da ist Boden für unsere Kirche. Sie müssen sich an ihn machen, theurer Mitbruder, und das bald, ver-

stehen Sie mich? Ich kehre in Kurzem nach Rom zurück; welch einen angenehmen Empfang könnte es mir bereiten, wenn ich einen solchen Proselyten mitbrächte!

Sind denn Monsignore Willens, ihn nach Rom mitzunehmen? fragte der Pater.

Nicht ihn mitnehmen, ihn vorausschicken will ich, rief der Prälat. Man könnte ihm eine kleine Bedienung bei irgend einem Cardinal, oder noch besser, einen untergeordneten Posten an der päpstlichen Bibliothek versprechen. Das läßt sich Alles machen.

Wir haben mit dem Professor neulich so übles Spiel gehabt, bemerkte der Pater.

Sie meinen den Schönberg? fragte der Geistliche. Sprechen wir nicht von diesem Nichtswürdigen.

Welche Summen haben wir an ihm verschwendet, und zuletzt trat er doch wieder zurück zu seinem Ketzerthum. Diese deutschen Gelehrten sind eine eigenthümliche Klasse von Menschen. Sie wollen und wollen auch wieder nicht. Haben sie den Muth zu unsrer Kirche überzutreten, so fehlt ihnen derselbe, darin zu bleiben. Und dann, wie demüthigend ist ein so zurückgelaufener Ketzer?

Dieser wird uns nicht entlaufen! rief der Geist-

liche. Dieser nicht. Es bürgt mir etwas, was ich in seinem Gesicht gefunden habe. Er hat keine Religion, wenigstens nicht das, was wir so nennen. Er ist gänzlich frei von allem kirchlichen Zwange.

Und sollte ein solches Individuum ein ehrenvoller Erwerb für die Kirche sein? rief der Pater Rauch mit großer Schärfe und mit einiger Empfindlichkeit. Sind wir darauf gewiesen, Bekenner zu erlangen, wo wir sie nur finden können, und auf welche Weise wir nur immer in ihren Besitz gelangen?

Das ist Sache der Kirche, nicht die unsere, erwiderte der Monsignore. Wir treiben die Schaafe herbei, die Kirche hat die Mittel, sie festzuhalten. Aber wer wird sich mit so trüben Bildern plagen! Der junge Mann scheint keine dieser Befürchtungen zu rechtfertigen, er wird ein guter, gehorsamer Sohn der Kirche sein, wie er jetzt ein laxer, unbedeutender Anhänger seiner Ketzersekte ist. Mir sagt es der Geist, wir werden an ihm einen guten Handel machen. Und welche schöne Kenntnisse hat er! Wie werde ich mit ihm Ehre einlegen! Se. Heiligkeit der ehrwürdige Vater kennt und schätzt gerade diese Seite der Literatur, die dieser junge Mann cultivirt; ich besinne mich, daß ich ihn oft habe die Frage aufwerfen hören, ob denn keine der

Universitäten und gelehrten Schulen in oder außerhalb Italiens dieses Wissen lehre oder ihm Verbreitung verschaffe. Man konnte ihm darauf keine genügende Antwort geben.

Wie denn überhaupt darauf keine zu geben ist, sagte der Pater unwillig, oder man müßte denn annehmen, das Oberhaupt der Kirche ginge selbst darauf aus, die Pflegbefohlenen wieder zurück in die Finsterniß des Irrthums zu führen, indem es ihnen lehrte die alten heidnischen Gebräuche zu studiren und auszuüben.

Sie mißverstehen meine Worte, oder Sie sind absichtlich zu streng in Ihrer Lehre, liebster Rauch, sagte der Obere; es handelt sich ja hier nicht darum, irgend ein Dogma umzustoßen oder zu verändern, sondern die Rede ist nur von einem gefälligen Schmuck des Lebens, der auch Wissenschaft und Kenntnisse zuläßt.

Nach einer Pause nahm der Pater wieder das Wort und sagte: Was soll denn nun geschehen, Monsignore?

Sie gehen in diesen Tagen wieder zu dem Grafen und erkundigen sich nach dem Buche, das ich mir ausgesucht habe, erwiderte der Gefragte; dies ist nur Vorwand, eigentlich suchen Sie mit dem jungen Mann ein Gespräch über die bespro-

chenen Dinge anzuknüpfen und ihn aufzufordern, wenn er sich irgend gefügig zeigt, mich zu besuchen. Das Andere wird sich dann finden. Machen Sie ihm Versprechungen, Sie können ihm goldene Berge zusagen; arm wie er ist, wird er dann um so begieriger in die Angel beißen.

Der Monsignore, als er dies gesagt hatte, legte sich bequem in die Polster des Wagens zurück und richtete einen stolzen, zufriedenen Blick in die Umgegend, während sein Gefährte die Worte vor sich hinmurmelte: Versprechen und dann nachher das Versprechen nicht halten! Wie ist mir das zuwider! Doch ich werde die Sache auf meine Weise einleiten.

IX.

Während dieses Gespräch zwischen Sr. Eminenz dem Nuntius des Papstes an dem sächsischen Hofe, Monsignore Archinto, und dem Beichtvater des Königs, Pater Rauch, geführt wurde, beschäftigte sich der Mann, der der Gegenstand desselben war, einfach mit Aufstellen und Ordnen der Bücher, die durch die Gesellschaft in Unordnung gekommen war. Ihm kam es nicht von fern in den Sinn, welchen Eindruck er auf die Herren gemacht hatte, und welche Pläne sie seinetwegen schmiedeten. Nach Verlauf von einigen Tagen wurde er hierüber belehrt. Er saß auf seiner Stube, als man ihm zwei Herren aus Dresden meldete, die ihn zu sprechen wünschten; er trat hervor und fand den Pater Rauch und den Geistlichen, den er schon bereits vom Grafen Werner her kannte, und

der ihn jetzt zu begrüßen und zu seiner neuen Stelle Glück zu wünschen kam.

Nach einigen einleitenden Worten sagte Pater Rupert, so wollen wir den Geistlichen nennen: Nun, mein edler Herr und Freund, haben Sie nachgedacht über jene Worte, die ich Ihnen auf dem Gute unseres großmüthigen Freundes und Beschützers zuflüsterte?

Was waren das für Worte? fragte Winckelmann zerstreut.

Ei, ei, kann man so befangen sein und so etwas vergessen? rief der Pater. Ich rieth Ihnen an, zu der alleinseligmachenden Kirche überzutreten. Hier haben Sie nun dazu die beste Gelegenheit. Se. Ehrwürden, der Pater Beichtiger des Königs, hegt gleiche Wünsche mit mir und ist bereit, Ihnen bei Ihrem Uebertritt behülflich zu sein.

Während er so sprach, bemerkte der Gelehrte, daß die scharfen und klugen Augen des Beichtvaters fortwährend mit dem Ausdruck der Bekümmerniß und der Theilnahme auf ihn gerichtet waren. Es war in diesem Gesicht nichts, was an die Glätte und Charakterlosigkeit seines Gefährten mahnte; es lag ein würdiger, obgleich etwas beschränkter Ernst in ihnen. Verstehen Sie mich recht, hub er an, als Jener schwieg; wir wollen uns Ihnen

nicht aufdrängen; es war nur in Folge eines freundschaftlichen Gesprächs, das ich mit jenem Herrn hielt, daß wir auf diesen Gegenstand kamen.

Winckelmann war im höchsten Grade verwundert, zugleich fühlte er sich durch die Indiscretion des Paters Rupert beleidigt; er erwiderte also nach einigem Zögern: das muß ein Mißverständniß sein. Von einer Religionsveränderung habe ich meines Wissens nie gesprochen; wir haben in einer kleinen geistvollen Abendgesellschaft über viele Dinge verhandelt; es kann sein, daß dieser würdige Herr zufällige Aeußerungen von mir so gedeutet hat.

Die beiden Väter sahen sich bei diesen Worten an und der Beichtvater erwiderte schnell: Wenn dem so ist, lassen Sie uns davon schweigen. Ich komme her im Auftrage Sr. Eminenz des Nuntius Archinto, Sie zu bitten, das fragliche Buch, von dem die Rede gewesen ist, doch gefälligst hervorzusuchen. Es muß nach Angabe des Nuntius unter den Büchern sein, die über Kirchengeschichte handeln.

Wollen Sie mir gütigst folgen, wir wollen sogleich nochmals die Fächer durchsuchen. So sprechend, führte Winckelmann den Beichtvater mit sich fort; der andere Geistliche entfernte sich, weil

er mit dem Grafen etwas zu besprechen hatte. Als Beide allein in den abgeschlossenen Räumen der Bibliothek waren, entspann sich von Neuem ein Gespräch, das mit dem angefangenen einige Aehnlichkeit hatte. Auf die Frage Rauch's, ob er den Nuntius gekannt habe, erwiderte Winckelmann: nein, es hat mir Niemand den Namen gesagt, und doch sagte mir ein gewisses Gefühl, daß ich es mit einem angesehenen Manne der Kirche zu thun hatte. Man sieht so selten Gestalten wie diese! Es liegt so viel Hoheit, Grazie und Milde, ein solches Beherrschen der Menge, und doch wieder ein so gefügiges Unterordnen, wenn es auf den Vortheil der Kirche ankommt, in ihm, das dem unbefangenen Beobachter sogleich sagt, wen er vor sich habe.

Monsignore haben sich günstig über Sie ausgesprochen, sagte der Pater.

Ist's möglich? rief der junge Bibliothekar überrascht, und ich war mit Leidwesen überzeugt, daß ich sein Mißfallen erregt hätte durch einige zu freie Meinungen.

Das ist so wenig der Fall gewesen, daß er mir den Auftrag gegeben hat, Sie aufzufordern, ihn zu besuchen.

Zu große Ehre! rief Winckelmann.

Kommen Sie den Abend zu ihm, von sieben bis acht Uhr, wo Se. Hochwürden die täglichen Pflichten seines Amtes und seiner Stellung beendet, und seine Zeit frei hat zu Gesprächen mit Freunden.

Ich werde nicht ermangeln, mich einzufinden, sagte der Eingeladene mit einer tiefen Verbeugung. Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihre Güte, geehrter Herr.

Beide begannen jetzt das Buch zu suchen, und Winckelmann erstieg eine Leiter und öffnete ein Fach, das mit seltenen Ausgaben klassischer Werke besetzt war. Unter diesen fand sich das Gesuchte. Ich wußte wohl, daß es hier war, sagte er; der Graf hat die Raritäten alle zusammenstellen lassen. Darf ich vielleicht das gewünschte Buch selbst dem Herrn Nuntius überbringen?

Gewiß, sagte der Pater, und wenn Sie etwas jetzt unter der Feder haben, oder einen schon geschriebenen Aufsatz von nicht allzu ausgedehntem Umfange, so werde ich Sie bitten, ihn mitzunehmen und daselbst vorzulesen. Monsignore ist ein Kenner und Liebhaber von diesen Dingen. Winckelmann versprach dies.

Als er nach Verlauf einer Woche kam, wurde er vom Thürsteher abgewiesen, weil dieser be-

hauptete, die Eminenz nehme um diese Zeit keine Besuche an. In dem Moment kam aber ein Diener, der den ganz entgegengesetzten Befehl brachte. Ihm folgte der Gelehrte. Sie gingen durch mehrere prächtige und geschmückte Räume, bis sie an ein Kabinet kamen, dessen Thür vom Kammerdiener leise geöffnet wurde. Winckelmann wurde hineingeschoben, und er nahm einen Platz hinter einem Schirm an der Thür ein. In dem zierlich geschmückten halbrunden Gemach saßen drei Herren und eine Dame an einem Spieltische. Der Eintretende konnte im hellen Strahl der Kerzen die Gesichter der Spielenden gar wohl beobachten. Monsignore saß ihm zur Rechten, er zeigte eine Miene von Zerstreutheit und Ungeduld; ihm gegenüber hatte ein Herr Platz genommen, der sehr vornehm zu sein schien, er trug ein glänzendes Seidenkleid mit einem Stern an der Brust, feine Brüsseler Spitzen fielen an den Armen herab und schmückte die Busenkrausen. Zwischen diesen Herren saß eine junge Dame, die sehr schön, aber auch sehr launenhaft war, beständig Fehler im Spiel machte und die Geduld des Herrn mit dem Stern auf der Brust stark in Anspruch nahm. Ihr gegenüber hatte sich ein kleines Männchen hingesetzt, dessen Antlitz vom Gelehrten abgewendet

war, dessen ganze Erscheinung aber zeigte, daß er nicht sehr geachtet wurde von seinen Mitspielern.

Ah! da kommt unser junger Gelehrter, rief der Herr des Hauses, Winckelmann erkennend, ist es Ew. Excellenz gefällig, eine kleine Pause im Spiel zu machen?

Wir wollen es lieber ganz aufgeben, erwiderte der Gefragte. Die Signora hat heute ihren bösen Abend, sie macht Fehler über Fehler, es ist fast nicht möglich zu spielen.

Die Gescholtene lachte und warf sich in ihren Stuhl zurück. Es mag sein, rief sie, daß ich meinen bösen Tag habe, andere Leute haben den ihrigen. Volta, kommen Sie, ich habe Ihnen etwas aufzutragen. Der gegenübersitzende Herr gehorchte mit demüthiger Freundlichkeit und reichte das Ohr der Dame, die ihm etwas hineinzischelte. Unterdessen wurde der Spieltisch fortgetragen und statt dessen ein Tisch mit Erfrischungen und Konfitüren besetzt hingestellt. Der Nuntius stellte Winckelmann dem Minister Graf Brühl vor. Dieser unterhielt sich mit ihm, während dessen beschäftigte sich der geistliche Herr sehr angelegentlich mit der Dame. Er brachte selbst ein Kissen herbei, das er in den Stuhl drückte, und sie bat, sich

daran zu lehnen. Herr Volta, das war der Gemahl der Dame, lief hin und her, die vielen Besorgungen, die sie ihm aufgetragen, zu vollziehen.

Zum ersten Mal sah Winckelmann eine so vornehme Gesellschaft beisammen, es machte ihn etwas befangen, jedoch nicht so sehr, daß es seine ruhige, ernste Haltung ihm geraubt hätte. Zuerst fiel ihm der Umstand auf, einen geistlichen Herrn am Kartentisch zu sehen, später mußte er noch bemerken, daß dieser selbe geistliche Herr auch eine Geliebte hatte, um die er sich sehr bemühte; es war keine andere als die Gemahlin des Signore Volta, der mit zugegen war und eine Art Kammerdiener spielte. Das Gespräch ging mit Feinheit und leise vor sich, die Bewegungen waren, wenn auch nicht abgemessen, doch alle mit Rücksicht und mit großer Umsicht geordnet; desto mehr stach die tolle Launenhaftigkeit der Madame Volta gegen den Ton ab, den die kleine Gesellschaft angenommen hatte. Sie war des Eindrucks, den ihre Schönheit machte, so gewiß, eben so der Stellung, die sie hier einnahm, daß sie sich vor Niemandem genirte, sondern ihren Launen freien Spielraum ließ. So betrachtete sie jetzt durch ein Glas den Ankömmling und rief ihrem Verehrer halblaut zu: Das ist er? Nun, ich wünsche Ihnen Glück

zu diesem neuen Spielwerk; möchten Sie seiner nur nicht so schnell überdrüssig werden, als Ihrer übrigen Liebhabereien! — Angela! flüsterte der geistliche Herr, nehmen Sie sich in Acht, der Mann versteht Ihre Sprache. — Mag er doch! rief sie lachend, er müßte ein Narr sein, wenn er es übel nähme, daß man sein Urtheil über ihn hat. Er zeigt eine angenehme Bläſſe im Gesicht, auch gefallen mir seine Augen. Wie alt mag er sein?

Diese letzte Frage beantwortete der Nuntius mit Absicht nicht, weil sie ihn zu sehr daran erinnerte, wie alt er war.

Haben Sie uns etwas mitgebracht? fragte der Nuntius seinen Gast. Das ist schön! — Ich hoffe, Ew. Exzellenz werden nichts dagegen haben, daß wir ein Viertelstündchen Literatur treiben. Auf das beifällige Nicken des Ministers beschäftigte er sich damit, den Widerwillen der Dame Volta zu besiegen, die schon anfing hinter ihrem Fächer zu gähnen, als von Vorlesen die Rede war.

Ein Bischen Geduld, mein schöner Engel, flüsterte er ihr in's Ohr, ich werde ihn nicht lange lesen lassen. Der Minister liebt es, sich mit fremden Federn zu schmücken, er wird nächstens bei Hofe den Inhalt des Heftes als sein eigenes Wissen vortragen. Ich kenne das! Darum Geduld.

Die Blätter, aus denen Winckelmann vorlas, enthielten seine „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke," eine Schrift, die er ausgearbeitet hatte, um der Welt durch etwas Originelles und Seltenes bekannt zu werden. Sie wimmelte von neuen Ideen, von Anschauungen, wie sie bis jetzt nicht gewagt worden waren, von Bildern, wie sie so poetisch und so gehaltvoll von keinem neuern Autor gebraucht worden. Der Minister hörte mit Interesse zu, auch der Nuntius lenkte seine Aufmerksamkeit dem Vortrage hin, so viel es die beständige Wachsamkeit auf die Launen der Signora zuließen, die im Verfolge der Vorlesung ordentlich zu wüthen begann und, unzufrieden damit, daß sie ihren Zweck, das Lesen aufhören zu machen, nicht gleich erreichte, jede mögliche Quälerei und Chikane frei ließ. Zuletzt, als nichts fruchten wollte, warf sie einen kleinen Tisch um, der ihr zur Seite stand und mit Porzellangefäßen besetzt war. Volta sprang hinzu, und ohne ein Wort zu sprechen, wurde der Tisch aufgehoben und fern von ihr hingestellt. Eine Miene von Verdruß glitt über das Antlitz des Nuntius. Er sah ein, daß er die unartige Schöne nicht bändigen könne. Der Minister endigte die Vorlesung, indem er aufstand und Winckelmann mit

sich fortzog. Er sprach sich höchst günstig über das Gehörte aus und fragte, wann er die kleine Schrift wolle drucken lassen. Der junge Gelehrte war in Verlegenheit. Sollte er dem allmächtigen Manne gestehen, daß es ihm am Gelde fehle, den Druck zu bezahlen? Er schwieg daher und der Minister schien diese Pause zu verstehen; mit einer gefälligen Manier ergriff er das Wort und sagte: Erlaube Er mir, daß ich diese Schrift drucken lasse, Er soll nur die Oberaufsicht darüber führen, aber wem widmen wir sie? Eine neue Pause entstand. Winckelmann hatte schon an diesen Gegenstand gedacht; ihm schien es eine hohe Bevorzugung für sein Werk, wenn er es dem Beichtvater des Königs widmete, doch der Minister erstieg gleich die höchste Staffel: Dem Könige! rief er, und sah mit entschlossener und triumphirender Miene den jungen Mann an, und ich selbst werde es Sr. Majestät überreichen!

Eine allgemein staunende Freude war in dem kleinen Kreise bemerkbar, als man diese Worte vernahm. Der Nuntius, der schon anfing, Winckelmann als sein Geschöpf anzusehen, bezeigte sich besonders dankbar über diesen Entschluß des Ministers, und es wurde nun ausgemalt, welche Wirkung die Schrift haben müsse, wie diese neuen

Ideen, mit solchem Enthusiasmus vorgetragen, nothwendig eine Erschütterung in der Welt der Kunst erregen müssen, und daß, um diese hervorzurufen, es keines andern Mittels bedürfe, als des Namens des kunstbeflissenen Königs, der seine Hauptstadt mit den Schätzen einer kostbaren Gemäldesammlung schon bereichert habe.

Ich kenne eine Dame, die Generalin von Löwendahl, sagte der Minister, die auf meinen Wunsch sich ein Vergnügen daraus machen wird, die Schrift in's Italienische zu übersetzen.

Auch Bianconi würde sich mit dieser Arbeit beschäftigen, setzte der Nuntius hinzu. Ich habe überdies Mittel und Wege, sie nach Berlin zu schaffen, wo sie in den Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst eine beurtheilende Stelle fände.

Auf diese Weise überboten sich die beiden hochgestellten Männer in der bevorstehenden Bekanntmachung der Schrift, und brachten dadurch eine reizende Verwirrung in die Seele des noch vor wenigen Wochen gänzlich unbekannten und unbeachteten Verfassers. Er neigte sich nach Rechts und Links und mußte alle seine Selbstständigkeit zusammennehmen, um unter der Last dieser lobenden Anerkennung nicht zu unterliegen.

Während die ausgesuchtesten Delicatessen, so wie

ein kleines schwelgerisches Mahl aufgetragen wurden, ging der Nuntius noch mit unserm Freunde auf und ab in dem daran stoßenden Saale, zu dem man die Thür geöffnet hatte.

Wann reisen Sie, mein Freund? fragte er, denn es wird nöthig sein, daß Sie bald reisen. Als Winckelmann mit der Antwort zögerte, setzte der Fragende schnell hinzu: Es versteht sich, daß wir die Kosten Ihres Unterhaltes tragen, und es ist mir schon beigefallen, daß mir der Cardinal Albani vor einigen Wochen schrieb, es sei im Vatikan eine Bibliothekarstelle frei. Das wäre etwas für Sie. Nun wählen Sie, entschließen Sie sich.

Mit einer Reise nach Rom, und einem Aufenthalt daselbst auf ein Jahr wäre freilich der brennendste Wunsch meiner Seele ausgesprochen, sagte der junge Mann.

Auf ein Jahr? wiederholte der Nuntius, das ist jedenfalls eine zu kurze Zeit, wir wollen sogleich mehrere Jahre nehmen, wo möglich Sie ganz dort behalten! Lieben Sie Ihr Vaterland, junger Freund?

Es hat nichts für mich gethan! sagte Winckelmann, ich habe in Kummer und Elend mir nothdürftig die Existenzmittel selbst schaffen müssen.

Also! tönte die triumphirende Rede, ein solches undankbares Land sieht man mit Vergnügen mit dem Rücken an. Gehen Sie nach Rom. Mit Ihrer Kenntniß der Sprachen, mit Ihrem, ich darf es wohl ohne Schmeichelei sagen, wohlanständigen Aeußern, Ihrer Manier, sich zu betragen und zu bewegen, Alles Dinge, die bei einem deutschen Gelehrten, was sag' ich, bei einem Gelehrten, er sei wo er wolle, selten sind, verspreche ich Ihnen einen Erfolg, der ebenso günstig für Sie wie für die Wissenschaft sein soll, deren Dienste Sie sich weihen.

Monsignore sind zu gütig, rief der Gelehrte, dem aus diesem übertriebenen Lob schon eine Ahnung von dem aufzusteigen anfing, was nun folgen sollte. Wer zahlte mir denn das Reisegeld nach Italien, und wo fände ich dort meine Existenzmittel? Ich muß offen sprechen, Ew. Eminenz verzeihen mir dies. In meiner Lage ist das natürlich.

Das Reisegeld, rief der Nuntius, wird Ihnen hier ausgezahlt werden, und in Rom wird Ihnen nichts fehlen als Bibliothekar der Bibliothek des Vatikans.

Winckelmann schwieg.

Nur eine Bedingung muß vorausgeschickt werden.

Sie sind protestantisch, Sie müssen Katholik werden! sagte der Nuntius, das ist unumgänglich nöthig. Der sehr würdige Pater Rauch wird sich mit Ihnen über das Nöthige besprechen. Ich hoffe bald von dem günstigen Resultat Ihrer Sinnesänderung zu hören. Bis dahin sehen wir uns wohl noch? Sie finden mich regelmäßig des Abends zu Hause, außer, wo es meine Pflicht erheischt, Sr. Majestät die Aufwartung zu machen; davon wird Sie der Pater Rauch in Kenntniß setzen.

Hiermit war das Gespräch zu Ende. Die kleine Gesellschaft setzte sich zum Mahle. Winckelmann saß neben Volta. Die Unterhaltung wurde Französisch geführt, weil der Minister kein Italienisch sprach. Man schwatzte und plauderte über Vorfälle in der Stadt, und unser Freund fand Gelegenheit, die Feinheit und den Witz des Herrn vom Hause zu bewundern, mit der er die chronique scandaleuse des Hofes behandelte. Die schöne Signora war hier in ihrem Element, sie lachte und trug das Ihrige bei zu den Späßen. Alles dies waren für Winckelmann fremde, ungewohnte Dinge; er war meistens stumm, und als er sich empfahl, machte er den Weg im hellen Mondschein zurück. Freudige Bilder von Ruhm

und Glück umgaukelten ihn, er kam wie ein Träumender zu Hause an.

Aber die Bedingung, rief er sich zu, unter der mir diese Hesperidengärten erschlossen werden, wie ist es mit der? Der Religionswechsel? Wie da? —

Und es stand plötzlich die kleine Stube seines Vaters vor seinen Augen, wo an der schmutzigen Wand ein Bild von Luther hing. Er sah seinen Vater, das weiße Haupt desselben, den ernsten, kummervollen Blick, und dieser war ihm zugewendet. Nun, wer weiß, wie das Schicksal die Sache wendet, rief er, sich innerlich tröstend, vielleicht bleibt die Religion ganz aus dem Spiele. Mit diesen Worten warf er sich ermüdet auf's Lager und schlief ein.

X.

Am andern Morgen, als er mit kaltem Blute die Scene von gestern überblickte, erschien sie ihm verwerfungswerth. Der Nuntius kam ihm als einer der gewissenlosen römischen Großen vor, dem nichts daran lag, die Ruhe und den Frieden eines Menschen zu stören, der nur seine eigenen Triumphe vor Augen hatte. Der Religionswechsel war ihm jedenfalls ein mit Abscheu zurückzuweisender Vorschlag, nur das Anerbieten des Ministers schien ihm annehmbar, und er dachte mit Vergnügen demselben länger nach. Er ging sogleich daran, den Aufsatz nochmals zu überlesen, ihn zu feilen und ihm die möglichste Vollendung im Ausdruck, wie in den einzelnen Wendungen des Styls zu verleihen. Jetzt, da zwei Kenner, denn für solche hielt er jene beiden vorneh-

men Männer, ihn gelobt, fand er selbst, daß er vortreffliche Gedanken entwickelt, und er versprach sich für die Zukunft, wo er Größeres und Vollendeteres schaffen wollte, die schönsten Erfolge. Immer aber war der Aufenthalt in Rom für ihn eine Hauptbedingung des Weitervorschreitens. Er sann hin und her, wie er ohne Beihülfe des Nuntius, ohne Einmischung des Pater Rauch diesen Zweck erreichen könne. Es kam ihm der Graf Bünau in den Sinn, derselbe war immer gütig gegen ihn gewesen, wie wäre es, wenn er ihn jetzt um Hülfe anspräche? Wenn er von ihm das Reisegeld erhielte? aber alsdann war immer der Aufenthalt in Rom zu bedenken. Die Früchte, welche die Schriftstellerei ihm bringen sollte, konnten so schnell und nicht in dem Maaße reifen, daß sie die Kosten des Unterhalts deckten, wenn diese auch noch so sparsam veranschlagt wurden. Er gab also diesen Plan auf und schlug sich den Grafen und dessen Hülfe aus dem Sinn. Wieder kam er auf den Nuntius zurück, und es fiel ihm ein, daß er diesen täuschen könnte, daß er sich von ihm das Geld zahlen, nachher aber mit dem Religionswechsel zurückbleiben, oder diesen auf eine unbestimmte Zukunft verschieben könne. Dies schien ihm annehmbar. Bei seiner alten, schon oft geüb-

ten Luft, durch Nebenwege zum Ziele zu gelangen, kam ihm dieses Mittel nichts weniger als verdammungswerth vor. Wurde es doch gegen eine Parthei geübt, die ihm feindlich gegenüber stand, und die sich seiner auf dem Wege des siegreichen Kampfes zu bemächtigen strebte. Es stand ihm nur die Klugheit und die List seines Feindes im Wege. Der Nuntius schien durchaus kein Solcher, der mit sich spaßen ließ, und der Pater Rauch ging mit seiner Vorsicht ebenfalls sicher. Es war nichts Anderes zu thun, man mußte in den sauren Apfel beißen, scheinbar die Formen und Gebräuche der fremden Kirche annehmen und das Uebrige dann gehen lassen, wie es eben gehen wollte. Bei diesem Punkte der Betrachtung angelangt, konnte es der junge Gelehrte sich nicht versagen, über das nachzudenken, was er bis jetzt seinen Glauben genannt; er fand, daß dieser auf sehr schwachen Füßen stand. Er hatte bisher so gut wie gar nicht über die Bedeutung und den Inhalt der Kirche, zu der er sich bekannte, nachgedacht, und als er es jetzt thun wollte, schob sich so viel Heidenthum dazwischen, daß er die Gestalten, die als kirchliche für ihn Bedeutung haben sollten, mit denen vermischte, die ihm bis jetzt als die einzigen wichtigen und für seine ganze Existenz bedeutungsvollen der an-

tiken Welt galten. Er mußte sich klar machen, was Luther gelehrt, was die Begebenheiten waren, die vor fast dreihundert Jahren die Spaltung der Kirche hervorgebracht, und da entdeckte er allerdings ein segensvolles Wirken, einen entschieden abgesonderten Weg, den die neue Lehre ging, und die durch das ernste Bekenntniß so manches frommen Gläubigen für die Folgezeit festgesetzt worden war. Auch für ihn war dieses Bekenntniß abgelegt worden, und er fühlte eine Art schwacher Rührung, wenn er daran dachte, wie und unter welchen Kämpfen es ausgesprochen worden war, und wie es für ihn bindend sei. Nein! rief er, es mag kommen, wie es will, ich bleibe bei meiner guten alten lutherischen Ansicht, es ist zu wichtig für den Mann, der sich für's Leben ausbildet, daß er einen bestimmten Glauben habe, gerade in einer Zeit, wie die ist, in der wir leben, wo eine allgemeine Gleichgültigkeit unter den Großen und Gelehrten in diesem Punkte eingerissen ist. Ich werde nicht mehr zu dem Monsignore Archinto gehen, mag er dann glauben von mir, was er will; auch den Pater Rauch und den andern schwatzhaften und indiscreten Geistlichen werde ich nicht mehr wiedersehen. Ich will mich ganz in meine Arbeiten vertiefen, und nur dem Minister

Brühl meine Aufwartung machen, denn das wird nöthig sein, weil ich doch mit der einen Pièce zum Druck schreiten und sie alsdann dem Könige überreichen werde. Himmel, welch ein Geschrei wird es geben! Ein unbekannter, gleichsam vom Dorfe eingewanderter Mann übergiebt dem König eine Schrift! Er hat den allmächtigen Minister zum Fürsprecher! Ha! Welch ein Tumult! Welch ein Fragen, welch ein Forschen! Wer ist der Mann? heißt es. Niemand kennt ihn, und er wagt es, über die alten Meisterwerke zu sprechen? Bringt er etwas Neues? Ja, und zwar sehr viel Neues. Wunder über Wunder! Und ich werde unter diesen Leuten herumwandeln und mich beschauen und bekritteln lassen.

Mit diesen Vorsätzen und Gedanken schloß sich Winckelmann ein, und blieb wirklich seinem Entschluß treu, den Nuntius nicht wieder zu sehen. Wenn Leute kamen und nach ihm fragten, ließ er sich krank melden. Aber seinen Dienst in der Bibliothek versah er gewissenhaft.

Als er sich eines Tages eben anschickte, seinen gewohnten Spaziergang anzutreten, fand er Mademoiselle Angelica auf der Haupttreppe. Sie grüßte ihn besonders feierlich und fragte in einem

scharfen Tone: Monsieur gehen wohl zu dem Herrn Nuntius?

Nein, Mademoiselle, zu dem gehe ich nicht. Unsere Bekanntschaft ist abgebrochen.

Gott sei gelobt, wenn dem wirklich so ist! rief sie; der Mann ist ein gefährlicher Feind für Alle, die ihren Glauben warm im Busen tragen. Sie wandte sich mit diesen Worten schnell ab, und machte es dem jungen Manne unmöglich, etwas darauf zu antworten. Wie man doch beobachtet wird! rief er bei sich, der Forteilenden nachsehend. Wer hätte wohl gedacht, daß ich und mein Glaube irgend ein Gegenstand des Interesses wäre für diese Dame? Und doch ist dem so. —

Als er die Landstraße betrat, die zu einem nahen Dorfe führte, wo er gewöhnlich in der Einsamkeit mit seinem mitgenommenen Buche sich in dem Garten des kleinen Wirthshauses niederließ, sah er vor sich zwei Männer wandeln, die im eifrigen Gespräch begriffen waren. Ihrer Kleidung nach waren es reiche Bauern; der eine hatte sogar etwas an seinem Anzuge, was an den Städter erinnerte. Winckelmann beeilte sich zu hören, was sie sprächen. Es war über religiöse Dinge. Der ältere sprach belehrend und fast predigend von den Gnadenmitteln der Kirche und auf welche

Weise sie ausgetheilt würden in den verschiedenen Sekten und Partheiungen der protestantischen Lehre. Der jüngere hörte mit Aufmerksamkeit zu, und tadelte nur die Weise, wie es an einem bestimmten Orte geschähe, den er auch nannte, der aber weiter keine Bedeutung für den Zuhörer hatte. Bis jetzt hatte dieser nur das Gespräch gehört, und sich darüber gewundert, daß einfache Bauern sich in einen solchen theologischen Diskurs verwickelten; jetzt richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Gestalten der Sprechenden, und da bemerkte er, daß er etwas Außerordentliches vor sich sah. Schon die Größe konnte auffallend sein, aber neben dieser Größe herrschte die trefflichste Regelmäßigkeit, die vollendetste Schönheit bei Beiden vor. Der ältere konnte mit seinem Bart und seinem ernsten Aeußern für einen Mars oder Neptun gelten, der jüngere aber stellte in seinen schönen jugendlichen Formen, in der Eleganz seiner Bewegungen und in der Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge einen Endymion, einen jungen Bacchus vor. Kaum hatte unser gelehrter Freund diese Entdeckung gemacht, als er auch rasch seine Vorgänger einholte und sich bald an ihrer Seite befand. Mit einem Blick der Bewunderung sah er seinen Nebenmann, den jungen Antinous oder Bacchus an; dieser merkte jedoch

davon nichts. Nach einem einfachen Gruße, bei welcher Gelegenheit er kaum die kleine, mit Pelz besetzte Mütze lüftete, nahm er wieder die Gegenstände des Gespräches vor, und Beide hatten nicht übel Lust, sich wieder in dasselbe zu versenken; aber Winckelmann, dem zu viel daran lag, diese Prachtexemplare der menschlichen Gattung nicht aus den Augen zu verlieren, mischte sich in ihre Debatte und unterbrach sie mit der Frage:

Wovon sprecht Ihr, lieben Leute?

Der Jüngere sah den Aelteren an, als sollte der antworten, und dieser sagte nach einer Pause: Von der neuen Lehre, die ein Graf Zinzendorf predigt. Wir kommen eben von dort her. Eine Muhme meines Vaters, die zu der neuen Lehre übergegangen ist, besuchten wir.

So, aber Ihr seid nicht aus Sachsen?

Nein, aus der Gegend von Königsberg, erwiderte der Jüngere.

So sind wir ja Landsleute! rief Winckelmann begeistert, und drückte dem jungen Mann lebhaft die Hand; ich bin aus der Altmark.

Beide sahen ihn aufmerksam an; sagten aber nichts, und die Drei gingen, ohne ein Wort zu reden, anfangs weiter. Winckelmann nahm wieder das Gespräch auf. Wie ich hörte, hub er an,

so sprachet Ihr über geistliche Dinge? Von welcher Confession seid Ihr?

Wir sind Alt-Lutheraner.

Gott, so schön! und Lutheraner! murmelte Winckelmann für sich. Ihr solltet Euch zu der heitern Religion der Griechen bekennen! Mir ist, als hätte ich Euch schon gesehen, fuhr er zum Jüngern fort, in den Isthmischen Spielen, oder als Wagenlenker in der Rennbahn?

Der junge Bauer sah den Gelehrten bei diesen Worten verwundert an, der ältere aber sagte ernsthaft: Arlo, der vornehme Mann treibt seinen Spaß mit Dir. Antworte ihm nicht.

Vornehm? rief Winckelmann, ich vornehm? Ich bin ebenfalls ein Bauer.

So solltet Ihr wissen, fuhr der ältere fort, daß man nicht mit solchen heidnischen Dingen dem einfachen Verstand von uns Dörflern kommen muß.

Vergebt, lieber Freund! rief der Zurechtgewiesene. Ich beabsichtigte nicht Euch zu beleidigen. Sprecht, so kommt Ihr also jetzt aus Sachsen?

Und gehen wieder nach Hause, fuhr der Aeltere fort. Wir wollen den Männern berichten, was wir gehört, denn über diese Dinge wird viel gesprochen bei uns.

Freilich! Euer Vater wird neugierig sein, das Ergebniß Eurer Wanderschaft zu erfahren. —

Vater? war die Antwort, wir haben keinen Vater, auch keine Mutter; wir sind zwei Waisen, ich vertrete die Stelle des Vaters bei meinem Bruder.

Der Jüngere sah hierbei Winckelmann an, als wollte er die Worte des Bruders bekräftigen.

Schon früh sind wir verwaist, fuhr der Aeltere fort; es ist aber uns das freundliche Geschick geworden, daß wir in der strengen Lehre aufgewachsen sind und zu ihr auch stets gehalten haben. Es ist eine kleine Anzahl bei uns von dieser Art: man nennt sie die Strenggläubigen und achtet sie, oder spottet über sie, wie es gerade kommt und der Sinn der Menschen es mit sich bringt.

Während der ältere Bruder sprach, betrachtete Winckelmann den jüngern und fand immer mehr Dinge an ihm, die ihn in Erstaunen setzten. Zuerst das von leichten braunen Locken umgebene Haupt, es saß so stolz, so sicher auf dem Nacken, als gehörte es einem jungen Gotte, dessen schöne, regelmäßige Züge es auch trug. Die Augen waren nicht groß, aber sie waren vortrefflich gesetzt und hatten einen schönen Schnitt, die Stirn und die Nase waren die des jungen Antinous in der bekannten Büste,

der Mund hatte eine fremdartige Lieblichkeit durch die Fülle der schönsten rothen Lippen und das helle Weiß der Zähne; er war etwas zu voll für das Maaß der Antike. Der Hals war gerundet und hatte, beim Ansatz des Haares, eine schöne Weiße und Fülle. Die kräftigen Schultern und die gewölbte Brust drängten nach oben, und gaben der ganzen Gestalt Würde und Festigkeit. Die enge Jacke ließ den Obertheil des Wuchses beurtheilen, und die vollen, nicht dürftigen oder gedrückten Hüften sehen, die im schönen Gange wiegend den Körper trugen. Die Schenkel waren stark und kräftig, doch nicht von der Art, wie sie gewöhnlich die Beine eines gut gewachsenen Bauerbengels zieren, sondern elegant, in reicher, schöner Rundung, und schlossen mit einem Fuße, der, in einen engen Stiefel geschnürt, einem jungen Manne in der vornehmen Welt Ehre gemacht haben würde. Dabei war über die schöne Gestalt ein vollkommenes Maaß schuldloser Unbefangenheit ausgegossen, das nicht die leiseste Kenntniß von seiner Schönheit aufkommen und nicht die mindeste Ziererei Platz nehmen ließ. Er ging einfach und natürlich einher, immer bereit, Belehrung und Zurechtweisung zu empfangen. Sein Alter mochte ungefähr zwischen siebenzehn und achtzehn Jahren sein.

Unterdessen war man in's Gasthaus des Dorfes gelangt; die drei Wanderer gingen hinein und nahmen auf einer der Bänke Platz. Der Eintritt der beiden Dioskuren erregte Aufmerksamkeit, selbst die stumpfsinnigen Bauern empfanden die Macht der Schönheit. Winckelmann nahm neben den beiden Brüdern Platz und wollte einige Erfrischungen auftragen lassen, doch der Aeltere dankte dafür, indem er mit einigem Stolz bemerkte, daß er selbst im Stande wäre, seine und seines Bruders Bedürfnisse auf der Reise zu berichtigen. Er ließ einige Butterschnitte und ein halbes Maaß Wein bringen; davon tranken beide Brüder. Als es sehr bald geleert war, wollte unser Freund wieder dazwischentreten und neuen Trank kommen lassen. Wozu das, lieber Herr? sagte Stephan, der ältere Bruder, ich trinke nicht mehr, und der da, er wies auf seinen Bruder, darf nicht mehr trinken. Es ist so abgemacht zwischen uns. Das Uebermaaß ist schädlich, und in jungen Tagen ganz besonders, denn es kann aus dem Weintrinken eine üble Gewohnheit werden.

Aber Euer Bruder, fuhr Winckelmann fort, hat nur die Neige des Trankes bekommen, es ist nicht mehr wie billig, daß er noch welchen erhalte.

Der Gefragte schüttelte blos mit dem Kopfe.

Während dessen hatte sich die Wirthin der Schenke hinzugesellt, sich an den Tisch gesetzt und unterstützte Winckelmann's Bitten. Ist der junge Mann vielleicht ein Mädchen, sagte sie, daß Ihr ihn hindert, Wein zu trinken? Sie lachte bei diesem Spaß hell auf, und die übrigen Gäste, die ihn angehört, stimmten in dieses Gelächter mit ein, das dem Jünglinge das Blut in die Wangen trieb.

Ja, fuhr die Wirthin fort, der Fall ist schon vorgekommen. Vor einem Jahr ungefähr reiste hier ein Fremder durch, es war ein vornehmer Mann, der hatte zwei Kammerdiener und einen Pagen, wie sie das Menschenkind nannten, bei sich. Der Page war hübsch und befangen; er ließ zufällig ein Glas fallen. Darüber ärgerlich, rief der Mann unwillkürlich: Aber, Constanze, wie kann man so ungeschickt sein! Da war das Geheimniß heraus. Die Bauern umstanden neugierig den Pagen und der Reisende machte, daß er fortkam.

Winckelmann ärgerte sich über die Geschichte. Der junge Bauer hatte so gar Nichts von einem Mädchen, daß er nicht begriff, wie man auf diesen Einfall kommen könne. Offenbar war es auch nur gewesen, um die Anekdote anzubringen, und sich dabei an der Verlegenheit des Jünglings

zu ergötzen. Um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, fragte er den Aeltern, wie sie mit ihrem Besuche in Sachsen zufrieden wären.

Nicht besonders, war die Antwort. Die Muhme hatte gewünscht, daß wir Beide zu der neuen Sekte übertreten sollten, und in dem Falle wollte sie Einem von uns ihre Erbschaft, die nicht unbedeutend war, zuschreiben lassen.

Nun, und das bewog Euch nicht zum Uebertritt? fragte Winckelmann.

Nein! rief Stephan, denn es steht geschrieben: Deß Acker ist verflucht, der des Geldes wegen seiner Väter Glauben ändert. Wenn wir gleich Nichts übrig haben und Beide dienen müssen, um unser Brod zu erwerben, so soll doch eine solche Schlechtigkeit fern von uns bleiben.

Eine Schlechtigkeit? wiederholte der Gelehrte aufgebracht. Ihr nennt eine unbedeutende kleine Aenderung in Euerm Glauben eine Schlechtigkeit? Die Frau ist ja dasselbe, was Ihr seid, von derselben Sekte, nur daß sie ein paar geringfügige Redensarten oder Gebräuche durch den Grafen angenommen hat.

Es ist doch nicht unser Glaube! rief Stephan.

Ist Euer Bruder auch derselben Ansicht?

Er denkt so wie ich, rief der Gefragte. Wir

haben Beide die Erbschaft ausgeschlagen und sind deshalb nicht im besten Einverständniß mit dem alten Weibe geschieden.

Thorheit!

Es mag sein! Weltlich angesehen, mag es so erscheinen, erwiderte Stephan ruhig.

Womit beschäftigt sich denn Euer Bruder jetzt? fragte Winckelmann.

Er hilft mir bei meiner Wirthschaft, und dann trägt er kleines Geräth herum, das er in Holz schnitzt, worin er einige Fertigkeit hat. Jetzt kommt die Zeit der Rekrutenaushebung, da wird er fortmüssen, denn einmal haben sie ihn schon übergangen.

Seid Ihr nicht bang für ihn, unter dem Militair?

Wer Gott im Herzen hat, dem kann kein Teufel etwas anhaben.

Hiermit war das Gespräch beendet; beide Brüder nahmen Abschied. Arlo trat auf Winckelmann zu, drückte ihm die Hand und übergab ihm einen kleinen, aus Holz geschnitzten Löffel, den er zum Andenken zu behalten bat. Gerührt steckte der Beschenkte es ein; er hatte ihm Nichts dagegen zu geben. Er zog zögernd ein kleines Taschenmesser, das er immer bei sich führte, hervor und bot es dem Jünglinge, der es freudig empfing, aber vor-

her einen fragenden Blick auf den Bruder warf. Dieser besah das Messer und gab es seinem Eigenthümer zurück mit der Bemerkung: Mein Herr, das Messerchen könnt Ihr selbst noch brauchen, es ist zu kostbar für ihn. Auf den lebhaften Widerspruch Winckelmann's entschloß sich Arlo endlich, es zu nehmen und gab dem Geber einen dankbaren Kuß. Sie schieden als gute Freunde, nachdem der Gelehrte vorher seinen Namen gesagt und angegeben, wo er wohne. Von der Wirthin wurde auch Abschied genommen, doch gab ihr Arlo keinen Kuß, was Winckelmann freute.

Als er wieder nach Hause ging, dachte er über dieses Zusammentreffen nach. So ist es mir endlich gelungen, einen vollkommen schönen jungen Menschen zu sehen! rief er freudig, und wo sollte ich ihn treffen? Unter den Bauern, wo ich ihn am wenigsten gesucht hätte. Ich bin mit hübschen Jünglingen auf der Schule, auf der Universität zusammen gewesen, aber keiner glich diesem. Es war nicht die Frische, die Unberührtheit, die fast göttliche Unschuld in ihnen, wie ich es hier fand, und zwar bei fast untadelhafter Form. So ist es doch wahr, daß die Erde noch das Schöne birgt, nur will es aufgesucht sein! Es wird jetzt als eine Seltenheit von der alten Mutter Erde

erzeugt, da es früher Gemeingut war. Welch' einen himmlischen Eindruck hat dieses Zusammentreffen auf mich gemacht, auf meinen armen, nach dem Zauber der Schönheit brennend durstenden Sinn. O, könnte ich dich wiedersehen, treuer, edelherziger Junge! Aber das wird wohl nicht der Fall sein, ich wüßte wenigstens nicht, wie. Er dachte jetzt mit einem gewissen innern Vorwurf an den religiösen Glauben der beiden Brüder. Sie schlagen, rief er bei sich, eine bedeutende Erbschaft aus, blos eines kleinlichen Skrupels wegen, und ich, was thue ich? Ich werfe meinen ganzen Glauben fort, geh' in das Papstthum über, was bei uns so viel heißt, als: ich ergebe mich dem Teufel, nur allein des irdischen Vortheils wegen, um ein Reisegeld zu erhalten und ein paar Jahre in Rom zu leben. Welche Warnung ist dieses Zusammentreffen für mich! Aber mußte sie auf diese Weise kommen? Mußte der schönste griechische Jüngling sie mir geben? Mußte Ganymed kommen und mich in den Schooß des Lutherthums zurückführen? Mich dünkt, es obwaltet hier ein Widerspruch.

In tiefe Träumereien versenkt langte er in seiner Behausung an.

XI.

Nach einigen Tagen ließ ihn der Graf rufen; er fand ihn in der Bibliothek, ihm zur Seite stand Archinto. Als er hereintrat, rief der Nuntius: Ist es wahr, daß Sie unwohl gewesen sind diese Tage über? Der Graf will nichts davon wissen, dennoch bringt mir der Pater Rauch diese Nachricht, den ich mehrmals zu Ihnen schickte, und der nie angenommen wurde.

Monsignore werden entschuldigen; ich war allerdings nicht ganz wohl und hatte mich zurückgezogen, um an einer Schrift zu arbeiten, sagte Winckelmann.

Ach, also Fleiß war der Grund Ihres Nichterscheinens, rief der Nuntius, dann will ich Ihre Entschuldigungen gelten lassen. Doch wie, sehen wir uns denn wirklich gar nicht mehr?

Ich hatte die Absicht, in diesen Tagen Monsignore aufzuwarten.

Kommen Sie, rief Archinto. Wir haben noch Manches miteinander zu sprechen. Ich zähle darauf, daß ich Sie bald bei mir sehe. Der Graf wird wohl seine gütige Zustimmung geben.

Der Graf verbeugte sich tief.

Als Winckelmann zum Nuntius kam, rief dieser ihm entgegen: ich habe schon Ihretwegen an den Cardinal Passionei geschrieben, und erwarte täglich die Antwort. Es hat keine Schwierigkeit wegen der Bibliothekstelle. Ich wußte es wohl. Wir werden uns in Rom wiedersehen, denn auch ich reise sofort, wenn meine Geschäfte hier beendet sind. Sehen Sie, junger Mann, wie rasch und glücklich sich alle Ihre Angelegenheiten machen! Ist das nicht ein Zeichen des Himmels? Muß man nicht dankend die Hand irgend einer Heiligen oder eines Heiligen anerkennen?

Winckelmann schwieg.

Sie sind beim Minister gewesen, fuhr der Sprecher fort, so sagt er mir. Ihre Schrift befindet sich schon unter der Presse, bald wird sie in den Händen des Königs sein, und von dort in aller Welt Hände. Das gebe der Himmel! Haben Sie die Gräfin Löwendahl besucht? Sie ist eine Dame

von Einfluß. Nicht? Ei, mein junger Freund, Sie sind entweder übertrieben schüchtern, oder Sie sind in Ihrer eigenen Angelegenheit unverantwortlich nachlässig. Warum haben Sie den Gang unterlassen? Hier in Sachsen gelten die Frauen Alles! Was sag' ich, in Sachsen, in der ganzen Welt! Und warum sollte es nicht so sein? Das schöne Geschlecht hat unleugbar sehr viel Muth und Feinheit etwas durchzusetzen; es trifft immer bei uns Männern die richtige Stelle, die gereizt werden muß, wenn wir uns in Schlachtordnung stellen sollen, um anzugreifen.

Ich habe bis jetzt die Weiber nicht in Anspruch genommen! rief Winckelmann.

Und warum haben Sie es nicht gethan? fragte der Nuntius rasch. Sie haben sich eines sehr wirksamen Bundesgenossen durch diese Schüchternheit, denn etwas Anderes wird es bei Ihnen nicht sein, beraubt.

Es ist etwas Anderes! sagte der Gelehrte sehr fest. Ich achte es für schimpflich, wie ich es hier überall thun sehe, das große und ernste Werk eines Mannes unter eine Weiberschürze zu stecken, um es gefahrlos durch die Menge zu bringen. Die Griechen handelten anders.

Ja, die Griechen! rief der Nuntius lächelnd,

aber wir sind keine Griechen. Was kümmern uns die Griechen?

Dann ist mein ganzer Lebenszweck auch verfehlt, rief Winckelmann, denn ich gehe darauf aus, die Heldengrundsätze eines großen Volkes in eine kleine, zerstückelte, arme Zeit hineinzutragen, indem ich ihr Leben, ihr Wirken und ihre Kunst im Einklange mit ihrer losgebundenen freien Religion erkläre.

Still, still! junger Freund, das ist Alles ganz gut; wir sprechen jetzt von etwas Anderm, wir sprechen von den Weibern. Doch lassen Sie uns wieder auf unser eigentliches Thema kommen, wenn kann ich denn hoffen Sie übertreten zu sehen?

Winckelmann schwieg von Neuem.

Machen Sie es rasch, rief der Nuntius lebhaft. Was soll das lange Zaudern? Wir haben bald die Woche, welche die Jesuiten zu ihren heiligen Arbeiten benutzen, wo sie nicht sichtbar sind, darum müssen wir heran. Der Platz in der Kirche ist zu dergleichen Prozeduren, wie wir es beabsichtigen, frei. Bianconi, der Arzt des Churprinzen, hat mir gesagt, daß er mit seinem Herrn schon gesprochen und ihn auf das Kommende neugie-

rig gemacht. Also vorwärts, mein junger Freund! Vorwärts!

Man wird mir doch erlauben, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, sagte der Gemahnte mit einem Anstrich von Gereiztheit und Empfindlichkeit, die immer einer so bedeutenden Sinnesänderung vorangehen. Uebrigens sollte es mir leid thun, wenn das Ganze wie ein Schauspiel behandelt würde, was ich am liebsten unter vier Augen abmachte.

Wir wollen auch den Actus, begann der Kirchenfürst wieder, um Sie zu schonen, so geheim als möglich machen, allein Sie werden fühlen, daß die königliche Familie, die davon schon weiß und an Ihrem Schicksal Antheil nimmt, unmöglich von unsrer Handlung ausgeschlossen werden kann. Das geht nicht, und es wäre auch für Sie nicht passend, wenn es ginge, denn es sind Ihre mächtigen Freunde, die Sie künftig auf Ihrer Laufbahn nöthig haben werden. Darum ohne Zeitverlust und ohne Bedenklichkeiten vorwärts! Ich erwarte in einem Zeitraum von vierzehn Tagen Ihre Entscheidung!

So gedrängt, wußte Winckelmann nicht, wohin er sich wenden sollte, um Trost zu finden. Er dachte an die erste Nachricht von seiner Wand-

lung, die er dem Grafen mittheilen sollte, es fiel ihm ein, was die Halle'schen Freunde dazu sagen würden. Er sah im Geiste die höhnisch verzogene Oberlippe Philipp's, und hörte seinen Oheim die Worte murmeln: Also haben sie ihn doch dazu gebracht! Er handelt hier nur des Geldes wegen. An Berendis dachte er und gerieth in Verzweiflung, wenn er sich dessen Vorwürfe vergegenwärtigte.

O meine Armuth! seufzte er, du bist an Allem Schuld; an dem ersten Buche, das ich durch schnöde List der Pfarrerstochter abgewann, bis auf heute, bis zum Verkauf meiner Seele! Warum wird mir dieser Zwang aufgelegt? Warum schmachte ich unter Armuth? Ich, der ich reich sein sollte!

Er ging in trübem Nachdenken weiter, da redete ihn eine freundliche Stimme an, er sah auf und erblickte den Pater Rauch vor sich. Er stotterte einige Entschuldigungen über sein bisheriges Betragen.

Entschuldigen Sie sich nicht, erwiderte der freundliche Mann, ich kann mich in Ihre Lage versetzen und weiß, was Sie fühlen.

Monsignore, der Herr Nuntius — fing Winckelmann an.

Lassen wir ihn! warf der Geistliche rasch da-

zwischen. Er hat gewiß viel, sehr viel versprochen, das ist seine Weise, doch glauben Sie mir, er thut nichts. Auf ihn müssen Sie nicht bauen. Ich getraue mir mehr für Sie zu thun, als er.

Wie meinen Sie das, geehrter Herr?

Sie sollen sich nicht gleich verdingen, an irgend einen Cardinal, oder gar an den Papst, das sähe zu sehr nach gezwungenem Uebertritt aus. Das soll nicht stattfinden. Seien Sie der Unsere aus freien Stücken! Kommen Sie zu uns wie ein Kind, das den Vater verloren hat, nun ihn jetzt im Gedränge wiederfindet und das jauchzend in seine Arme eilt. Versprechen Sie mir, daß Sie die Sache so ansehen wollen, und ich will mein Möglichstes thun, Sie auf einige Jahre gänzlich frei in Rom leben zu machen.

Wenn Sie das könnten, lieber Herr, rief Winckelmann.

Ich kann es, war die Antwort.

Dann bin ich der Ihrige.

Freiwillig? Aus guter, reiner Ueberzeugung? fragte der Geistliche und hielt die Hand hin, daß Winckelmann einschlagen sollte. Er that es. Die beiden Männer sahen sich ernst und forschend an. Das ist ein großer Augenblick! rief der Beichtvater; Sie versprechen mir also, Sie wollen mit gu-

tem Bedacht und ohne allen Rückhalt in die katholische Kirche treten? Wohl, die Mutterkirche nimmt Sie auf. Sie breitet ihren Arm aus und umarmt, mit der Freude einer wahren Erzeugerin, ihren Sohn.

Er schloß ihn herzlich in seine Arme und beide Freunde gingen zusammen eine Strecke, wo dann Rauch sich von Winckelmann trennte. Es wurde verabredet, dem Nuntius die verlangte Entscheidung wissen zu lassen. Winckelmann fühlte sich erleichtert. Der Würfel war gefallen. Es war kein Rückschritt möglich. Er wußte, daß der Pater, ein edler Mann war, auf dessen Wort er bauen konnte.

Als er in Notheritz anlangte, war die erste Person, die ihm begegnete, die Jungfer Angelika. Sie sah ihn scharf an, er mußte den Blick senken und schlich an ihr vorüber.

Er machte jetzt mehrere Besuche. Er kam zu Oeser, der ihn enthusiastisch aufnahm. Beide verabredeten Gänge auf die Gemäldegallerie. Oeser war noch ein junger Mann, ganz erfüllt von den Idealen seiner Kunst. Er hatte durch den Minister schon etwas von Winckelmann's neuer Schrift erfahren, und diese hatte ihn begeistert. Ein solcher Mensch ist uns nöthig! Um Gottes-

willen halten ihn Ew. Excellenz fest, hatte er zu dem Minister gesagt. In unserer verkümmerten, armen, an jeglichen neuen Ideen banquerotten Zeit ist uns ein solcher Adler, der zur Sonne fliegt, heilbringend.

Der Direktor der Gallerie, Hagedorn, nahm den Besuch des jungen Gelehrten mit Freundlichkeit auf.

Auch zu der Gräfin von Löwendahl ging er. Er sah ein, daß der Nuntius recht hatte; er fand, daß er über die Gebühr die Frauen vernachlässigt; sie hatten denn doch eine große entscheidende Parthei für sich, und er beschloß, nichts zu versäumen, was seinem Zweck förderlich sein könnte. Die Gräfin war reich und jung, die öffentliche Stimme nannte sie auch schön, sie lebte von ihrem Gemahl gesondert für sich in einem großen Palast, umgeben von Gelehrten und Staatsmännern, die ihr huldigten. Sie sprach und schrieb mehrere Sprachen und correspondirte mit aller Welt. Ihre graziösen Briefe flogen überall hin und sie bekam Zuschriften über Zuschriften, mit deren Lesung sie allein zwei Secretaire beschäftigte, die stets in ihrem Kabinet arbeiteten.

Als Winckelmann sich meldete, wurde er ge-

radewegs in ihr Kabinet geführt. Die Gräfin saß hier am Schreibtisch und schrieb emsig. Ohne aufzusehen, warf sie dem Eintretenden einen kurzen Gruß zu und schrieb weiter. Ihr kurzes Gesicht machte, daß sie fast mit der Nase auf dem Papier lag. Es war gegen Mittag, sie war noch in ihrem Morgenanzug. Das reiche Haar war ungepudert und unfrisirt und hing in Locken um den Kopf. Eine Locke wand sich den Nacken hinab und fiel an dem Ohr vorbei auf's Papier, sie schüttelte sie immer wieder weg, die Locke kam wieder. Winckelmann dachte schon daran, sie zu nehmen und sie mit dem vollen Knoten, den hinten das Haar bildete, zu vereinen. Einer der Secretaire, ein ältlicher Mann, saß an einem kleinen Tischchen und copirte einen Brief. Endlich sah die Dame auf, der Blick ihrer großen blauen Augen traf gerade auf den Gast, der sich still in einem Winkel des Zimmers hielt. Sie sah ihn an und sprach nichts, endlich ergriff sie die Klingel und klingelte. Der Bediente trat in's Zimmer. Bring' Er mir das Bild des jungen Grafen. Der Bediente blieb stehen, er hatte nicht verstanden, was er thun sollte. Des jungen Grafen Brühl, dort im Zimmer nebenbei! Er weiß ja, wo es steht, auf der Etagère. Sie stampfte dabei

mit dem Fuße. Der Mensch enteilte und kam bald wieder mit dem Bilde. Die Gräfin ergriff es und blickte bald ihren Gast, bald das Bild an. Zimmermann, rief sie dem Secretair zu, seh' Er her, findet Er eine Aehnlichkeit? Se. Excellenz behauptet, der junge Mann habe ihn an seinen Sohn erinnert.

Ah, Excellenz, entgegnete der alte Secretair, mit der Aehnlichkeit ist es eine eigene Sache. Die verrückte alte Hofdame hier zur Seite behauptet, ich sähe der Madonna des großen Malers auf der Gallerie ähnlich. Das große breite, alte, runzelige Gesicht lachte dabei, und Winckelmann rief entrüstet: Wer hat solch einen Unsinn behauptet? Es giebt kein Gesicht eines Menschen, dem die göttliche Madonna ähnlich sieht.

Das sag' ich auch, rief der Secretair, und nun vollends ich? Obgleich es, dies muß ich bekennen, vor vierzig Jahren Leute gab, die mir ein Engelsköpfchen zuschrieben, und diese Leute waren nicht verrückt.

Die Gräfin hatte sich im Stuhl zurückgelehnt und lachte aus vollem Halse. O Himmel! Zimmermann, welch ein seltenes Geschöpf seid Ihr! Für's Erste schreibt Ihr exemplarisch gut, und zweitens seid Ihr noch zum Ueberfluß ein Engels-

köpfchen. Das ist zu viel! Ich kann ein solches Gewicht von Bewunderung nicht vertragen und werde Euch aus meinem Dienst entlassen.

Thut das nicht! rief der Angeredete. Ich blamire Ew. Excellenz.

Ihr mich blamiren? Wodurch? fragte die Dame.

Indem ich öffentlich bekenne, daß Ihr die Schrift des Doktors Zucchi über die Alterthümer gestohlen habt. Ich habe selbst die Stelle abgeschrieben, die Ihr in Euerm Buch für die Eurige ausgegeben habt.

Zucchi? rief Winckelmann, ein ganz mittelmäßiger Autor.

Nicht wahr? sagte die Gräfin, den ich nur angeführt habe, um mich über ihn lustig zu machen. Wenn Eure Bosheit nichts Besseres ausfindig machen kann, Monsignore Zimmermann, so trotze ich ihr. Doch zu Euch, lieber Herr, Ihr seid der junge Mann, der so vortrefflich über Alterthümer schreibt, von dem mir der Minister gesprochen? Sehr erfreut, Euch bei mir zu sehen. Nehmt Platz! Schiebt diese Folianten, die übrigens dem Putzzimmer einer Dame Schande machen, getrost bei Seite. Ja, ich bin zu einer Art von Ungeheuer geworden, indem ich mich zu viel mit der

Feder abgebe. Aber läßt man mich wohl in Ruhe? Es kommen immer wieder Schriften, auf die ich, wohl oder übel, antworten muß, und dabei vergeht die Zeit, die meine Kammerfrau zur Toilette festgesetzt hat, und wenn endlich die Zeit da ist, wo ich erscheine, fallen sie Alle über mich her und tadeln meinen Anzug. Als wenn es möglich wäre, sich gut zu kleiden, und doch dabei geschmackvoll und zierlich zu schreiben? Und dabei habe ich noch immer einen alten zänkischen Zimmermann bei Seite, der mit nichts zufrieden ist, was ich mache, der mir immer droht und mir böse Gesichter schneidet, obgleich er ein Engelsköpfchen ist.

Der alte Secretair kam, um seiner Patronin die Hand zu küssen. Nicht böse sein, edle, schöne Dame! Es war Alles nur Scherz.

Habt Ihr von mir etwas gelesen? fragte die Gräfin Winckelmann.

Er verneinte.

Nichts! erwiderte sie. Herzukommen, und nichts von mir gelesen zu haben! Wie findet Ihr das, Zimmermännchen?

Das nenn' ich: sich in die Höhle einer Löwin begeben, erwiderte der Gefragte, um sie am Ohr zu zupfen.

Ich bin aber nicht rachsüchtig, sagte die junge Schriftstellerin, ich werde Euer neuestes Werk, das mir so sehr gerühmt worden ist, in's Italienische übersetzen; und zwar werde ich sogleich daran gehen, wenn ich des Herrn Azoriel Abeda's Werk aus dem Spanischen beendet haben werde. Darauf wartet der Graf Wackerbarth, er will es dem Churprinzen übergeben, obgleich Ihro königliche Hoheit nichts davon versteht. Er wäre am glücklichsten, wenn man ihn mit allen Werken, die geschrieben worden sind, in Ruhe ließe. Ich lese ihm hier und da ein irisches Kindermährchen vor, das amüsirt ihn.

Winckelmann fand für gut, um die schwatzende Autorin wieder auf den Gegenstand zu bringen, um dessentwillen er gekommen war, sie an die versprochene Uebersetzung zu erinnern. Er brachte deshalb ein paar geschriebene Bogen hervor, die er ihr vorlegte.

Was ist das? fragte sie.

Da Sie doch einmal so gütig sein wollen, gnädigste Gräfin, sagte er, sich mit meinem Aufsatz zu beschäftigen, so habe ich hier eine Vorrede gebracht, oder vielmehr eine Dedikation, die dem Ganzen vorgedruckt werden soll. Es ist dies auf Wunsch des Ministers geschehen; ich meinestheils achtete meine

Schrift für zu gering, um sie mit dem Prunk von dergleichen Aeußerlichkeiten zu umgeben.

Sie nahm die Blätter, sah hinein und rief dann: An den König. Es ist gut; Se. Majestät wird zwar das ganze Buch nicht lesen, doch immer kann es der Leute wegen nicht schaden, ihn bei dieser Gelegenheit anzureden.

Nicht lesen? rief der Bibliothekar erstaunt. Monsignore der Herr Nuntius Archinto gaben mir die Versicherung, daß Se. Majestät alle dergleichen Schriften mit Begierde lesen.

Archinto? rief die Gräfin lächelnd; was weiß der Mann von unserm Hofe! Er ist ja seit Kurzem erst hier, und geht bald wieder fort. Ich sage Ihnen, der König liest nichts, er ist dazu viel zu träge. Die Stunden, die ihm die Andachtsübungen frei lassen und die ihm nicht der Minister durch unwillkommene Vorträge wegnimmt, verschläft er auf dem Sopha, oder vertändelt sie in der Kinderstube. Diese Mittheilung gab die schöne Gräfin mit großer Zuversicht.

Ich werde der Schrift auch noch einige Bogen hinzufügen, hub er wieder an; sie sind jetzt unter der Presse und enthalten einen Angriff, den ich selbst anonym auf meine Schrift auslasse, und demzufolge dann eine Rechtfertigung, die ich unter

meinem Namen schreibe. Man hat mir gesagt, daß dies von Nutzen sein könne.

Die Gräfin lachte. Sie sind ein recht artiger Fuchs, mein Herr, und wissen es vortrefflich, den Leuten Sand in die Augen zu streuen! rief sie. Erst angreifen, dann vertheidigen, so spricht man die Menge taub über seinen Gegenstand. Gut, schaffen Sie mir denn beide Schriftstücke, aber bald; denn wir müssen machen, daß wir mit unserm Kram auf den Markt kommen.

Besonders, da, wie mir der Nuntius sagt, der König bald eine Reise machen wird, um den türkischen Gesandten zu empfangen; fügte Winckelmann hinzu.

Schon wieder der Nuntius, rief die Gräfin, er weiß und sieht Alles, was uns noch ein Geheimniß ist. Es ist ein kostbares Püppchen, dieser Archinto, ein allerliebster Ueberall und Nirgends. Zuletzt wird man sich bei ihm erkundigen, um wieviel Uhr Seine Majestät morgen die Messe hört, oder ob sie sie überhaupt hören wird. Aber lassen wir das; es bleibt bei unserer Abmachung. Leben Sie wohl, schreiben Sie hübsch fleißig und wenn Sie nach Rom gehen, so kommen Sie noch zu mir, ich gebe Ihnen Briefe mit.

Mit diesen Worten und einer lächelnden graziösen Verbeugung war er verabschiedet.

Ein sonderbares Exemplar eine gelehrte Dame! flüsterte er vor sich hin, als er die breite Treppe hinabstieg; aber sie gilt hier viel am Hofe, man muß sie kennen, und so habe ich denn das Meinige geleistet.

Die Verhandlungen mit dem Nuntius und mit Rauch dauerten doch eine ganze Weile, so daß nach Ablauf eines Jahres der feierliche Uebertritt zu Stande kam. Er leistete im Sommer des Jahres 1754 sein Glaubensbekenntniß und legte den betreffenden Schwur in die Hände des päpstlichen Nuntius nieder. Er erhielt durch den Beichtvater, Pater Rauch, eine kleine Pension aus der Chatoulle des Königs, und sie reichte hin, um zwei Jahre davon in Rom zu leben. In demselben Jahre, im Herbst, verließ er die Dienste des Grafen Bünau und zog nach Dresden, wo er dicht bei der Wohnung des Malers Oeser für sich ein kleines Quartier miethete. Die erste Zeit war er sehr scheu und furchtsam, er glaubte, ein jeder Vorübergehender auf der Straße sähe ihm seinen Uebertritt an, später aber verlor sich diese Bangigkeit, und er trat ernst und gesetzt, wie er es stets gewohnt war, unter der Menge auf. Sein Buch war unterdessen gedruckt, übersetzt und dem König eingehändigt worden. Es machte großes

Aufsehen. Von vielen Seiten wurde es als ein Wunder begrüßt, von Einigen angegriffen, dann wieder von Anderen in den Schutz genommen. Die Berliner Jahrbücher gaben einen weitläufigen Aufsatz darüber, und der Verfasser wurde darin ein alter Grieche genannt, der erstanden sei, um die alte schöne Zeit zu rühmen und neu herauf zu beschwören. Winckelmann hatte seine Glaubensänderung dem Grafen gemeldet und fürchtete eine tadelnde Epistel darüber zu empfangen, doch im Gegentheil der Graf antwortete darauf, als sei ihm etwas höchst Gleichgültiges mitgetheilt worden, dagegen empfing er von Mademoiselle Angelica einen mit spanischem Pfeffer überstreuten Brief; es hieß darin:

Mein Herr — seit kurzer Zeit kennen wir uns, dennoch hätte ich Ihnen nicht eine solche Schlechtigkeit zugetraut, wie die ist, die Sie kürzlich begangen haben, wie alle Welt mir versichert. Wie! Sie haben Ihren Glauben abgeschworen? Ist das möglich? Kann das Einem in den Sinn kommen, der christlich erzogen und gelehrt worden ist? Und wem haben Sie das herrliche Gut geopfert? Der großen alten päpstlichen Unsittlichen, der frechen Person, die auf sieben Hügeln ihren Stuhl gegründet hat, und von dort aus ihre begehrlichen

Arme nach dem jungen Volke ausstreckt in aller Welt! Schämen Sie sich! Treten Sie vor den Spiegel und verhüllen Sie Ihr Antlitz; so etwas ist in unsrer kleinen Welt hier zu Lande noch nicht gesehen worden. Ich begann schon zu Ihnen eine Art warmes Gefühl zu empfinden, das leicht hätte zu unserer Beiden Besten sich entwickeln können, aber jetzt ist alle Kälte des Winters dazwischen gekommen! Ich kann Ihren Namen nicht anders als mit einem Fluche aussprechen! Gehen Sie und begeben Sie sich dahin, wo für Sie und Ihresgleichen Wohnungen bereitet sind seit Anbeginn der Zeiten! In diesen Wohnungen giebt es Heulen und Zähneklappen; was aber mich betrifft, so vergessen Sie daß wir jemals in einem Hause gewohnt, an einem Tische gespeist worden sind. Ich habe die Ehre zu sein, Dero ergebene Magd: Angelica Zupfel.

XII.

Winckelmann saß in seiner Stube in Dresden, mit Schreiben beschäftigt, als plötzlich ein junger Husar eintrat und ihm einen Brief übergab. Er sah sich den Ueberbringer an und sein blühendes Gesicht schien ihm bekannt, endlich rief er: Mein Gott! Aurelius, bist Du es? Welche Freude, Dich wiederzusehen! Wie kommst Du denn in diesen Anzug? —

Ich bin Husar, bei dem Regiment schwarzer Husaren des Herrn von Rüsch angestellt. Mich sendet der Herr Auditeur Berendis. Es freut mich, daß Sie mich noch kennen, Herr Bibliothekar!

Wie sollte ich nicht? rief Winckelmann. Vergißt man denn so leicht Bekanntschaften, wie die Deine. Setze Dich, lieber Arlo, ich werde den Brief lesen, Du wartest wohl auf Antwort? —

Morgen in aller Frühe will ich wieder fort.

Ach, wie stattlich Du aussiehst! rief der Gelehrte. Wie ganz anders kleidet Dich die enge Husarenjacke, als damals Dein Bauernkostüm! Sind Dir die Leute nicht auf der Straße nachgelaufen?

Es sind nur Einige nachgekommen, um meinen Anzug zu betrachten, erwiderte der junge Soldat. Sie haben in Sachsen keine Husaren.

Keine solchen Husaren! flüsterte Winckelmann! Wo gäbe es auch solche?

Er sah sich den Jüngling genau an. Er fand ihn wirklich, wenn dies möglich war, noch verschönt. Oder war es der Anzug? Die schwarze Jacke, die engen Beinkleider, die kleinen Stiefel, auf dem braunen Lockenkopf der schwarze, mit Pelz verbrämte Tzako, der ihn noch blühender und voller gewachsen zeigte? Er las zerstreut den Brief seines Freundes, der ihm auf seine Glaubensänderung erwiderte; immer war sein Auge auf den Jüngling geheftet, der nicht weit vom Schreibtisch Platz genommen hatte, und mit wohlgefälligem Blicke das Zimmer betrachtete.

Sie wohnen hübsch, Herr Bibliothekar, sagte er.

Findest Du das? rief Winckelmann; aber nenne mich nicht Bibliothekar, ich bin es nicht mehr; ich habe mich von dem Grafen getrennt, wo ich vor einiger Zeit noch diese Stelle bekleidete.

Mein Bruder hat es mir eingeprägt, sagte Arlo verlegen, er sagte: den Leuten muß man genau ihre Titel geben, das ist der Gebrauch der Welt. Wie soll ich Sie denn jetzt nennen?

Nenne mich kurz bei meinem Namen, Winckelmann, oder weißt Du was, nenne mich Johann, oder Hans, wie Du willst, das ist mein Taufname. Wo wirst Du denn schlafen diese Nacht, Arlo? —

Das weiß ich wirklich nicht; war die Antwort. Der einzige Verwandte, den mein Bruder hier hat, ein kleiner Kaufmann, ist verreist und hat sein Haus zugeschlossen.

So schläfst Du hier, Arlo, rief Winckelmann. Das Bett ist breit genug für uns Zwei. Wir plaudern dann noch von Deinem Bruder und Du erzählst mir allerlei vom Hause.

Gut, wenn Sie so befehlen, Herr Biblio — nicht, Herr Johannes! rief der Jüngling sehr erfreut. Ich will dann meine paar Sachen mit herbringen, sie liegen noch auf der Post.

So gehe denn! rief der freundliche Wirth, doch halt! kommt der Herr Auditeur nicht selbst hierher? Ich hatte ihn doch darum gebeten.

Es giebt zu viel zu thun bei uns! antwortete der Soldat. Die neue Einrichtung der Kanzlei

macht viele Geschäfte. Der Herr Auditeur sitzt fest darin, und kann wahrscheinlich nicht fort.

Er ging, und während er fort war, nahm Winckelmann wieder die Blätter hervor, auf denen er den Apoll von Belvedere beschrieben hatte. Er las sie nochmals durch und im Vergleich mit der lebendigen Schönheit, die er jetzt vor sich hatte, erschien ihm mancher Ausdruck in der Beschreibung matt und unzulänglich. Doch wurde er mit sich einig, daß die Gestalt des jungen Soldaten eher für die schamhafte, fast jungfräuliche Grazie des Antinous passe, als für die prahlende und stolze Göttlichkeit des Sonnengottes. Er fand in der Wendung des Kopfes nach einer Seite, in dem halb niedergeschlagenen Auge des schönen Lieblings Hadrian's ganz Arlo's Gestalt wieder, und die breite schöne Brust traf bei Beiden zusammen. Er war noch daran, die Beschreibung zu vervollständigen, als sein Gast wieder eintrat, beschwert mit einem kleinen Mantelsack, der das Nothwendigste enthielt, was zur Reise nöthig war.

Schreiben Sie nur fort, ich möchte Sie nicht stören, sagte der Eintretende. Ich werde mich hinsetzen und ruhig hier verbleiben. Ihm ahnete nicht, daß es seine eigene Beschreibung war, für die er so eifrig sorgte. Er blickte auf den Schreibtisch

des Gelehrten und bemerkte unter mehreren kleinen Schreibmaterialien auch seinen Löffel, den er ihm damals geschenkt. Er nahm ihn leise weg und legte statt dessen einen schönen, großen, äußerst kunstvoll gearbeiteten hin. Als Winckelmann aufblickte, sagte er: Da ich sah, daß Sie so gut kleine Gaben bewahren, so habe ich für Sie einen schönen großen Löffel mitgebracht, den sollen Sie zum Essen brauchen, Herr Johannes.

Schönen Dank, lieber Arlo! Aber wie steht es mit dem Messer, das ich Dir gab?

Es ist hier. Er brachte es aus der Tasche hervor. Es ist wenig gebraucht worden, denn wir haben Messer in unsrer Wirthschaft. Mein guter Bruder! Wie wird es ihm gehen, und wird er nicht doch am Ende meine schwache Hülfe entbehren? Er hat es schwer, sich durchzuschlagen. Der neue Gutsherr will ihn forthaben, weil sein frommes Wesen den Leuten ein Gräuel ist. Aber er bleibt! Gott läßt ihn nicht von der geliebten Stelle abziehen. Als ich fortging, sagte er manches Wort zu mir, das mir in die Seele schnitt; er ist ja gleichsam mein Vater, und was für ein Vater! Er schloß mich in seine Arme, er drückte und küßte mich; ach, es wird mir schlimm zu Muthe, wenn ich daran denke. Hiermit füllten

sich die Augen Arlo's mit Thränen, die er aber männlich zurückdrängte.

Was gab er Dir für gute Lehren? fragte der Gelehrte.

Ich solle Gott vor Augen haben, sagte er, dann würde ich in keine Sünde willigen, das sei die Hauptlehre, an diese knüpften sich alle anderen. Und es ist wahr, wenn ich die Soldaten um mich her allerlei treiben sah, was nicht recht war, nie hab' ich eine Neigung gespürt, es ihnen gleich zu thun. Noch vergangenen Sonnabend kamen drei und wollten mich mitnehmen in ein Haus, wo es lustig herging, indem sie sagten: Du mußt das auch kennen lernen, Bursche! Es ist nicht anders. Jeder Soldat hat es getrieben und jeder Soldat wird es treiben. Wähle Dir ein Mädchen und habe mit ihr Deine Freude. Ich sagte, lieben Brüder, es ist keine Freude für mich. Laßt mich frei und ungebunden, so ist's am besten. Sie ließen mich los. Wißt Ihr was, Herr Johannes, was mich besonders unterstützte bei diesem Widerstand, es war Euer Bild. Ich konnte denken, daß Ihr es nicht gern sehen würdet, und unterließ es; außerdem war es ja auch eine arge Sünde.

Du guter Junge! Also Du dachtest bei dieser Gelegenheit an mich?

Der Soldat nickte mit dem Kopfe. Ich hatte mir schon vorgenommen, Euch zu besuchen, es kostete, was es wollte. Und da der Herr Auditeur Jemanden verlangte, der nach Dresden ginge, trat ich hervor und rief: Erlauben der Herr Auditeur, daß ich gehe; ich kenne den Herrn schon, an den der Brief lautet. Da ließ mich der Herr Auditeur gehen.

Das ist hübsch von Dir, Arlo! So sei immer ein guter Freund Deinem Freunde! Er reichte ihm die Hand hin, der Soldat sprang auf, drückte ihm die Hand zärtlich, dann beugte er sich über den Schreibtisch und gab und empfing einen herzlichen Kuß.

Nach einem einfachen Mahle machte sich Arlo daran, sich zum Schlafengehen vorzubereiten. Vorher trat er in den Winkel der Stube und hielt ein kurzes Gebet, dann entkleidete er sich. Winckelmann sah die Schönheiten, die nach und nach zum Vorschein kamen; endlich stand der junge Mann im Hemde da. Ihr werdet erlauben, rief er zu seinem Wirth, daß ich das Hemde auch ablege. Wir sind gewohnt, immer ohne Hemde zu schlafen. Er warf das Hemde ab, und stand in seiner vollendeten Schöne vor dem erstaunten und verwirrten Winckelmann. So sehr dieser auch vor-

bereitet war auf den vollkommenen Wuchs des jungen Burschen, so etwas von göttlicher, unentweihter Form hatte er doch nicht zu sehen erwartet. Jeder Zug war schön. Die breite Brust, der etwas erhöhte Leib, die vollen Schenkel, die schwellenden Hüften, die feinen Kniee und das schöne Bein, die kräftige, doch nicht allzustarke Wade, der kleine Fuß. Und nun dieser Leib in der Bewegung! Wie jede Muskel anschwoll und sich senkte, jeder Reiz doppelt verführerisch wurde durch das in's volle Licht Treten und wieder in den Schatten sich Bewegen. Der Rücken, der Hintere — Alles war so, wie die Antike es andeutet, doch hier mit blühendem Leben verschwistert. Was dort kalte Regel war, zeigte sich hier im Gewande des blühenden Fleisches, mit Farbe und Bewegung gepaart. Winckelmann versank so tief im Anschauen, daß er immer wieder den jungen Mann zu bleiben bat, während dieser schon in's Bett steigen wollte.

Wolltest Du wohl einem Künstler hier Modell stehen? fragte er.

Modell stehen! Was ist das? rief Arlo.

So, wie Du jetzt mir stehst! erwiderte der Gelehrte. Du bist gut gewachsen, Künstler brauchen das.

Findet Ihr das? rief er mit Erröthen; doch es mag so sein, es ist ja nicht mein Verdienst. Gott kleidet die Blumen auf dem Felde, er wirft dem Menschen auch sein Gewand von Fleisch über. Wer ist der Herr Künstler?

Er wohnt hier nebenbei. Ich will ihn rufen.

Nein, laßt das! rief Arlo mit Aengstlichkeit. Man muß mit seinem Körper nicht leeres Schaugepränge treiben. Auch bin ich sehr müde und muß schlafen. Gute Nacht, lieber Herr. Seht, ich lasse hier Platz für Euch im Bette! Daß Ihr nur nicht glaubt, ich nähme es ganz ein.

Schon gut, Arlo, ich werde kommen.

Er rückte zur Wand hin und ließ den vordern Platz für Winckelmann frei. Dieser bedachte sich, ehe er ihn einnahm, und zuletzt fand er, es wäre am Besten, er bliebe die ganze Nacht hindurch in seinem Pelze auf dem Stuhle sitzen. Der junge Mann war bald eingeschlafen und eine tiefe Stille herrschte im Zimmer. Winckelmann schritt in der Stube in seltsamer Aufregung auf und ab. Die Gedanken, die ihm durch den Kopf jagten, waren nicht befriedigender Art. Er sah jetzt, wie schwer es war, der Schönheit ohne Entweihung zu dienen. Immer blieben seine Blicke auf den schlafenden Antinous geheftet. Er trat zuletzt an

das Bett, löste die Decke leise ab und betrachtete die Formen des ruhenden Gottes! Er dachte mit einem Gefühl von Bitterkeit daran, daß er in einer Zeit geboren worden, wo freie Aufwallung seiner Gefühle nicht gestattet war, er verwünschte die Zusammenkunft und hatte schon die Absicht, den Jüngling zu wecken, um sich mit Gewalt aus einer unangenehmen Lage zu reißen. Doch blieb er ruhig vor dem Lager stehen, und ließ zuletzt die Umhüllung wieder sinken. Er ging wieder im Zimmer auf und ab, bis er eine Art Schwindel spürte, der ihn zwang, zu seinem Stuhl am Schreibtisch zurückzukehren. Seufzend nahm er ihn ein und schlug die Blätter des Manuscripts unruhig durcheinander. Die Lampe drohte zu verlöschen, er goß von Neuem Oel hinein; sie sollte nicht verlöschen. Mit Verwirrung strebte er seine Gedanken zu ordnen, sie zu der Arbeit heranzuzwingen, die er gerade unter der Feder hatte. Es ging nicht. Er ließ endlich diesen Aufsatz ruhen, und frei erging sich sein Geist in einer Weise, wie er sie früher noch nicht gekannt; er schrieb die Zeilen nieder, und sie waren ein Gedicht, so blühend und so reich mit schwelgerischer Phantasie ausgestattet, wie sie nur einem Anakreon entschlüpfte. Er las sie durch, lächelte und zerriß sie. Er nahm

den Homer herab, und dieser endlich bezwang seine unstäte Laune. Es gelang ihm, einen Gesang zu finden und sich damit zur Ruhe zu lesen. Der Morgen brach an, als er das Buch weglegte. Der junge Soldat erwachte und fragte erstaunt: Nun Herr Johannes! Sie haben mich ganz allein im Bett gelassen?

Ich hatte nothwendig zu arbeiten, war die Antwort.

Der Soldat kleidete sich an, und Beide nahmen jetzt das Frühstück ein. Nach Genuß desselben sprach der Bote, daß er jetzt gehen wolle. Winckelmann hatte in der Geschwindigkeit ein paar Zeilen an Berendis geschrieben, die gab er dem jungen Manne. Dieser nahm herzlich Abschied von ihm. Gott lasse es Ihnen gut gehen, Herr Johannes! Wahrlich, Sie verdienen es. Meinem Bruder werde ich schreiben, wie Sie mich empfangen haben, so sprach der Jüngling, indem er immer von Neuem an Winckelmann's Halse hing und diesem die Abschiedsstunde schwer machte. Wahrhaftig, setzte er hinzu, ich habe von Ihnen geträumt, Sie standen am Bette, und ein Engel stand zwischen uns, der die Flügel ausbreitete. Ich glaube, er wollte uns Beide schützen.

Das war der Engel der Freundschaft! rief Winckelmann.

Noch lange sah ihm der einsame Gelehrte nach, als der Jüngling die Straße hinabging. Er empfing noch einen Gruß von ihm, als er um die Straßenecke bog.

Ein paar Tage ging Winckelmann noch träumerisch umher; dann, um seine Gedanken in eine andere Richtung zu bringen, trat er in der Gemäldegallerie vor das Gemälde Raphaël's hin, das die heilige Jungfrau, zur Seite die zwei anbetenden Gestalten enthält, und das man unter dem Namen der Sixtinischen Madonna kennt. Dieses werthvolle Meisterstück war erst seit Kurzem in die Gallerie gekommen: es fanden sich sehr Viele, die es betrachteten. Winckelmann stand, in Nachsinnen verloren, vor dem Bilde, als er sich plötzlich angeredet hörte und eine Hand ihm auf die Schulter klopfte. Er sah sich um und entdeckte Freund Oeser. Nicht wahr, das ist die Perle unserer Sammlung! rief dieser. Wir werden nichts Besseres bekommen, wie wir nichts Besseres gehabt haben.

Ich sehe in diesem Bilde, sagte der Angeredete, den vollen ungetrübten Einfluß der Antike. Nehmen wir an, daß die Zeit sehr Vieles von dem Glanze des Gemäldes geraubt, die Kraft der Farben zum Theil verwittert hat, so bleibt doch so viel noch, daß wir die Seele, die der Schöpfer

dem Werke seiner Hände eingeblasen, zu erkennen vermögen.*) Man sehe die Madonna mit einem Gesichte voll Unschuld und zugleich mit einer mehr als weiblichen Größe, in einer seligen, ruhigen Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen ließen. Wie groß und edel ist ihr ganzer Contour! Das Kind auf ihrem Arme ist ein Kind, über gemeine Kinder erhaben durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unschuld der Kindheit hervorzuleuchten scheint. Die Heilige unter ihr kniet ihr zur Seite in einer anbetenden Stille ihrer Seele, aber weit unter der Majestät der Hauptfigur; welche Erniedrigung der große Meister durch den sanften Reiz in ihrem Gesichte ersetzt hat. Der Heiligen gegenüber ist der ehrwürdigste Alte mit Gesichtszügen, die von seiner Gott geweiheten Jugend zu zeugen scheinen. Die Ehrfurcht der heiligen Barbara gegen die Madonna, welche durch ihre an die Brust gedrückten schönen Hände sinnlicher und rührender gemacht ist, hilft bei dem Heiligen die Bewegung seiner einen Hand ausdrücken. Eben diese Aktion malt uns die Entzückung des Heiligen, welche der Künstler

*) Winckelmann: Ueber die Nachahmung der alten Kunstwerke. pag. 38.

zu mehrerer Mannigfaltigkeit, weislicher der männlichen Stärke, als der weiblichen Züchtigkeit hat geben wollen.

Sehr wahr, lieber Freund, rief hier Oeser, möchte die Menge das Bild so betrachten lernen, wie Sie es hier vorzeichnen.

Die edle Einfalt, fuhr der Sprechende fort, die stille Größe der griechischen Statuen ist zugleich das wahre Kennzeichen der griechischen Schriften aus den besten Zeiten, der Schriften aus Sokrates' Schule, und diese Eigenheiten sind es, welche die Größe Raphaël's machen, zu welcher er durch die Nachahmung der Alten gelangt ist. Eine schöne Seele, wie die seinige war, in einem schönen Körper wurde erfordert, den wahren Charakter der Alten in neuerer Zeit zuerst zu empfinden und zu entdecken, und was sein größtes Glück war, schon in einem Alter, in welchem gemeine und halbgeformte Seelen über die wahre Größe ohne Empfindung bleiben. Mit einem Auge, welches diese Schönheiten empfinden gelernt, mit diesem wahren Geschmacke des Alterthums muß man sich seinen Werken nähern; alsdann wird uns die Stille und Ruhe der Hauptfiguren in seinem Attila, welche Vielen leblos erscheinen, sehr bedeutend und erhaben sein. Der römische Bischof, der das Vor-

haben des Königs der Hunnen, auf Rom loszugehen, abwendet, erscheint nicht mit Geberden und Bewegungen eines Redners, sondern als ein ehrwürdiger Mann, der blos durch seine Gegenwart einen Aufruhr stillt, mit einem Gesicht voll göttlicher Zuversicht vor den Augen des Wütherichs. Die beiden Apostel schweben nicht wie Würgengel in den Wolken, sondern, wenn es erlaubt ist, das Heilige mit dem Unheiligen zu vergleichen, wie Homer's Jupiter, der durch das Winken seiner Augenlider den Olympus erschüttern macht. Algardi in seiner berühmten Darstellung eben dieser Geschichte in halberhabener Arbeit in einem Altar der St. Peterskirche in Rom hat die wirksame Stille seines großen Vorgängers den Figuren seiner beiden Apostel nicht gegeben, oder zu geben verstanden. Dort erscheinen sie wie Gesandte des Herrn der Heerschaaren: hier, wie sterbliche Krieger mit menschlichen Waffen.

Beim Weiterschreiten in der Gallerie sagte Oeser zu Winckelmann, indem er auf einen Mann zeigte, der in einiger Entfernung vor einem Bilde stand, ich muß Sie hier, theurer Freund, mit unserem Proteus in der Kunst bekannt machen, mit einem Mann, der heute wie Guido Reni oder Rubens, morgen wie Raphaël und Michel Angelo, heute

wie Ostade oder Teniers, morgen wie Veronese oder wie Tintoretto malt; es ist dies unser Dietrich, ein geschickter Mann, dem nur Eins fehlt, um ein tüchtiger Künstler zu sein, die Originalität. Er ist originell im Nichtoriginellen.

Der Mann drehte sich, als man sich ihm näherte, rasch um und machte Winckelmann eine tiefe Verbeugung. Keinen Namen nennen! rief er Oeser zu, ich weiß schon, wen ich vor mir habe; es ist der, der uns gelehrt hat zu sehen.

Nach dieser schmeichelhaften Aeußerung war bald ein Verständniß zwischen den beiden Männern eingeleitet. Oeser diente als Mittelsperson. Man machte aus, daß man sich öfters sehen wollte; es wurde ein Tag dazu festgesetzt. Da es in der schönen Jahreszeit war, schlug Oeser einen Garten vor, und man kam überein, sich im „großen Garten" Dienstags und Freitags zusammenzufinden, in einer Restauration, die jetzt nicht mehr existirt und die man damals das Rethel'sche Sommerhaus nannte. Sehr viele schöne Abende voll Enthusiasmus, Kunst und Freundschaftssinn wurden hier gefeiert. Der Mond ging oft auf und fand das Dutzend lustiger Brüder beim Becher beisammen im schönen Verein; Winckelmann war der Erste, der diesem Verein entrissen wurde.

XIII.

Er reiſte jetzt nach Rom. Endlich kam dieſe ſo lange gewünſchte Reiſe zu Stande. Es war im Herbſt des Jahres 1755. Er nahm Briefe mit von den Malern Dietrich und Oeſer, von der Gräfin Löwendahl an Mengs und von dem Pater Rauch an einige in Rom lebende Gelehrte. Acht Wochen brauchte er zur Reiſe, ſie ging über Tyrol, Venedig, Bologna, Ancona und Loretto. Den achtzehnten November langte er in der Hauptſtadt der Welt an, in der ewigen Roma. Papſt Benedict XIV. bekleidete die päpſtliche Würde, ein gelehrter und für einen Papſt ſelten kenntnißreicher Herr, der auch die Freiheit der Forſchung liebte; ihm als Freunde ſtanden die Kardinäle Paſſionei und Alexander Albani zur Seite, Beides Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt; mit Beiden wurde unſer Winckelmann bekannt, ja ſogar befreundet. Auch der

Nuntius Archinto kam aus Dresden in Rom an, um sich des Kardinalhuts zu erfreuen, der ihm hier wurde für manche glückliche Bekehrung, namentlich auch unseres Freundes, deren er sich rühmte. Der berühmte Maler Mengs, ebenfalls ein Pensionair des Königs, nahm mit offenen Armen den neuen Freund auf, der ihm von so guter Seite empfohlen war und der sich selbst so trefflich empfohlen hatte. Sie wohnten in Rom nahe bei einander, und waren täglich beisammen.

Einen trüben Eindruck mußte noch Winckelmann bestehen, und dies gerade, als er sich dem Lande der Verheißung nahte. In dem letzten deutschen Städtchen, in dem er Nachtquartier hielt, befiel ihn ein Traum, der dunkel und beängstigend war und einen Theil der Zukunft, so schien es dem Träumer, und zwar den schreckenerregendsten, enthüllte. Er sah sich im Traum in Rom, in einem der prachtvollen Gärten, an denen die alte Stadt so reich ist, umherwandeln. Eine schöne Statue reizte ihn; es war eine Pallas von ganz besonders feiner und vollendeter Arbeit; er strebte ihr näher in's Gesicht zu sehen, und ward, er wußte nicht wie, durch eine fremde Gewalt bis zu ihrem Standpunkt gehoben. Wie er dicht neben ihr oben stand, streckte sie ihre weißen Arme

um seinen Leib und, ihn so umschlingend, stürzte sie sich mit ihm in die Tiefe. Aus dem Grausen und der Verwirrung dieses Augenblicks wurde er durch eine Verwandlung im Traume rasch befreit. Er sah sich an einer kostbaren Tafel sitzen, die von Silbergeschirr glänzte, und rund um ihn Personen in prächtigen Talaren und in schönen Kleidern, sie alle bestrebten sich ihm zu dienen, sich ihm gefällig zu beweisen, er war der Hauptgegenstand ihrer Sorge und der glänzende Mittelpunkt des Festes. Mitten unter diesen Ehrenbezeugungen kam ihm die Statue in den Sinn und sein Sturz mit ihr in die Tiefe. Wo bin ich? rief er zu sich, gebührt mir diese Auszeichnung? bin ich nicht arm und verlassen, und komme in dieses Land als ein mittelloser Flüchtling, warum mir diese Ehre, dieser Glanz? Er gebührt Dir, großer Mann! rief sein Nachbar, und noch Besseres gebührt Dir, denn von Dir lernen die Menschen wieder der Schönheit huldigen! Nie kann zu hoch derjenige gestellt werden, der seinen Nebengeschöpfen ein Retter aus der Nacht des Irrthums und der Verdumpfung ist! Mit diesen Worten ließ sich eine feierlich ernste und in langen Tönen getragene Musik hören. Alle erhoben sich von der Tafel und übergaben dem Gefeierten einen goldenen Kranz,

indem sie ihn in ihre Mitte nahmen und einen feierlichen Kreis schlossen. Wandle fürder, rief die nämliche Stimme, auf der Bahn der Freude und der Ehre, mit Dir werden Sokrates, Moses, Christus, Luther, alle die gefeierten Helden der Menschheit gehen. Sie wollten ihn mit sich fortziehen aus dem Saal, als die Flügelthüren sich öffneten und mit einem finstern Sturm eine schreckliche Gestalt erschien, die ihre entfleischten Arme gegen den Festzug ausstreckte. Halt! rief die drohende Stimme, noch gehört er mir! Er muß erst leiden, bitter leiden, ehe ihn so viel Glanz und Wohllaut umgiebt! Her mit ihm! Für jetzt ist er noch meine Beute! Und die entsetzliche Figur ergriff den zitternden Träumer und schleppte ihn mit sich, durch lange finstere Gänge. Das glänzende Gefolge blieb hinter ihm zurück. Sie kamen durch schwarze Gewölbe und in einem derselben machten sie Halt. Sieh her, dies ist Deine Wohnung. Er spähte umher und entdeckte alte Grabmonumente; in einem Winkel der Halle war ein noch neues Monument, er las den Namen des darin Beerdigten und ein Entsetzen bemeisterte sich seiner, als er seinen eigenen Namen las. Wie, in dieser dunkeln Gruft liege ich? rief er; hier ereilt mich also der Tod, so fern von meiner Heimath, so weit getrennt von meinen

Freunden und Genossen! Schreckliches Schicksal! Noch viel schrecklicher, wenn Du die Wege siehst, die Du hierher wandelst! rief der furchtbare Begleiter. Er winkte mit der Hand, die eine Wand des Grabgewölbes öffnete sich und man sah in die Straße einer kleinen Stadt. Ein Haus stand davor, das man für einen Gasthof erkennen konnte. Zitternd eilte Winckelmann die Stufen hinauf, da kam ihm auf dem Treppenabsatz eine gräßliche Erscheinung entgegen. So etwas von Entsetzen und Jammer hatte er noch nicht gesehen. Es war ein Mensch, den ein um den Hals gewundener Strick würgte und der sich mühte, sich von ihm zu befreien. In der Todesangst, mit blau angelaufenem Gesicht, heraushängender Zunge, schäumenden Lippen starrte ihn das Gespenst an, mit Augen, die weit aus ihren Höhlen getreten waren und die im starren entsetzlichen Blick eine Bitte oder eine Beschwörung an ihn zu richten strebten. Der Jammervolle wankte mit bebenden Schritten auf ihn zu, und Winckelmann wich unwillkürlich vor dem Entsetzlichen aus, sich an die Mauer rettend. Doch das Scheusal kam auch hier auf ihn zu, steckte den Finger in den Hals und schien ein paar ungewisse, zweifelhafte Worte zu murmeln. Winckelmann glaubte ihn zu verstehen und eilte,

dem Armen Wasser zu bringen, da er glaubte, er verlange dieses. In diesem Augenblick warf sich der Gewürgte auf den Boden und fing an, in entsetzlichem Todeskampf sich zu winden und zu drehen. Winckelmann starrte in sein Gesicht, plötzlich wurde ihm klar, wen er vor sich sähe. Mit einem Schrei des Entsetzens rief er: Unseliger, das bist Du ja selbst! Du bist der unter namenlosen Martern Sterbende! Das Scheusal, gleichsam als hätte es ihn verstanden, winkte ihm gräßlich lachend zu. Es wand sich näher an ihn heran, umschloß ihn mit seinen Armen und Beide lagen, sich im Staube wälzend, auf der Erde. Mit einem wilden Todesschrei, kaltem Schweiß auf der Stirn, erwachte Winckelmann. Sehr lange Zeit bedurfte es, ehe er sich fassen, sich auf seine Lage besinnen konnte, und erkannte, daß Alles nur Traum war. Das Gebilde war so schrecklich, daß ihm das herrliche Land, das er betreten sollte, deßhalb zuwider wurde und er davor zurückbebte. Er machte Anstalten zur Rückreise, als eine Stunde ernster Besinnung ihm das Thörichte dieses Entschlusses in den Sinn gab. Ein Traum! rief er, was ist ein Traum? willst Du einer solchen Seifenblase wegen die reiflichen, nach jahrelangem Streben endlich erreichten Pläne aufgeben? Das wäre Wahnsinn!

Er dachte noch einen Augenblick über den verschwindenden Eindruck des eben Erlebten nach, und Alles erschien ihm nur als das Gebilde der ungewissen und zweifelhaften Phantasie, mit der er die ihm neuen Gegenstände begrüßte. Auch die dunkle Wand seines Zimmers, in dem er schlief, und die ihm beim Einschlafen schon düstere Gedanken eingegeben, kam ihm in den Sinn, und die Geschichte eines Erhenkten, die man am Wirthstische erzählt, konnte den Hauptstoff der finstern Traumbildung erklärend deuten. Er machte sich jetzt den ganzen Vorgang der nächtlichen Erscheinung vollkommen deutlich. Die Statue war ihm eine Erinnerung an ein kürzlich gesehenes Kunstwerk, das leider so hoch gestellt war, daß er es nicht deutlich sehen konnte; das festliche Speisezimmer, die vornehmen Gäste, fanden in seinem Wunsche ihre Erklärung, daß es ihm einst glücken werde, so geachtet und bewundert dazustehen; jetzt mischte sich das finstere Element hinein, und die Erscheinung des erzählten Vorfalls vom Abend bei der Wirthstafel kam auf die nächtliche Bühne. Er bildete sich ein, selbst der Erhenkte zu sein, und das war durch den Traum so deutlich dargestellt, daß er mit dem schrecklichsten Entsetzen in den Zügen des mit dem Tode Kämpfenden sich selbst erkannte.

Trotz dieser befriedigenden Erklärung blieb doch noch ein Rest von Todesgrauen übrig, und er dachte nicht an diese Nacht, ohne zugleich eine unangenehme Empfindung zu spüren, die sich auf die neuen Gegenstände bezog, welche vor seinem Blicke erschienen. Erst spät wich diese widrige Empfindung, und nach Ablauf einiger Wochen war der Traum vergessen, bis auf die geringste Kleinigkeit aus seinem Gedächtniß verschwunden.

In den Gärten der Villa Ludovisi indeß wurde er wieder an seinen Traum erinnert. Er durchstrich sinnend die Gänge dieses Parkes, da fiel ihm eine Statue auf, die unverkennbar die Merkmale eines hohen Alterthums an sich trug. Er kletterte mit Mühe an dem Piedestal hinauf und stand nun dicht neben der Figur, deren Kopf er prüfend zergliederte. Plötzlich fühlte er den Stein, worauf er stand, wanken, und ehe er noch von diesem herabspringen konnte, löste er sich ab und mit der Statue zusammen fiel er in den Rasen. Zum Glück beschädigte er sich nicht.

Die ersten Tage seines Aufenthaltes in Rom wanderte er zwecklos umher, sich frei den Eingebungen hingebend, die das neue, wunderbare Land auf ihn machten. Oft schloß er die Augen, öffnete sie dann wieder und war überrascht, sich

in Rom zu sehen. Die Paläste, die Siegesbogen, die zahllosen und merkwürdigen Trümmer um ihn her setzten ihn immer wieder in Erstaunen. Er ging eine Straße oft mehrmals auf und ab, und konnte sich nicht daran gewöhnen, daß er jetzt auf dem Boden wandle, den zahllose große Geister mit ihren welterschütternden Geschicken betreten hatten, wo die Weltgeschichte ihre erstaunenden Wendungen nahm, denen die Geschicke aller anderen Völker sklavisch folgten. Die Trümmer des Colliseums brachten ihn vor Bewunderung außer sich. Welch' ein Volk mußte dies sein, das in diesen kolossalen Räumen sich versammelte und hier seine Spiele feierte!

Oft ging er bei Sternenlicht durch die Weltstadt. Ein seltsamer, durch die Mitwirkung einer ewigen Geisterwelt erhöhter Anblick! Dann wieder bei aufgehendem Monde, wieder neu, wieder ganz anders und vielgestaltig.

Das Erste, was er in Rom unternahm, war die Errichtung eines innigen Bündnisses mit dem Maler Mengs, dessen schöne Frau mit in den Bund gehörte. Die jungen Männer theilten ihre Zeit ein, und jeder theilte dem andern seine Pläne und Entwürfe mit. Mengs leitete die Kenntnisse seines gelehrten Genossen auf das Feld

der Malerei und dieser ordnete und erweiterte die Anschauungen des Malers über Gegenstände des Wissens und der Forschung. Die Vormittage an gewissen Tagen in der Woche gehörten Beiden gemeinsam, sie nahmen die Stunden und füllten sie abwechselnd mit diesem oder jenem Pensum von Arbeit, die Nachmittage gehörten dem Vergnügen; da wurden die Lustorte und Gärten der alten Stadt besucht oder mit einigen Landsleuten unter den Malern gemeinschaftlich kleine Streifereien in das Gebirge oder in einen entfernten berühmten Landsitz gemacht. Hier gerieth Winckelmann zum ersten Mal auf die Idee, eine Geschichte der Kunst zu schreiben; sie ward theilweise aus größeren und kleineren Arbeiten, die alle zuerst einen andern Titel führten, zusammengesetzt. Mengs half, was den malerischen Theil der Arbeit betraf, und immer von Neuem erstaunte unser Freund über die vollendete Bildung des Künstlers, die ihm jede Abweichung vom Felde der Kunst, jede Richtung seiner Schule deutlich vor Augen stellte. Das macht meine Erziehung, pflegte der Künstler auf ein derartiges Lob zu antworten; ich bin streng geleitet worden von meinem Vater, dem ich es nie recht machte und der sich unendliche Mühe gab mit Heranbildung seiner Kinder.

Nein, das macht die schöne, vollendete, innere Begabung! rief Winckelmann. Lieber Mengs, verläumden Sie sich nicht selbst. Das kann die Schule, und sollte sie selbst die vollendetste sein, nicht wirken. Ich weiß, wie weit ich durch Bücher und Hülfsmittel gekommen bin, denn ich war mein eigener Lehrer, und meine in Armuth und Noth hingebrachte Jugend half diesem Lehrer trefflich nach, und deßhalb kann ich ein Wort hierin mitsprechen. Nimmermehr wäre ich in's Wesen der Kunst, in das geheimnißvolle Etwas, warum es sich handelt und das allein der Welt Belehrung und Freude abfordert, gedrungen, wenn nicht zu dem Fleiß der Schule das Wissen und das Streben nach etwas Höherem gekommen wäre, zugleich mit der Fähigkeit, dieses zu erfassen und für die Menge faßbar darzustellen.

XIV.

Der Genius der Jahrhunderte hatte für die letztere Hälfte des achtzehnten eine hübsche Ueberraschung aufgespart; er ließ aus Schutt und Asche eine alte Stadt, vollkommen erhalten bis in die geringste Kleinigkeit, erstehen. Ein kostbares Spielwerk! Pompeji stieg aus der Tiefe und zeigte sich dem erstaunten Blicke des Reisenden bis auf die Zierrathen und Schnörkel an den Häusern, bis auf die Zeichnungen, die, so schien es, eben ein römischer Soldat der Wand seines Wachtlokals einverleibt hatte, ganz so, wie es die Hand desselben Genius vor zweitausend Jahren in die Erde versenkt hatte. Es war zum Erstaunen! Ein so liebliches Wunder war noch nicht gesehen worden! Ganze Züge Neugieriger liefen herbei, es zu sehen; die Gelehrten kamen mit ihren Notizenbüchern, mit ihren Mappen und Tafeln, und wandelten

in eine der Straßen, die noch die Spuren des vor zweitausend Jahren hier gerollten Wagens trugen. Damen der modernen Zeit wandelten in die Kaufläden und Boutiquen, wo gerade vor zweitausend Jahren römische Frauen, Schönen vom Hofe des Titus, gewandelt und gekauft hatten. Was konnte Wunderbareres sein! Neapolitanische Arbeitsleute stießen, als sie einen Brunnen graben wollten, auf die Trümmer eines alten Amphitheaters; man grub weiter, und nun sah man eine kleine römische Provinzstadt erstehen, die, wie die Schriften meldeten, zur Zeit des Kaisers Titus von einem glühenden Aschenregen des Vesuvs verschüttet worden war. Jede andere Stadt, deren Gründung sich aus einer so langen Reihe von Jahren herschrieb, erlitt von dem Gange der Zeit merkbare Veränderungen, sie blieb nicht dieselbe, die sie gewesen war, hier aber hatte der heiße Sargdeckel, der darüber sich breitete, jeden Zug der Leiche erhalten, als wenn sie gestern erst der Erde anvertraut worden wäre; nichts fehlte, um die Phantasie des Beschauers in die Zeit zu versetzen, wo die Verstorbene noch unter Menschen wandelte. Dies war ein willkommener Fund für die Antiquare und besonders für unsern Winckelmann. Obgleich die Bildwerke, die man hier fand, nicht von be-

sonderer Art waren, obgleich die Gebäude, die man ausgrub, wenig besser waren als die, die man noch heutzutage in kleinen Provinzstädten findet, so waren sie doch deßhalb doppelt interessant, weil keine Hand eines Barbaren daran gerüttelt hatte, weil kein zerstörender Einfluß, er möchte sein, welcher er wollte, sich in die Ordnung der Dinge gemischt hatte. Diese Ordnung war demnach ganz erhalten. Man sah das Theater der Stadt, man fand die Wege, die die Menge wandelte, um ein beliebtes Schauspiel zu sehen, man fand noch die Theaterzettel, nach unserem Begriff zu reden, wie sie sich an den Mauern befanden. Man sah in dem Innern der Wohnungen eine seltsame Unordnung; viele waren verlassen, in einigen befanden sich noch eine Anzahl Skelette, die sich um einen Tisch oder in eine Ecke des Zimmers herum gruppirten, wie eine Gesellschaft, die sich berathschlagte, wie sie sich retten wolle bei einem plötzlich hereinbrechenden Unglück. Man fand eine junge Frau, die, ihren Säugling auf dem Schooße, wahrscheinlich einen ausgesandten Diener erwartete, der mit Nachrichten zurückkommen sollte, in wie weit dem ängstlichen Zustande zu trauen sei. In dem reichen Hause eines, wahrscheinlich aus Rom hier weilenden Gastes sah man die Gestalt des Patri-

ziers auf einem Sopha ausgestreckt; er hatte die Gefahr nicht für so nahe oder für so wichtig gehalten, und übrigens verließ er sich auf die Anzahl seiner mitgebrachten Sklaven, die ihn schon aus seiner Ruhe, wenn es noth thäte, wecken würden. Sie weckten ihn nicht, und der reiche Schlemmer schlief einen entsetzlich langen Schlaf, und ein gänzlich fremdes Geschlecht trat in sein Schlafgemach, nachdem zweitausend Jahre vorübergerollt waren. Im Soldatenquartier, da, wo die schon erwähnten, amüsanten Skizzen an die Wand gepinselt sich befanden, erblickte man eine Anzahl Skelette, die sich waffneten, eine andere war auf der Flucht begriffen. Hausthürschlüssel fand man, Lampen, die erst halb zu Ende gebrannt waren, Küchengeschirr, mit Resten von einer nicht zu beschreibenden Speise darin, kleine Töpfe, die Würze und besondere Zuthaten enthielten, Zubereitungen in dem Schlafzimmer für die Nacht, die eine ewige werden sollte, Polster, in denen noch die Stelle eingedrückt war, wo ein Ellenbogen, eine Hand sich aufgestützt, eben abgelegte Sandalen, Kämme, Ringe, Schmucksachen; eingemachte Früchte und tausend Dinge, mit denen das Leben sich umgiebt und die es wieder von sich stößt, wenn ihr Dienst geleistet worden, und die darum selten so, wie es

hier war, zu finden sind. Man fand sogar noch einen Kamm, an dem noch einiger Schmutz befindlich war; Asche, die sich um eine schöne Weiberbrust gelegt und sie abgeformt hatte; die Brust selbst war fort.

Sehr viele dieser interessanten Dinge nahmen die Museen auf; sie wurden da in Ordnung hingestellt, und eine Menge gelehrter Forscher beschäftigte sich mit ihrer Klassifikation, aber man fand bald, daß, wissenschaftlich aufgestellt, sie ihres unheimlichen Zaubers, verlustig gingen und keinen andern Eindruck machten, als Raritäten, die man gesammelt und aufgespeichert hatte; darum beklagte man ihre Entfernung von ihrem eigentlichen Fundort, man wünschte sie wieder dahin, und doch war dies nicht möglich zu bewerkstelligen, weil die kleine Stadt jetzt offen dalag, und eine Menge ordinärer Diebe, die nicht das Interesse des Alterthums leitete, sich über die Schätze hergemacht hätte. Winckelmann ging daran, die gefundenen Kunstwerke zu beschreiben, nebenbei einen genauen Abriß zu geben von der Lebensweise der Alten, von ihren Bauwerken und ihren religiösen und staatlichen Einrichtungen; er gab diese Schrift besonders heraus, und sie fand eine große Anzahl von Lesern und Käufern.

Dennoch fand er bald, daß diese Dinge nur

untergeordneten Werthes waren, er kehrte zurück zu den alten bekannten Kunstwerken, die uns erhalten sind, und an diese wandte er seinen merkwürdigen Kunstsinn, sein Erforschungstalent, seine eigenthümliche Art, aus einzelnen Resten sich das ganze Gebäude des Alterthums herauszubauen, Dinge, die ihn so ausgezeichnet und so berühmt gemacht haben. —

Im Frühjahr des Jahres 1758 reiste er nach Neapel. Er machte dort die Bekanntschaft des Ministers, Marchese Tanuzzi, des kaiserlichen Gesandten Grafen von Firmian, des Marchese Galliani, des Nuntius Pallavicini und des gelehrten Kanonikus Mazochi. Eine Reise nach Caserta und Pästum, um die dortigen antiken Schätze zu betrachten, kam auch zu Stande, und mit einer reichen Ausbeute von Kenntnissen und Bemerkungen kam er nach Rom zurück. Hier war inzwischen Papst Benedict XIV. gestorben. Er hatte schon vor einiger Zeit dem Kardinal Archinto seine Dienste angeboten, diese wurden angenommen, und er erhielt die Beaufsichtigung seiner Bibliothek, die in dem Palast der Cancellaria aufgestellt war. Da er nicht wußte, ob bei dem ausgebrochenen Kriege Preußens mit Sachsen seine Pension würde fortbezahlt werden, so hatte er sich auch bei dem

befreundeten Kardinal einen Mittagstisch ausbedungen; dieser jedoch war nicht nöthig, da die erwartete Pension eintraf, und er behielt nichts als die Wohnung in der Cancellaria, die geräumig und für ihn mehr als vollkommen genügend war. In Rom lernte er den Kanonikus Giacomelli, den Monsignore Baldani, den Pater Contucci kennen und schätzen. Er machte auch in dieser Zeit die Bekanntschaft des Baron von Stosch, eines Alterthumsfreundes, dessen Sammlung von geschnittenen Steinen er sah und beschrieb. Durch diese Bekanntschaft wurde er sehr warm dem Kardinal Albani empfohlen, der ein genauer Freund des Baron Stosch war. Schon 1757 starb dieser Baron und seine Sammlung ging über in den Besitz seines Schwestersohnes, eines Herrn Muzel, der seinem Namen noch den seines bekannten Verwandten zufügte und sich Muzel-Stosch nannte. Dieser trat bei seinem Aufenthalt in Rom ebenfalls in die große Reihe der Bekannten des jetzt schon weit und breit berühmten Alterthumskenners und gelehrten Forschers Winckelmann. Seine Korrespondenz war ungewöhnlich ausgebreitet, sie ging nach England, nach Frankreich, nach Deutschland und sogar nach Amerika. Ueberall wurde er zu Rathe gezogen, überall versicherte man sich seiner Theilnahme und wurde

ein theures Kunstwerk gekauft, so mußte erst Winckelmann es sehen und darüber sein Urtheil sagen. Fürsten schickten ihre Söhne nach Rom und adressirten sie an Winckelmann, der oft ungeduldig wurde über diesen zeitraubenden, unnützen Besuch, der ihm stets ein paar Tage wegnahm, ohne daß er sah, daß seine Worte und Erklärungen, die er immer gewissenhaft gab, irgend welchen Nutzen stifteten. Ja, die rohe Manier dieser fürstlichen Wollüstlinge, die in der Weltstadt für nichts Anderes Sinn hatten, als für käufliche Mädchen, für ihre Kartenspieltische und für Schmausereien nach der Mode, flößte ihm solchen Ekel ein, daß er einst über sie an Berendis schrieb: Ich muß gestehen, daß fast alle Deutschen, die hierher kommen, französische Meerkätzchen sein wollen, und es gelingt ihnen nicht einmal, denn man muß vom Mutterleibe ein Narr sein. Vor einiger Zeit war der Herzog von — hier; ich bekenne, daß er das ärgste fürstliche Vieh ist, das mir vorgekommen; ich bin neugierig, wie mir ein deutscher Hof gefallen wird, da ich Rom gesehen. Alles ist nichts gegen Rom! Bis hierher sind wir einander gefolgt, ich bin immer vorausgegangen, folge Du nach. Ich glaubte, ich hätte Alles vorher ausstudirt, und siehe! da ich herkam, sah ich, daß ich nichts wußte, und daß alle

Scribenten Ochsen und Esel sind. Hier bin ich kleiner geworden, als ich aus der Schule von der Universität in die Bünausche Bibliothek kam. Willst Du Menschen kennen lernen, hier ist der Ort. Köpfe von unendlichem Talent, Menschen von hohen Gaben, Schönheiten von hohem Charakter, wie sie die Griechen gebildet haben, und wer die rechten Wege zu finden weiß, sieht Leute, von Wahrheit, Redlichkeit und Größe zusammengesetzt, und da die Freiheit in anderen Staaten nur ein Schatten ist gegen die, die hier herrscht, so kannst Du denken, wie man hier lebt. Alle Franzosen sind hier lächerlich, als eine elende Nation; ihre Akademie ist eine Gesellschaft von Narren, ein junger Römer machte ein Wappen für diese Akademie, ähnlich zweien Eseln, die sich kratzen, wie sie es thun, wenn sie sich wohl fühlen. Ich kenne das Uebel der deutschen Höfe, wo ein französischer Harlequin mehr als ein wahrer Deutscher gilt. Ein Franzose ist, so wie die Nation jetzt ist, ungeschickt, ein großer Künstler, ein gründlicher Gelehrter zu werden, ja, kein Franzose kann eine andere Sprache, ohne Lachen zu erwecken, reden lernen. Dieses, was ich schreibe, werde ich einmal, wenn meine Achtung in der Welt besser gegründet sein wird, in einer besonderen Schrift be-

weisen. Meine erste Schrift von der Ergänzung der alten Statuen und der übrigen Werke des Alterthums war schon zum Drucke fertig, allein ich habe sie zurückgenommen, um sie von Neuem umzuschmelzen. Die andere Schrift, nämlich die Beschreibung der Statuen im Belvedere, erfordert Zeit, weil es lauter Originalgedanken sein müssen, und zur Geschichte der Kunst fange ich an die Materialien zu sammeln, und da ist es nöthig, daß ich alle alten Griechen von Neuem lese. — Ich kann also vergnügt sein, und es macht mir nichts Sorge, als meine Schrift. Ich habe sogar Jemanden gefunden, mit dem ich von Liebe rede: ein junger, schöner, blonder Römer von sechzehn Jahren, einen halben Kopf größer als ich; aber ich kann ihn nur einmal die Woche sprechen, des Sonntags Abends speiset er bei mir. — —*) — — Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denjenigen, die Rom noch einsehen werden, die Augen ein wenig zu öffnen; ich rede nur von Künstlern, denn alle Cavaliere kommen als Narren her und gehen als Esel wieder weg! Dieses Geschlecht verdient nicht, daß man sie unterrichte und lehre. — — Unter Sachen, die mir in Rom

*) Winckelmann's Briefe an einen Freund.

abgehen, ist der Schlaf. Bei Tage ist es ziemlich ruhig in Rom, aber des Nachts ist der Teufel los. In der großen Freiheit und Strafloſigkeit, die hier herrscht, und bei der Nachlässigkeit der Polizei währten das Schreien, das Schießen, das Schwärmerwerfen und die Lustfeuer auf allen Gassen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen. Wenn ich schlafen will, ist es beinahe nöthig, mich zu betrinken, doch ist dieses Mittel in der unerträglichen Hitze nicht eben zu empfehlen. In entlegeneren Stellen, wo es etwas stiller ist, kann ich nicht wohnen, weil Rom ungeheuer groß ist. Rom ist unerschöpflich und man macht immer neue Entdeckungen; und wenn einmal ein anderer Papst kommen sollte, der mehr Geschmack, mehr Liebe zu dem Alterthum hat, als dieser, der nichts thut, als über die ganze Welt lachen, und den Charakter eines Bouffon auch in einem so hohen Alter nicht abgelegt hat,*) so würden noch Sachen an's Licht kommen können, die besser sind, als Alles, was wir haben. Man weiß die Gegenden, wo man graben müßte, und wo jetzt elende Häuser stehen. Ganz Rom seufzt nach einem neuen Papst: dieser lebt allen Menschen, sonderlich

*) Benedict XIV.

den Cardinälen, zu lange: aber seine Gleichgültigkeit erhält ihn der Welt zum Trotz. — —

Gegen Ende des Jahres 1758 starb der Cardinal Archinto, und der Cardinal Alexander Albani ließ Winckelmann die Bibliothekarstelle bei sich anbieten; damit verbunden war auch ein Aufseheramt über seine Alterthümer, ein monatliches Gehalt von zehn Scudi und freie Wohnung. Der ausgezeichnete Gelehrte nahm mit Freuden diesen Vorschlag an, da der Cardinal Albani immer eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte und er persönlich immer Liebe für den alten, würdigen Mann hegte.

Nach Beschreibung des Muzel-Stosch'schen Kabinets in Florenz kehrte er 1759 nach Rom zurück. 1760 beendigte er seine Schrift über die Baukunst der Alten und erweiterte den ursprünglichen Plan seiner Geschichte der Kunst, die er dem Buchhändler Fueßli in Zürich übergeben wollte. 1761 starb der Cardinal Passionei, und um diese Zeit verließ auch Mengs Rom, da er mit achttausend Scudi Gehalt eine Anstellung in Madrid erhalten hatte, wo der König von Spanien ihm persönlich wohlwollte.

Diese Abreise von Mengs war ein betrübendes Ereigniß für unsern Winckelmann. Er fühlte sich vereinsamt, denn Mengs war ihm ein Bruder ge-

worden, ein theurer Vertrauter, dem er Alles mittheilen konnte, was ihn in Rom anregte und bewegte. Seine Frau blieb noch in Rom und Winckelmann erhielt von Mengs den Auftrag, seine Stelle bei ihr zu ersetzen, was den kleinen Haushalt betraf, ihr Rather und Helfer zu sein in äußerlichen Dingen, was Winckelmann auch gern übernahm. Die noch hübsche kleine Frau war sehr voll Vertrauen auf Winckelmann, daß der Leumund, wenn er auch gewollt, doch keinen Stoff zur Verläumdung gefunden hätte. Sie waren den Tag über öfters zusammen, und diese Zeit benutzte Mengs' Frau dazu, um den Freund ihres Mannes zu bekehren. Er sollte ihrer Ansicht nach ein glücklicher Gatte und Vater werden, etwas, wozu sich Winckelmann nicht entschließen konnte. Sie wählte, um ihre Ansichten durchzusetzen, ein junges Mädchen, ihre Nichte, mit Namen Annunciata, ein recht hübsches Gesicht und eine gute Figur, die auch Neigung zu dem Gelehrten gefaßt hatte. Auf diese lenkte sie die Aufmerksamkeit ihres einsamen und unbeweibten Freundes, und war glücklich, wenn es ihr gelang, ihn mit Annunciata in ein Gespräch zu verwickeln. Gewöhnlich wich Winckelmann einem solchen aus, und obgleich er das Mädchen recht artig fand, war sie ihm doch nicht mehr

als tausend andere, die er sah. Mein liebes Weibchen, sagte er bei einer solchen Gelegenheit zu Madame Mengs, Sie fangen zu spät an mit Ihren Bekehrungsversuchen, wissen Sie, daß ich schon fünfzig Jahre bin, da verliebt man sich nicht mir nichts dir nichts in ein hübsches Gesicht.

Aber wie ist es möglich, rief Madame Mengs, daß Sie überhaupt fünfzig Jahre alt werden konnten und nie die Reize des Umgangs mit meinem Geschlecht genossen haben? Mengs hat mir erzählt, Sie haben nie geliebt. Welch' ein Wunder von Mann sind Sie! Und doch schreiben Sie über die Schönheit so treffend und wahr, daß alle Welt entzückt ist. Was ist denn das für eine Schönheit, von der Sie trunken sind, ist sie etwa für Sie allein vom Monde gefallen?

Ich könnte Ihnen sagen, theure Freundin, daß es die Schönheit des Mannes ist.

Gut, rief sie, was das betrifft, der huldigen wir Frauen auch. Da müßten wir ja zusammentreffen und Sie müßten verliebt sein! Aber es ist nicht der Fall.

Winckelmann, durch die Vorwürfe der kleinen Frau in Verlegenheit gebracht, wußte nicht, was er ihr antworten sollte, endlich rief er: Nehmen Sie an, daß ich nichts gefunden habe, daß ich ge-

sucht, aber nichts entdeckt habe. Ist Ihnen das nicht glaublich?

So müssen Sie immer nicht tüchtig genug gesucht haben! rief sie; denn es heißt, wer da sucht, der findet.

Manche aber finden nichts, oder sie entdecken Unwürdiges.

Das ist freilich schlimm, und mit dem Unwürdigen wollten Sie sich nicht einlassen?

Gewiß nicht. Hätten Sie mir dazu gerathen?

In keinem Fall, erwiderte sie rasch, hätte ich dem besten Freunde meines Mannes einen solchen Rath geben dürfen. Wo kamen Sie denn in diese Verlegenheit?

In welche?

Nun mit den Unwürdigen, rief sie. Ich hätte Sie gern auch mit diesen in augenblicklichem Konflikt gesehen; denn man muß die Frauen kennen lernen, die Unwürdigen unseres Geschlechts zeigen sich nicht gleich offen den Männern. O, wir haben eine ganze Anzahl von Schlichen, die wir anwenden, um den genauesten Nachforschungen Ihres Geschlechts zu entgehen. Eine Unwürdige, die sich gleich als eine solche zeigt, wird von uns ebenfalls verachtet. Also wo entdeckten Sie diese schlimmen Personen?

Nehmen Sie an, daß dieses außerhalb Rom und Italien geschah, antwortete der Gelehrte. In Deutschland, als ich noch jung war.

In Deutschland? Sonderbar, und da gerade sollen die Frauen alle so tugendhaft und würdig sein! —

Wo gäb' es ein Land, wo nicht verschmitzte und verbuhlte Frauen zu treffen wären? rief Winckelmann.

Da haben Sie recht! rief sie; aber in dem Fall wissen die Männer sich zu helfen, sie vergelten die Verschmitztheit mit einer gleichen, und ist die Frau untreu einmal, so ist es der Mann dagegen hundertmal.

Hat Ihnen das Mengs beigebracht?

Ach Gott, der gute Mengs, das fehlte noch, daß der nach diesem schönen Muster gearbeitet wäre! rief sie lachend; nein, der ist mir treu. Und wen soll er denn auch lieben? Er hat Niemand; seine Bilder und ich, wir theilen uns in sein Herz, wenn ich es so nennen soll. Eigentlich bin ich ihm auch überflüssig, er könnte ganz für und mit seinen Bildern leben.

Glauben Sie?

So scheint es mir.

Vielleicht schließen Sie es daraus, nahm nach einer Pause der Gelehrte wieder das Wort, weil er fortreiste und Sie meinem Schutze empfahl?

Nein, nicht daraus; er wußte, daß Sie die Weiber nicht ansehen; er war da ganz sicher.

Und doch wollen Sie machen, daß ich ein Weib nicht allein ansehen, sondern sogar heirathen und mit ihr zu Bett gehen soll.

Ja, das möchte ich! rief sie lebhaft, Sie werden sehen, welch' ein ganz anderes Leben in Ihnen erwacht! Denken Sie, wenn eine zahllose Familie von zwölf Kindern Ihnen folgte, Sie vorangehend! Alle Schätze der Erde würden Ihnen offen stehen.

Liebe Frau, das sind Narrenspossen! rief er. Glauben Sie mir, ich bin ernstlich froh, daß ich keine Kinder habe, denn Kinder schaffen Sorgen und machen frühzeitig den Mann alt und beugen seinen Rücken in Kummer und Elend. So bin ich ein Gelehrter, frei, ohne Sorgen, kann ganz meiner theuern Kunst und Wissenschaft leben. Ich könnte Ihnen noch mehr sagen, doch Sie würden sich kaum die Mühe geben und das Interesse dafür haben, das nöthig ist, um mich zu verstehen.

Sie sind unverbesserlich! antwortete Frau Mengs und wandte ihm verdrießlich den Rücken.

Solcher Gespräche wurden viele geführt zwischen den Beiden.

XIV.

Winckelmann war ein Gutschmecker und ein Trinker geworden. Er hatte es jetzt vollauf, und sein Grundsatz war, da er in der ersten Hälfte seines Lebens mit Entbehrung gekämpft, es in der zweiten Hälfte nachzuholen und so ziemlich alle die Genüsse kennen zu lernen, von denen er früher nur in Büchern gelesen. Von der Tafel des Cardinals kam er zur Tafel eines reichen Banquiers, von da an den Tisch eines Prälaten, und wieder von dort zu einem Fürsten; überall gab es die Fülle, und der nicht am mäßigsten Genießende war unser Freund. Bei sich zu Hause gab er kleine lucullische Abendessen, wo er höchst Wenige, nur seine intimen Freunde, und eine neue junge Bekanntschaft dazu einlud, und die Flasche mit Orvieto und Lacrimae ging dort bis spät in die Runde, und Gespräche wurden geführt,

zu denen es nöthig wurde, die Thür sorgsam verschlossen zu halten.

Auch was das Aeußere betrifft, hatte er sich verändert. Er trug jetzt das Kostüm eines Abbate, über einen langen schwarzen Rock eine schwarze Binde mit einem blauen Streifen und einem weißen Rändchen, dann einen seidenen Mantel, so lang wie der Rock. Beinkleider von Sammet, Schuhe und Strümpfe und Schnallen. Dann ließ er sich ein sogenanntes Campagne-Kleid machen, einen kaffeebraunen Drap d'Abbeville-Rock mit goldenen Brandebourgs und dazu noch ein Reisekleid von englischem Malletonne, den er zur Reise nach Neapel anlegte.

Er hatte es aufgegeben, jedem Reisenden seiner Bekanntschaft als Reisecicerone zu dienen; nur regierende Fürsten machten eine Ausnahme, diese begleitete er und zeigte ihnen die Alterthümer. Doch bereuete er, daß er manchen von diesen vornehmen Herren Nachrichten mitgetheilt, die diese mißverstehend und wenig discret wieder zu Hause ausplauderten, wodurch manches Schädliche und Nachtheilige für ihn entstand.

Madame Mengs hatte unterdessen ihren Plan, Winckelmann zu verheirathen, nicht aufgegeben und sie benutzte jede Gelegenheit, die ihr zur Förde-

rung dieser Absichten dienlich sein konnte. So hatte sie, da Mengs nun fast schon ein halbes Jahr fort war und kürzlich Briefe von ihm angekommen waren, zur Feier seines Geburtstages eine kleine Lustparthie veranstaltet, die in einem hübsch gelegenen Orte im Gebirge abgehalten werden sollte. Der Wagen war zu neun Uhr bestellt, und es schlug schon zehn, nach der deutschen Uhr berechnet, denn in Italien galt eine andere Bezeichnung der Stunden, und Winckelmann war noch nicht da. Der Kutscher wurde ungeduldig und drohte fortzugehen, indem er andere Verpflichtungen zum Vorwand nahm. Madame Mengs und ihr alter Verwandter, ein pedantischer Gelehrter, der sich dem Vergnügen angeschlossen, thaten ihr Möglichstes, den erzürnten Mann zu begütigen; er ließ endlich den Wagen und die Pferde unter Aufsicht eines Sohnes zurück, und entfernte sich selbst. Jetzt kam Winckelmann eilig die Straße hinab. Er fand die kleine Gesellschaft, geputzt und ungeduldig wartend, und machte auf's Beste seine Entschuldigungen. Man hatte ihn aufgehalten, er hatte müssen zu seinem Bilde sitzen, das eine hübsche deutsche Künstlerin, Angelica Kaufmann, machte. Sie hatte ihn nicht fortgelassen, und mehrere vornehme Freunde, die der Sitzung

beiwohnten, hatten sich mit ihren Bitten vereinigt. Endlich war es ihm gelungen, und er war entschlüpft. Nun, meine liebe Frau, wandte er sich zu Madame Mengs, wohin geht's? — Sie nannte den Ort. — Oho! rief er, das ist ja eine ziemliche Strecke Wegs bis dahin! — Gleichviel, wir müssen hin; Sie wissen, das war stets Mengs' Lieblingsort! Was würde er sagen, erführe er, daß wir anderswo sein Wiegenfest gefeiert. — Nun gut, so lassen Sie uns aufbrechen, es ist schon spät, und werden wir zur Mittagsstunde den Ort schwerlich erreichen.

O, was das betrifft, ich habe Vorrath mitgenommen, sagte die Dame, wir können essen, wo es uns gefällt. Herr Winckelmann, hier ist Annunciata, die Ihnen ihre Aufwartung macht! Annunciata, ich bitte Dich, grüße unsern Hausfreund. Wie finden Sie, daß ihr der Putz steht? Das Tüchelchen, das sie um den Hals trägt, ist ein Geschenk von Raphaël.

Winckelmann lobte das junge Mädchen, das blöde und etwas ungeschickt vor ihm stand.

Und hier ist mein guter alter Vetter, Camucci, fuhr Madame Mengs fort, den alten pedantischen Gelehrten vorstellend. Die Herren kennen sich wohl schon. Camucci hat trotz seiner Zerstreutheit

nicht vergessen, seinen Neffen mitzubringen, damit der junge Mensch helfe, wo man seiner bedarf. Matteo, begrüße den vornehmen Herrn, den Freund unseres Meisters.

Ein ungeschickter Kratzfuß war die Folge dieser Aufforderung.

Jetzt setzte sich die Gesellschaft in Zug. Im Platz nach hinten im Wagen, der für den anständigsten und bequemsten gehalten wurde, nahmen Frau Mengs und Winckelmann Platz, vorn saßen der Gelehrte und Annunciata; auf dem Kutscherbock hatte sich neben dem Wagenlenker Matteo angesiedelt, der einen mächtigen Korb auf seinen Knieen schaukelte und noch dazu eine Menge Bündelchen und Päckchen um und an sich hatte. Der Wagen ging sehr langsam; als man zur Eile aufforderte, hieß es, der Herr des Wagens hätte bei seinem Abgehen den Befehl zurückgelassen, das Pferd nicht zu sehr anzustrengen. Man mußte sich also diesen Schritt, der eher für einen Leichenwagen paßte, gefallen lassen. Kaum war man ein paar Straßen gefahren, als es sich zeigte, daß Madame Mengs etwas Wichtiges vergessen hatte; Matteo mußte also von seinem hohen Kutschersitz herab und das Vermißte holen. Während dessen stand der Wagen in der brennendsten Sonnen-

hitze auf der Straße still. Winckelmann seufzte; Madame Mengs machte ihn auf Annunciata aufmerksam. Haben Sie je, flüsterte sie ihm zu, ein Mädchen gesehen, das so ruhig sitzt, sich gar kein Zeichen von Ungeduld anmerken läßt? Ein vortrefflicher Charakter für eine künftige Hausfrau. Winckelmann lächelte und schwieg. Die gefundenen Sachen kamen, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Jetzt war man außerhalb der Stadt und der Weg stieg langsam aufwärts; war es früher schon langsam gegangen, so war es jetzt fast nicht auszuhalten; Winckelmann und der alte Gelehrte stiegen aus und gingen zu Fuß, indem sie ihre großen Regenschirme gegen den Stich der Sonne aufspannten.

Der alte Gelehrte benutzte die Zeit, um mit Winckelmann einen Streit über die Form der alten Wagen anzuknüpfen. Von den Wagen ging es auf andere Gegenstände über, und zuletzt befand man sich in einem vollständigen Zerwürfniß über die Hauseinrichtungen der Römer und Griechen.

Es ist sonderbar, Herr Camucci, sagte endlich Winckelmann, daß Sie sich in einen Streit mit mir einlassen über diese Gegenstände, über die ich gerade jetzt schreibe und die ich daher genau wissen muß.

Und ich? rief der Gelehrte, wie steht es mit mir? Ich habe in meinem Leben nichts Anderes gethan, als mich um diese Dinge bekümmert. Ich weiß so genau die Hauseinrichtung eines alten Gebäudes, als wäre es meine eigene Kammer. Davon will ich Ihnen gleich einen Beweis liefern. Er blieb stehen und zeichnete mit seinem Stock die Stelle der Möbel in einem antiken Hause. Winckelmann ließ sich erschöpft auf eine Bank nieder, die am Wege stand. Er war entschlossen, durch keinen weitern Widerspruch das Gespräch neu aufzuregen; der pedantische Gelehrte siegte also, indem Winckelmann schwieg. Er stieg wieder in den Wagen. Madame Mengs fragte ihn aus über die Sitzung. Was soll ich Ihnen sagen, Frau Mengs, sie haben mir Alle schöne Dinge gesagt. Die Malerin sagte mir sogar über mein Gesicht die angenehmsten Einfälle; sie sprach über meine Augen, und wissen Sie, wie sie diese nannte? Verliebte Augen! Nun, das hat mir noch Niemand gesagt; diesen Ausdruck müssen sie erst hier in Italien angenommen haben.

Und ich weiß, welch ein Gegenstand ihnen den Ausdruck gegeben hat, sagte die Frau mit einem Seitenblick auf Annunciata.

Winckelmann fuhr fort, ohne diesen Wink zu

verstehen; Angelica Kaufmann ist ein reizendes Geschöpf, voll Muthwillen und Schalkheit. Es war auch ein Landsmann von mir da, ein junger Deutscher, ein Dichter, sie nannte ihn Goethe. Auch der sagte mir Schönes über meine Schriften. Kurz, ich wurde, um es mit einem Worte zu sagen, vergöttert.

Ei, wenn das Mengs wüßte, wie würde ihn das freuen! sagte die Frau. So lange er hier war, umgab noch nicht dieser glänzende Schein Ihr Haupt, theurer Freund. Es gab Tage, wo Sie sich vernachlässigt und hintenangesetzt fanden. Erinnern Sie sich, als die Frau von Lecke oder Recke hier war. Diese eigensinnige Dame suchte sich einen andern Führer zu ihrem Begleiter aus.

Dies war nur vorübergehend! rief Winckelmann; auch wünschte ich die Bekanntschaft der Frau von der Recke aus einem andern Grunde, sie sollte mir Nachrichten von einem Freunde geben. Es ärgerte mich, daß sie das nicht that.

Und wissen Sie auch, warum sie es nicht that? rief Frau Mengs. Man hatte Sie bei ihr verklatscht. Es hatten ihr böswillige Leute von Ihrem Uebertritt zum Katholicismus erzählt, und das war es, was die fromme Dichterin empörte. Es giebt Frauen, die über die Angelegenheit der

Religion nicht hinwegkommen können. Mir ist es gleichgültig. Was will die Angelica Pausmann, oder wie sie sich nennt, mit dem Bilde machen? Ich denke, sie macht mir ein Geschenk damit, mir oder vielmehr Mengs, ihrem alten und ersten Freunde hier in Rom.

Ich will ihr Ihren Wunsch mittheilen, erwiderte Winckelmann; ich glaube aber nicht, daß sie darauf eingeht; sie arbeitet das Bild für einen Kupferstich aus.

Es giebt schon eines von Maron von Ihnen; bemerkte die Frau des Malers.

Und noch zwei andere, rief Winckelmann. Mein Himmel, hätte man mir das gesagt, als ich in Seehausen saß und meinen einzigen Rock flickte, wahrlich, ich hätte es nicht geglaubt, daß man sich um mein Bild reißen würde! Beim Himmel, wenn ich bedenke, welchen Weg das Schicksal mit mir genommen, ich kann nicht anders als dankbar sein. Nur etwas früher hätte ich diese Glücksbegünstigungen gewünscht.

Früher! und weshalb früher? rief die Freundin; es ist noch immer Zeit, sich nach einem anständigen häuslichen Glück umzusehen. Ihr Körperliches ist wohl erhalten, Sie sehen viel jünger aus, als Sie sind. Findest Du das nicht auch,

Annunciata! Still, Kind, was hast Du? Warum schielst Du immer nach oben? Das Gepäck des armen Matteo hindert Dich, oder glaubst Du, daß er es nicht tragen kann, daß ihm Manches dort entschlüpft? Matteo, Du Galgenstrick, wenn Du etwas von dem Dir Anvertrauten fallen läßt, so hast Du es mit mir zu thun! Hörst Du? Gieb Acht auf alle Deine Päckchen und Bündelchen!

Eine Versicherung von Matteo, daß Alles auf's Beste gehen würde, diente als Antwort auf diese Frage. Frau Mengs wandte sich wieder zu ihrem schwer zu bearbeitenden Gefährten. Nicht wahr? fragte sie, Sie denken jetzt nicht mehr daran, wieder nach Deutschland zurückzukehren?

Der Cardinal läßt mich nicht fort; ich bin ihm Eins und Alles; sagte Winckelmann. Wenn ich einmal bei einem seiner festlichen Abendessen fehle, so ist er übler Laune. Aber freilich, er ist schon über siebenzig Jahre, ewig kann er nicht leben.

Und wenn er todt ist, so haben Sie andere Freunde, die Sie nicht verlassen, rief Madame Mengs. Da ist der sardinische Gesandte, der um Sie wirbt, wie ein Mann um ein Mädchen, und noch viele Andere, meine und Mengs unbedeutende Persönlichkeit nicht zu vergessen.

Liebe Freundin, Mengs wird nicht aus Spanien zurückkehren; Sie werden ihm dahin folgen müssen.

Madame Mengs seufzte. Ich thue es ungern, weiß Gott, ich gehe nicht gern aus Rom fort. Aber der arme Mann hat eine Frau nöthig, die ihm seine Wäsche in Ordnung hält, und ihn verhindert, zu viel Geld wegzuschleudern. Ach und wie soll ich fortgehen, nun ich weiß, daß hier Freunde nachbleiben, die unversorgt sind. Wenn Sie sich entschließen, lieber Winckelmann, unterdessen, da ich noch hier bin, rasch zu heirathen und sich einen Hausstand einzurichten, glauben Sie mir, ich würde alsdann das Schicksal ruhig über mich walten lassen, und wenn es mich in das stille Weltmeer riefe, oder sonst nach einem unbekannten Fleck unsrer Erde.

Kümmern Sie sich darum nicht, theure Freundin! rief Winckelmann, Ihre Freunde werden selbst für sich sorgen.

Madame Mengs seufzte. Wie langsam es vorwärts geht, sagte sie nach einer Pause. Und Du, Matteo! Was, zum Kuckuk, hast Du Dich immer umzusehen? Was schielst Du stets zurück in den Wagen? Halt die Pferde an, Dein alter Oheim will wieder einsteigen. Es ist ganz unartig, Ca-

mucci, daß Sie ausgestiegen sind; es hält nur den Wagen auf. Nun laß zufahren, Matteo.

Der zerstreute alte Gelehrte machte eine Entschuldigung, indem er sich neben Annunciata drängte und seinen Regenschirm zuklappte. Bald darauf machte man Halt, um das Pferd verschnaufen zu lassen. Madame Mengs faßte Annunciata unterm Arm und Beide gingen mit einander am Ufer des Baches spazieren. Matteo mußte bei den Pferden bleiben, weil der Kutscher einen Auftrag zu besorgen hatte. Die beiden Gelehrten fanden sich wieder im Streite mit einander. Winckelmann hatte ein Stück vom Boden aufgenommen, das sich als ein Fragment eines antiken Mauerbezugs auswies. Sie untersuchten es Beide. Es ist ein Stück von der Mauer eines öffentlichen Gebäudes, man sieht es aus der Sorgfalt, mit der es gemacht worden. Die Mauern wurden von Ziegeln gemacht, die dann mit marmornen Platten belegt werden, wie man es am Portikus des Pantheon sieht. Siebenmal wurde eine solche antike Mauer mit Mörtel bestrichen, wie Vitruv erzählt, jeder Auftrag dicht geschlagen und zuletzt mit gestoßenem und feingesiebtem Marmor überzogen. Eine solche Bekleidung ist doch nicht über einen Finger dick. Es war demnach eine übertünchte Mauer

so glatt wie ein Spiegel, man machte Tischblätter aus solchen Stücken Mauerwerk.

Ja, rief der Gelehrte, man sieht diese Gattung Mauer auch in den Bädern des Trajan.

Nicht des Trajan, rief Winckelmann, sondern in dem Wasserbehälter der Bäder des Titus; dann in der sogenannten Sette Sale und in der Piscina mirabili bei Bajä. Man ist nicht im Stande, von den Wänden und Pfeilern die Bekleidung abzuschlagen, sie ist so hart wie Eisen, und glatt wie ein geglätteter Spiegel.

Santes Bartoli spricht von dieser Art Wandbekleidungen, sagte Herr Camucci.

Bitte um Verzeihung! rief Winckelmann, er spricht von etwas ganz Anderm, er führt die Wände an, die ganz mit kupfernen Platten belegt waren, so wie der Tempel des Jupiters zu Antiochien mit vergoldeten Blechplatten sich zeigte.

Ganz recht, diese Zimmer wurden bei Bajä entdeckt! rief der Gelehrte.

Nicht bei Bajä! rief der andere Gelehrte, unweit Marino bei Rom wurden sie entdeckt, an einem Orte, welcher ehemals ad Bovillas, jetzt aber alle Fratocchie heißt. —

Ei, bei Leibe! Es war in Bajä.

Wo denken Sie hin? Theurer! rief der Strei-

ter; die berühmte Vergötterung des Homerus im Palast Colonna wurde ja da gefunden. Man glaubt, daß hier ehemals eine Villa des Kaisers Claudius gestanden.

Die wurde im Tricinium entdeckt.

Winckelmann wandte sich entrüstet ab. Mit Ihnen ist nicht zu streiten; Sie wissen die Dinge nicht, die unter Ihren Augen geschehen sind. Lernen Sie besser Ihre Zeit begreifen. Sie haben geschlafen, Herr Camucci, die ganze Zeit über funfzig Jahre haben Sie geschlafen und nichts gesehen und nichts gelernt.

Mein Gott! Welch ein Streit! rief Madame Mengs. Ist es nicht den Herren gefällig einzusteigen; es soll wieder vorwärts gehen. Um was, um's Himmelswillen, entstand der Zank?

Um ein Stück Mörtel, rief Winckelmann lachend.

Nun, die heilige Jungfrau steh' mir bei, wenn das ein triftiger Grund ist, warum Männer, die doch längst die Kinderschuhe ausgetreten haben, sich in die Haare fallen! rief Frau Mengs erhitzt. Könnt Ihr denn nicht, wie es andere Leute thun, harmlos mit einander plaudern? Muß denn immer die Sache durch Streit entschieden werden?

Herr Winckelmann glaubt, weil jetzt alle Welt ihm schmeichelt, sagte der pedantische Gelehrte, daß

er jeden Forscher und bekannten Gelehrten, vor ihm, auf den Fuß treten kann, ungestraft. Das ist eine üble Angewohnheit der berühmten Leute heutzutage. Zu meiner Zeit war dies nicht der Fall, da war man bescheiden, rücksichtsvoll. Ich kann mich noch besinnen, wie ich einen Streit hatte mit Arnold Piccini, Piccini contra Camuzzi, wie artig gingen wir mit einander um, obgleich wir uns gegenseitig wenig mehr als die Hälse brachen, wie die gelehrte Welt bezeugte.

Gott! Welch' ein Lärm ist das! rief hier Frau Mengs, und legte sich mit halbem Leibe aus dem Wagen. Die Heiligen seien uns gnädig! Der elende Bube, der Matteo, hat wahrhaftig den Korb mit der Fischpastete fallen lassen! Teufelsjunge, willst Du wohl aufmerksam sein! Der Korb geht auf, die Pastete rollt hervor; halt, halt! sie fällt in den Graben! Halt! Ihr nach! —

Matteo sprang herab und haschte die Pastete, die eben über den Rand des Grabens schlüpfen wollte, um sich mit dem Schmutz desselben, den sie für die ihr zuständige Sauce hielt, zu mischen. Er wandte sich, feuerroth vor Scham und Zorn im Gesicht, gegen Madame Mengs und rief erbittert: Wenn Sie, Madame, die Geschicklichkeit haben, zwölf Sachen zu halten, und doch noch Platz

für ein Dreizehntes behalten, dann haben Sie recht, über meine Ungeschicklichkeit zu schelten. Hier, das Nähkästchen des Fräuleins Annunciata hatte ich zu bewahren.

Wer gab Dir das Nähkästchen? forschte die Erzürnte weiter. Ist es je erhört, daß junge Burschen mit Nähkästchen sich herumschleppen?

Ich gab es ihm, liebe Tante! rief Annunciata verlegen. Ich hatte keinen Platz in meinem Schooße, wo ich Ihre Haubenschachtel tragen muß.

Nun, kann man eine bessere Entschuldigung machen? Sei ruhig, mein Mädchen, ich sage ja zu Dir nichts! sagte Frau Mengs. Wir Weiber sind ja obenein immer die Sündenböcke, wenn uns etwas zerbricht oder fällt, obgleich die Männer recht gut wissen, daß sie die eigentliche Schuld tragen. Sie blickte dabei Winckelmann mit einem Blick des Vorwurfs an.

Gilt das mir, Madame? fragte dieser überrascht.

Haben Sie nicht das arme Ding mit dem Fuß eben gestoßen? sagte Frau Mengs. Man kennt eine solche geheime Zeichensprache; aber sie ist hier ganz nutzlos.

Ich versichere Sie, rief der Gelehrte, ich habe das Fräulein nicht angerührt.

Frau Mengs athmete tief. Wir wollen das nicht

näher untersuchen, rief sie. Nun ist die Pastete wieder in ihrem Korbe, sagte sie zu dem jungen Menschen. Ich will hoffen, daß Du nichts davon auf der Straße hast liegen lassen; es würde dann ohne Zweifel ein Gelehrter kommen und sie für ein Stück antiken Mörtels halten.

Dieser Spaß fand allgemeinen Beifall. Der ganze Inhalt des Wagens lachte, und so lachend fuhr er vor die Schenke, die das Ziel der kleinen Reise war. Die Damen stiegen aus, von den Herren unterstützt. Matteo wickelte sich von seinem hohen Sitz, von all' den ihn umgebenden Sachen los, und kam an den Wagen, um Madame Mengs demüthig um Verzeihung zu bitten und ihr die Hand zu küssen, eigentlich aber, um sich mit Annunciata zu beschäftigen, der er den Arm reichen wollte, um sie in's Haus zu führen. Allein die Tante kam dazwischen. Was willst Du, Schmutzbartel! redete sie ihn an. Laß sie sogleich los; um Damen zu führen, muß man feiner und anständiger sein, als Du es bist. Hier der berühmte Gelehrte wird diese Pflicht hoffentlich mit Vergnügen erfüllen. Geh' Du in die Küche und sieh, was zu unserm Mahl vorhanden ist. Was ist das für ein Lärm im Hause?

Herr Camucci hatte unterdessen das Haus un-

tersucht und kam eben mit dem Wirth und meldete, die Zimmer, welche die Gesellschaft für sich bestimmt, seien besetzt worden. Zwei vornehme Cavaliere aus Neapel seien darin abgestiegen und hielten da Tafel.

Der Aerger hierüber, den Frau Mengs empfand, wurde gemäßigt durch die Nachricht, es seien vornehme Cavaliere. Man entschloß sich, ein Zimmer im Gartenhaus in Beschlag zu nehmen. Hier wurde der Tisch gedeckt und mit den mitgebrachten Delicatessen besetzt. Frau Mengs und ihre hübsche Nichte ordneten Alles an, Matteo brachte mit dem Wirth die Speisen, die in der Küche bereitet wurden. Den Wein setzte Herr Camucci auf die Tafel. Als Alles fertig war, setzte man sich fröhlich um den Tisch, und ein Lied wurde angestimmt, das zu des abwesenden Mengs' Lieblingsliedern gehörte und bei welcher Gelegenheit man seiner dachte, ihn leben ließ und seine Einrichtung in Spanien besprach. Frau Mengs stellte jetzt die gerührte Wittwe dar; sie wischte sich die Thränen aus dem Auge, hatte dabei aber immer noch Zeit, auf ihre Nichte zu sehen, die sie an Winckelmann's Seite gesetzt hatte.

Eine glückliche Ehe, ohne Zweifel, ist die Ihrige, liebe Freundin! rief Winckelmann.

Eine sehr glückliche, erwiderte die Frau schluch-

zend, eine so zufriedenstellende, wie ich sie jedem guten Mann wünsche. Mengs kam hierher nach Italien, er wußte von den hiesigen Frauen gar nichts und achtete sie nicht besonders, da lernte er mich kennen, ich war aus niederem Stande, nicht gelehrt, nicht gebildet, man hätte denken sollen, nichts hätte sich schlechter mit dem berühmten Maler vertragen, als eine solche Frau; dennoch nahmen wir einander, und Keines hat es bereut. Ach, Freund Winckelmann, die Ehe ist doch eine gar herrliche Sache!

Ich glaub's, nur muß man früh dazu schreiten! rief der Angeredete.

Annunciata ist nicht der Ansicht! Sie liebt die etwas reife Gattung der Männer. Ist es nicht wahr, liebes Nichtchen? Was der Bursche für Gesichter schneidet? Matteo, gieb doch Achtung auf Deinen Braten, den Du trägst.

Madame, die Schüssel ist sehr heiß! war die Antwort.

Er ging hinaus, um nach dem Pferde zu sehen. Der Lärm im Nebenhause wurde wieder ärger, Winckelmann lehnte sich an's Fenster, um hinüber zu sehen; indem kam Annunciata in den Hof, um sich die Hände am Brunnen zu waschen; zu ihr gesellte sich der junge Mensch. Er umfaßte

sie und raubte ihr einen Kuß. Sei nur getrost, rief er, die Zeit wird auch vorübergehen; die Madame wird merken, daß sie mit dem fremden Herrn nichts ausrichtet, und Du wirst wieder mir gehören.

Ach Gott! Aber die Plage! rief das Mädchen fast weinend; ich muß mich verliebt stellen, und das kann ich nicht.

Heuchle etwas, mir zu Liebe! rief Matteo. Und von nun an wurde Kuß auf Kuß getauscht. Winckelmann zog sich vom Fenster zurück. Also ein Liebespärchen, rief er, und ich soll das Glück des armen Burschen stören. Nimmermehr! Er ging mit Camucci im Garten spazieren; plötzlich hörten sie ein Geschrei, das aus dem Zimmer der fremden Cavaliere hervorzukommen schien. Winckelmann eilte dahin. Die Thür war verschlossen; er klopfte an, Niemand öffnete. Matteo eilte im Vorsaale unruhig umher. Was giebt's hier? fragte der Gelehrte. Mein Herr, nichts Gutes! Ich kann nicht hinein, und der Kutscher ist fort, der mir helfen soll die Thür zu erbrechen! Der schurkische Wirth hat sich weggemacht.

Was bedeutet denn der Schrei?

Er wurde von unseren Damen ausgestoßen, sagte der junge Mensch, zitternd vor Aufregung.

Wenn Sie Muth haben, helfen Sie mir die Thür einrennen.

Von unseren Damen? wiederholte Winckelmann. Sind sie denn nicht im Gartenhaus?

Das haben sie schon lange verlassen, antwortete der unglückliche Diener. Madame Mengs ging mit Annunciata, um hier an der Thür nach dem Lärm, der von hier herauskam, zu lauschen. Plötzlich wurde die Thür aufgemacht, und sie hineingezogen. Seitdem fallen erbärmliche Späße vor und man geht mit unseren Damen schlecht um. Ich habe geklopft und gewüthet, man antwortet mir nicht. Die Cavaliere scheinen betrunken. Jetzt fangen die Damen an zu schreien, und da kann ich nicht anders als die Thür erbrechen.

Freilich, das wollen wir auch sofort thun! rief der helfende Freund muthig. Komm, lehne Dich mit aller Gewalt hier an diese Breter! So, nun geht's! Die elenden Dinger sind morsch! Ha! Da haben wir's. Die Thür wich den vereinten Bestrebungen. Hereingedrungen, sahen sie die Damen auf dem Schooße der Cavaliere: der ältere hielt Annunciata, der jüngere hatte sich der Madame Mengs bemächtigt, die so heftig geschrien hatte und jetzt, da sie Winckelmann eintreten sah, freudig ausrief: Gott sei gelobt, da zeigt sich un-

ser Retter. Mein Herr, wollen Sie mich jetzt gleich loslassen.

Sie sprang vom Schooße herab, brachte ihre Kleider in Ordnung, heftete um ihren Busen wieder das Umschlagetuch und trat jetzt den hereingedrungenen Männern entgegen, indem sie sich an den Arm Winckelmann's hing. Annunciata wurde noch fest gehalten.

Wer zum Teufel ist dieser Ruhestörer? rief der Mann zornig, der die Madame Mengs freigegeben hatte. Wie? mein Herr; Sie unterstehen sich, in mein Zimmer einzudringen, das man absichtlich verschlossen hat? Wer sind Sie? —

Freund! rief der andere Cavalier, in Deiner Stelle würde ich nicht fragen, sondern den saubern Herrn durch den Wirth oder seine Knechte die Treppe hinunterwerfen lassen. Annunciata hatte sich nun auch frei gemacht und gesellte sich zu ihrer Tante. Beide Frauen schlüpften aus der Thür, die Winckelmann noch immer hielt; draußen warteten sie auf den Ausgang des Streites.

Wer ich bin? fragen Sie, rief Winckelmann; mein Herr, ich bin erbötig, Ihnen darauf zu antworten, sobald ich erfahren haben werde, daß Sie wiederum den freien Gebrauch Ihrer Sinne haben. Für's Erste erfahren Sie, daß die Damen sich

unter meinem Schutz befinden, und daß ich jeden Versuch, ihre Ruhe zu stören, ahnden werde.

Prahler! rief der ältere Cavalier, das wollen wir sehen. Ziehen Sie den Degen! Ah! Sie haben keinen, da sieht man, was für ein Kunde Sie sind!

Ich bin Geistlicher, und trage keine Waffe, antwortete der Angegriffene ruhig; doch weiß ich sie zu führen, denn ich war Student in Jena und in Halle. Bestimmen Sie die Zeit und ich werde Ihnen gern zu Diensten stehen.

Der Jüngere trat hier zu dem Aelteren und flüsterte ihm ein paar Worte in's Ohr, wovon Winckelmann nur die Aeußerung verstand: In Neapel hab' ich den Herrn bei der Tafel des Königs gesehen! Nehmen Sie sich mit ihm in Acht. Der Aeltere steckte den Degen, den er schon gezogen hatte, wieder ein und rief nach einer Pause: Das sind Bagatellen, mein Herr, solche Sachen kommen überall vor; wir wollen es hier nicht so streng nehmen. Wollen wir von dem Vorfall nicht mehr sprechen.

Gut, alsdann bitten Sie die Damen um Verzeihung wegen Ihres Betragens gegen sie! rief Winckelmann streng und gebietend. Die ältere Dame ist die Frau des königlichen Hofmalers, Professor Mengs, die jüngere ist ihre Nichte.

Ach, Madame! rief der Cavalier sich verbeugend, hätten wir ahnen können, daß die Frau eines so berühmten Mannes —

Ich habe es Ihnen ja gesagt, rief die Dame, aber Sie glaubten mir nicht. Und dieser Herr, der uns so edelmüthig beschützt, ist der berühmte Winckelmann.

Wir haben von ihm gehört, rief der Jüngere, und freuen uns seine Bekanntschaft zu machen. Ihre Hand, mein Herr! Nicht wahr, Sie wollen den ganzen ärgerlichen Vorfall vergessen sein lassen? Was uns betrifft, wir sind zwei Cavaliere aus Turin, der Marchese Torendo, und ich habe die Ehre, mich Ihnen als den Principe Algorotti zu empfehlen.

Winckelmann machte eine stumme Verbeugung, Madame Mengs ließ sich's aber nicht nehmen, eine höchst umfassende Entschuldigung von ihrer Seite zu machen, die sie mit vielen Knixen und Verbeugungen anbrachte. Auch ihren Retter überhäufte sie mit Danksagungen. Bei meiner Ehre und bei dem Namen der allerheiligsten Jungfrau, waren Sie tapfer, Herr Winckelmann, und wußten Sie schon, gegen wen Sie diese kühne, herausfordernde Sprache führten? —

Mir gleich! rief der Gelobte kalt und streng.

Weiß sich ein Mann nicht aufzuführen, wie es ehrlichen Frauen gegenüber geziemt, so bin ich bei der Hand, sie zu vertheidigen, und sei er noch so vornehm. Gerade die vornehmen Schufte sind die ärgsten und ihnen gebührt eine Zurechtweisung.

Unsere Unvorsichtigkeit war an Allem schuld, erwiderte Madame Mengs. Wir gingen hin und lauschten, das hätten wir nicht thun sollen. Denken Sie, der Eine war ein Principe!

Um so mehr hätte er Sitte üben sollen! rief der Gelehrte. Sind unsere Vornehmen leichtfertig und lasterhaft, von wem soll denn das Volk die passenden Umgangsmanieren lernen? Indem er dies sprach, fühlte er seine Hand feurig gedrückt; es war Matteo, der nicht anders wußte seine Bewunderung und seinen Beifall dem Beschützer seiner Annunciata zu sagen.

Man ging wieder in den Garten. Es war Zeit aufzubrechen; das Geschirr war gepackt, da meldete Matteo, daß der Kutscher mit dem Pferde und dem Wagen fortgezogen sei und hinterlassen habe, er würde für heute nicht wiederkommen. Der Zorn der Madame Mengs und die Verlegenheit der Gesellschaft war groß. Mit vieler Mühe erlangte man zwei Maulesel, auf diesen mußten nun

sämmtliche Personen und auch das Gepäck Platz finden. Signore Camucci setzte sich auf einen Maulesel und nahm Madame Mengs hinter sich, auf dem andern nahm Winckelmann Platz und hatte die Verpflichtung, die schöne Annunciata, die höchst befangen und verlegen war, zu beschützen, Matteo, mit dem Gepäck bepackt, ging zu Fuße. Fluchend auf den ungetreuen Kutscher und lachend über die eigenen Unbequemlichkeiten, setzte sich die kleine Gesellschaft in Zug. Man verwünschte die ganze Parthie, denn sie hatte fast nichts als Unannehmlichkeiten erzeugt. Als man einen Hügel herunterritt, begegnete ihnen noch fast die größte Widerwärtigkeit, Annunciata nämlich fiel vom Esel hinab und rollte ein paar Schritte dem Abgrund zu. Ein fürchterliches Geschrei erhoben Camucci und Madame Mengs, Winckelmann sah stumm und entsetzt dem Mädchen nach, Matteo warf schnell all' seine Bündel und sein Gepäck ab, und erhaschte sie noch zur rechten Zeit, da sie eben einem Abgrund nahe war. Er brachte die Ohnmächtige zurück und setzte sie auf einen Stein am Wege. Ihre Tante pflegte sie auf's Beste, indem sie zugleich Winckelmann Vorwürfe machte.

Ich will verdammt sein, rief dieser, wenn ich weiß, wie das geschah. Warum schlangen Sie Ihren

Arm nicht um mich, Mademoiselle, dann hätte Ihnen das Unglück, herabzufallen, nicht zustoßen können. Annunciata entschuldigte sich erröthend.

Wie kann man auch verlangen, rief Madame Mengs, daß junge Mädchen ohne Weiteres die Männer umschlingen sollen! Ei, Herr Winckelmann, das war eben kein lobenswerther Zug Ihrer Galanterie! Das arme Mädchen hätte Arme und Beine brechen können! Sie werden erlauben, daß ich ihre Stelle einnehme. Herr Camucci ist, er mag sonst sein, was er will, doch ein sicherer Reiter und ein handfester Beschützer. Komm, Annunciata, setze Dich hier zu diesem Manne! Ich kann Dich versichern, daß Du da mehr geschützt bist.

Winckelmann hatte bei diesem Tausch nun den Vortheil, daß er die Schwätzerin dicht an seinem Ohre hatte. Madame Mengs schloß sich, nicht verlegen, fest an ihren Nebenmann an, und es ging nun ohne fernere Störung weiter. Als die Frau jetzt wieder von ihren Heirathsplänen anhub, ergriff ihr Führer die sichere Gelegenheit, sie von dem Liebesverständniß zwischen den jungen Leuten, das er zufällig belauscht hatte, in Kenntniß zu setzen. Er drang jetzt in sie, demselben kein Hin-

derniß in den Weg zu setzen, indem er auf jeden Plan in Betreff Annunciata's verzichtete.

Ei! rief die Dame, wie werde ich einem Habenichts mein schönes Kind geben?

Wenn der junge Bursche jetzt auch arm ist, rief Winckelmann, so wird er es doch nicht immer bleiben. Er ist Schreiber in der Kanzlei eines Advokaten, hab' ich gehört; diese Schreiber verdienen sich mit der Zeit ein artiges Capital und haben die Anwartschaft, immer höher zu rücken. An Fleiß fehlt es dem Burschen nicht; ich werde seine Kenntnisse prüfen, und finde ich sie der Art, daß ich ihn ohne Scheu bevorworten kann, so werde ich es Ihnen zu wissen thun, und nöthigenfalls selbst eine kleine Summe hergeben, damit ihm nur für's Erste geholfen werde. Sein Oheim, der alte Camucci, kann nicht ewig leben, von ihm erbt er auch. Bedenken Sie das Alles, liebe Freundin, und lassen Sie mich aus dem Spiele bei den Plänen, die Sie für die Zukunft des Mädchens machen; ich nehme sie doch nicht, Sie mögen anfangen, was Sie wollen.

Bei dieser bestimmten Erklärung versank Frau Mengs in Nachdenken. Nach langem Hin- und Herreden entschloß sie sich endlich, von der beabsichtigten Verheirathung des berühmten Gelehr-

ten ganz abzustehen; aber die Heirath des jungen Menschen schien ihr ein zu gewagtes Spiel. Sie versprach, sich die Sache näher zu überlegen.

Somit schloß sich der Tag und die Reiseparthie.

XV.

Man kann sich denken, daß Winckelmann oft nach Deutschland und an seine dortigen Freunde zurückdachte. Von allen diesen war ihm der junge Aurelius der liebste, und er dachte schon daran, ihm irgend eine seiner kleinen Schriften zu widmen, als Zeichen der Anhänglichkeit und Freundschaft, dann fiel es ihm aber ein, wie man diesen Schritt mißverstehen könnte; er wußte, daß Arlo nur mit Schwierigkeit und gebrochen las, was solle das also bedeuten, ihm eine Schrift zu widmen, von deren Inhalt er doch nichts verstehen würde. Er begnügte sich also, einem seiner anderen Freunde, einem jungen Liefländer, die Schrift zu dediciren und Arlo eine Summe Geldes zukommen zu lassen, die er sichern Händen übergab, obgleich er auch hier nicht wußte, ob sie angenommen würde. Wenn der ältere Bruder etwas davon erfuhr,

dann war er sicher, daß er das Geld wieder zurückbekam, denn nichts war den Grundsätzen dieses braven, thätigen Mannes so sehr zuwider, als unverdiente Geldgeschenke; erfuhr er aber nichts davon, dann konnte es sein, daß der junge Mensch, der doch immer seine kleinen Ausgaben hatte, sie willig von ihm annahm. Den kunstvollen Löffel, den er von ihm hatte, bewahrte er sorgsam unter seinem silbernen Geräthe. Daß ich nichts für ihn thun kann! rief er mehrmals bei sich; in Griechenland wäre es anders; da würde er mir, als seinem älteren Freunde, unbedingt folgen, und die Mittel und Wege einschlagen, die ich zu seiner Ausbildung angeben würde; jetzt, in unseren Verhältnissen, tritt er nun einmal ein in's Leben, als eine gleichsam göttliche Erscheinung, und er verschwindet wieder, und hinter ihm ist jede Spur verloren. Doch es mag sein, daß es so am Besten ist. Wenn er immer um mich wäre, so würde sich das Auge an seine Schönheit gewöhnen, oder diese Schönheit selbst wiche mit der Zeit, denn jeder schöne Mensch hat nur eine kurze Spanne Zeit, wo er wirklich schön ist, und ich könnte gerade bei ihm das Zurücktreten seiner körperlichen Vorzüge nicht mit Geduld ansehen. Jede schöne Muskel, die erlahmte, jede Linie, die von ihrem schönen Schwunge nachließe, würde ich als-

bald bemerken und darüber trauern. Ja, es ist gut, daß er fort ist, daß er sich nur einmal in meinem Leben gezeigt, damit ich weiß, daß die Schönheit noch existirt, und daß dann immer andere, minder vollkommene Gestalten mich umgeben. Es ist auch gut, daß ich ohne Vorwurf an ihn zurückdenken kann, daß nichts zwischen uns vorgefallen ist, worüber ich erröthen müßte; völlig rein, wie ich mir immer das griechische Verhältniß gedacht habe, stehen er und ich da. Glück und Segen über ihn!

Unter diesen Gedanken beschäftigte sich der Einsame mit dem Gegenstand seiner Liebe, und ohne ihn zu nennen, war Arlo oft der Punkt, um den das Interesse seiner Briefe sich drehte. An einen Freund schrieb er: Der Begriff einer heroischen Freundschaft, welcher diese und alle meine Veränderungen zum Grunde hat, wird vielleicht als abenteuerlich erscheinen, wenigstens in meinen Verhältnissen, und könnte veranlassen, mich für einen künftigen irrenden Ritter zu halten. Mein Gott, ich weiß wohl, dergleichen Freundschaft, wie ich sie suche und cultivire, ist ein Phönix, von welchem Viele reden, und den doch Keiner gesehen. In den neueren Zeiten ist mir nur ein einziges Beispiel bekannt zwischen Marco Barbarigo und

Franc. Trevisano, zwei Edlen von Venedig, deren Andenken in einer kleinen seltenen Schrift erhalten werden. Dieser göttlichen Freundschaft sollte ein Denkmal an allen Thoren der Welt, an allen Tempeln und Schulen der Menschenkinder, ein Denkmal, wo möglich aere perennius, gesetzt werden. Es verdient den großen Beispielen des Alterthums, die Lucian in seinem Gespräch Toxaris, oder von der Freundschaft, gesammelt hat, an die Seite gesetzt zu werden. Eine der Ursachen der Seltenheit dieser, nach meiner Ansicht, größten menschlichen Tugend liegt in der Religion, in der wir erzogen sind. Auf Alles, was sie beseelt oder anpreiset, sind zeitliche und ewige Belohnungen gelegt; der Freundschaft ist im ganzen neuen Testament nicht einmal dem Namen nach gedacht, wie ich unumstößlich beweisen kann: es ist dies vielleicht ein Glück für die Freundschaft; denn sonst bliebe gar kein Platz für den Uneigennutz. Der Begriff der Freundschaft reißt mich allenthalben, auch in meinen Briefen mit fort. Ich weiß wohl, daß ich nicht nöthig habe, Dir denselben von Neuem zu predigen.*)

*) Winckelmann's Briefe an einen Freund. Seite 50.

Nach vierzehn Jahren rühmlichen Wirkens und im Besitz eines Lebens vollbracht, wie er sich's gewünscht hatte, vollkommen frei, und seinem ihm lieben Studium, aber auch seinen ihm lieben Genüssen hingegeben, dachte Winckelmann daran, Deutschland wiederzusehen. Er dachte daran, ohne daß er eigentlich den Wunsch hatte, denn die dreißig Jahre, die er dort zugebracht, gerade die schönsten seines Lebens, waren ihm doch zu sehr verbittert worden durch Noth und Armuth. Es fiel ihm immer wieder ein, wenn ihm bei Zeiten diese angenehmen Jahre der Erquickung und des freien Wirkens gegeben worden wären, wie er sie angewendet hätte; er wäre nach Griechenland, zu dem Lande seiner Verheißung, gegangen, er hätte selbst die Stätte aufgesucht, wo sich ihm Spuren des damaligen Lebens kund gaben, seinem scharfen Auge, das sich nicht täuschen ließ. Doch er war seinem Schicksal dankbar für das, was es ihm gegeben, es war schon reich und schön genug; wie viele rüstig Vorwärtsstrebende erreichten auf ihrer Bahn nicht die Hälfte, ja nicht einmal ein Viertel von dem, was ihm geschenkt worden.

Er entschloß sich also, nach Deutschland zu gehen. Viele dringende Briefe lagen vor ihm, die ihn nach München, nach Wien, nach Stuttgart, nach

Dresden und Berlin riefen, und sämmtlich waren sie von Leuten geschrieben, die er seine Freunde nannte; freilich war keiner darunter, der wie Arlo das Bild der größten Schönheit ihm vergegenwärtigte, oder wie der Graf Werner den Geist ebenso wie die schöne Form zeigte; diese Prachtexemplare der Menschheit sind überhaupt selten, und sie hatten sich auf Winckelmann's Wege nur gezeigt, um ihm die Möglichkeit, daß heutzutage die Natur aus ihrer Schöpferhand sie noch hervorgehen läßt, zu beweisen; aber es waren treffliche, gute Menschen unter den Briefstellern, die für die neue Idee, die er brachte, erglühten, die für den Aufbau des Tempels der Humanität, den er sich angelegen sein ließ, ebenfalls schwärmten und nach besten Kräften Bausteine herbeitrugen. Mit diesen Trefflichen mußte er zusammenkommen, er durfte nicht lange durch den kalten Buchstaben mit ihnen verkehren, er mußte ihnen sein warmes Herz, sein lebenvolles Interesse an dem erwählten Gegenstande persönlich zeigen. Wenn dieser Besuch abgemacht war, dann wollte er wieder nach Rom zurückkehren und sich auf's Neue seinen Studien ergeben. Das Schicksal wollte es anders. Es beschloß, gerade da er an das Ziel seines Wirkens gelangt war, da er der Menschheit in sei-

ner Geschichte der Kunst vollständig das Resultat seines Strebens übergeben hatte, hiermit sein Tagewerk zu enden. Jeder der großen Geister, welchen die Menschheit als ihren Lehrer verehrt, hat seine Mission, ist diese vollbracht, so wird der Lehrer abgerufen. Dies finden wir an allen Beispielen der Geschichte bewahrheitet.

Er unternahm die Reise in Gesellschaft eines jungen Bildhauers. Als sie nach München kamen, war ihnen der Ruf schon vorausgeeilt und bereitete ihnen einen glänzenden Empfang. Jedermann wollte den berühmten Forscher sehen, man stritt sich um die Ehre, ihm Gastfreundschaft zu bezeigen, er wurde in die verschiedensten Häuser eingeladen, bei Künstlern, bei Gelehrten und bei vornehmen Herren. Aber ein seltsames Gefühl beschlich Winckelmann, er konnte des neuen Genusses nicht froh werden, es war ihm immer, als stände eine warnende Gestalt hinter ihm, die ihm rieth umzukehren. Er bekämpfte dieses leere Phantom, er mischte sich gewaltsam in die Reihen der Genossen und Freunde, immer wieder kam der finstere Augenblick mit seinen unheimlichen Mahnungen. Man verließ München, das heitere lebenvolle Wien nahm die Reisenden auf. Hier, dieselbe Erscheinung. Ich glaube, sagte Winckel-

mann zu seinem Begleiter, es ist die Bauart der deutschen Häuser, mit ihren spitzigen Giebeln, ihrer schmalen Vorderseite, die ich nicht gewohnt bin, und die auf mich diese Wirkung übt. Man redete ihm diese Träumereien aus, und der Befangene gab sich selbst durch eine ernste Kraftäußerung die verlorene Ruhe und Freudigkeit wieder. Nichts glich der ehrenvollen Aufnahme, die ihm in Wien zu Theil wurde; der Fürst Kaunitz führte ihn selbst zur Kaiserin, und Marie Thereſe erfaßte die Gelegenheit, der deutschen Wissenschaft und Kunst da, wo sie ihr nicht gefährlich sein konnte, einen Kranz zu weihen. Sie nahm den in den Kaisergemächern nicht einheimischen, freiheitliebenden Gelehrten überaus gnädig auf, schenkte ihm eine Menge Medaillen, unter denen sich auch goldene und silberne befanden, und ließ sich von ihm, so viel eine Fürstin davon versteht, die Erfolge seiner Wissenschaft erklären. Das ganze kaiserliche Haus folgte ihrem Beispiel, und Winckelmann verließ Schönbrunn so reich beschenkt und so sehr geehrt, wie es vor ihm und auch nach ihm keinem Mann der Wissenschaft zu Theil geworden ist. Aber hier, mitten in einer glänzenden Gesellschaft bei Kaunitz, überfiel ihn wieder die dunkle Traumgestalt, und er erklärte laut, daß er nach Rom heimkehren wolle.

Man war erstaunt und redete ihm die Gedanken aus, man bat ihn, für's Erste noch in Wien zu bleiben, dann nach Berlin zu gehen, wo Friedrich der Große seine Bekanntschaft zu machen begehrte. Nichts half; er blieb dabei, daß er nach Rom zurück müsse. Der Fürst sah ihn befremdet an. Aber weshalb wollen Sie denn fort? fragte er; ist hier irgend etwas, was Sie treibt? erwartet Sie dort eine wichtige Arbeit? — Eure Excellenz, erwiederte Winckelmann blaß und zitternd, mögen mir erlauben, meinem eigenen Sinne zu folgen. Ich erkenne dankbar an, was man hier gethan hat, um mein schwaches Wirken rühmend hervorzuheben, aber es läßt mich nicht ruhig weilen. Rom ist meine Heimath, zu ihr will ich zurück. — Dann gehen Sie, rief der Fürst, einem so bestimmten Gefühle läßt sich nichts entgegensetzen, aber Sie werden es bedauern, so rasch Ihre beabsichtigte Reise durch Deutschland aufgegeben zu haben. Man ließ den Mann, den man für krank hielt, gewähren, und tastete seinen Entschluß nicht weiter an.

Mit den Anstalten zu seiner Zurückreise beschäftigt, machte Winckelmann sehr früh am Morgen einen Spaziergang. Es trieb ihn, eine einsame Stätte aufzusuchen, nahe am Fluß; hier in

der tiefen Einsamkeit setzte er sich auf eine Bank nieder und überließ sich seinen Gedanken. Die Sonne ging golden auf und warf ihre entzückenden Strahlen über den Theil der Vorstädte Wiens, der sich hier dem Beschauer zeigte. Winckelmann war in den Anblick dieser reizenden Schönheiten versunken, als ihm die Erscheinung eines Mannes aus seinen Träumen störte, der gerade auf ihn zukam. Es war eine stattliche Figur, ein Greis in den achtziger Jahren, so schien es, nach dem mächtigen weißen Bart zu schließen, der bis auf den Gürtel hinabreichte. Er ging aufrecht und sein Schritt erinnerte an die alten Weisen Griechenlands, die man gewöhnlich so darstellte; auch die würdevolle Haltung und der milde Ernst in seinen Zügen entsprachen diesem Bilde. Er trug ein Gewand, das dem Mönchskostüm ähnelte, eine dunkelbraune Kutte, mit einem Strick umgürtet, doch ohne einen Rosenkranz oder sonstige Abzeichen des Standes an sich zu tragen. Seine Rechte hielt einen Stab, sein Haupt war ohne jegliche Bekleidung; der Morgenwind spielte mit seinen silberfarbenen Locken. Er blieb vor Winckelmann stehen.

Wer bist Du? fragte die sonderbare Erscheinung.

Ein Mensch wie Du; erwiderte Winckelmann

ruhig und ohne sich von seinem Sitze aufstören zu lassen.

Was ist Dein Tagewerk?

Ich suche meine Nebenmenschen zu belehren.

Durch was?

Durch Schriften.

Also fügst Du der großen, furchtbaren Masse von Büchern wieder einige nutzlose hinzu, mit der sie der Vergessenheit zueilt? —

Nicht nutzlos. Ich habe übrigens die Form von Büchern gewählt, weil ich keine andere kenne, um mich der großen, auf der Erde verbreiteten Zahl von Mitmenschen, die da mit mir streben und wirken, bekannt zu machen.

Und welche Folge erwartest Du?

Ihre Besserung.

Thor! Die Menschen bleiben ewig dieselben. Wirke zu ihrer Besserung und Du sammelst Wasser in einem Siebe. Was heute hier vortrefflich gilt, ist es morgen nicht mehr. Die Religion, die heute die Menschheit beglückt, ist morgen ihr Spott. Es ist umsonst, für die Menschheit zu wirken.

Dennoch verfolgten die Lehrer der Menschheit dieses Ziel.

Sie verfolgten es, aber sie gaben es bald, ermüdet und entmuthigt, auf.

Wehe mir, wenn Du wahr sprächest. Zu welchem Zweck lebten wir dann? Um uns zwecklos abzumühen und dann ermüdet und getäuscht zu sterben?

Wir wandeln im Dunkeln; sagte der ehrwürdige Greis. Erst wenn die Pforte sich öffnet, sehen wir, was wir sind und was wir thaten.

Also im Tode. Dann, fürchte ich, wird es zu spät sein.

Der Tod ist das Leben. So lange wir nicht sehen können, was wir schaffen, so lange wir in Irrthum und Verwirrung wandeln, nutzt es da zu schaffen?

Womit hast Du Dein Leben zugebracht, ehrwürdiger Vater?

Mit Warten. Ich habe gesehen, bis wie weit die Weisheit kam und wo die Thorheit das Werk in die Hände nahm und die Arbeit vollendete, dann sah ich die Thorheit etwas beginnen, was sie gesättigt von der Schaffenslust rasch bei Seite legte, was dann die Weisheit übernahm und daraus etwas Staunenswerthes machte. Aber immer nur auf Minuten.

Geht denn die Minute, wo ich segensreich gewirkt, spurlos verloren?

Sie geht; aber nach tausend Jahren kommt die

Menschheit auf denselben Fleck und da kommt auch die segensreich vollbrachte Minute wieder zum Vorschein, um wieder getödtet zu werden durch eine ihr auf dem Fuße folgende Barbarei und Thorheit. Vortheil wird dadurch der Menschheit nicht.

Es ist wahr. Was ich gesucht habe, war einmal schon in der Welt, wurde aber durch Barbarei und Thorheit vertrieben. Alsdann müssen wir auf deren Ende warten.

Eben auf den Tod.

Warum ward uns ein so kurzes Dasein?

Um uns auf den Tod lüstern zu machen.

Der doch am Ende das Geheimniß nicht löst.

So bringt er uns das Nichtsein. Dann vergessen wir, daß wir hier ein paar Augenblicke mit einem leeren Schattenspiel uns haben täuschen lassen.

Grauses Schicksal der Menschheit! Thun die nun nicht recht, welche die Minute, die ihnen gegeben worden ist, mit Genuß jeglicher Art ausfüllen?

Sie thun recht, wenn das, was sie unterhält und reizt, wirklich Genuß ist. Doch bei Naturen, wie Du und ich, hört er bald auf, einer zu sein.

Sehr richtig. Wir ziehen den feinen Genuß vor, der darin besteht, uns selbst zu zerstören bei

dem Bau eines Werkes, dessen Vollendung wir nicht erleben, von dem wir wissen, daß es die Generation nach uns spottend zu Boden wirft. Trauriger Ruhm! Elender Genuß! Wer bist Du, geheimnißvoller Fremdling? Deine Lehren beschäftigen mich, Deine Sprache zieht mich an.

Ich erwidere Dir, was Du mir auf meine Frage antwortetest, ein Mensch wie Du.

So laß uns Freunde werden! Unsere Wege gehen zusammen.

Sie gehen nicht zusammen; Du erwartest große Wirkungen von dem, was Du geschaffen hast, ich erwarte von keiner großen That etwas für die Zukunft.

Es ist bitter, einzugestehen, daß Du recht hast. Der Mensch hofft stets und ist immer stolz auf das, was er hier auf Erden geleistet. Willst Du mich gegen die menschliche Natur aufbringen?

So behalte Deinen Glauben.

Winckelmann sprang auf, erfaßte die Hand des Greises und rief im Tone der Begeisterung: Du bist kein Mensch; Du bist der Genius meiner Liebe, meines Schaffens! Du bist der weise Sokrates, der die lichte Morgenstunde benutzt, um zur Erde niederzusteigen, zum Schauplatz seiner einst geliebten und jetzt verachteten Erden-

stunden. Sprich, Ehrwürdiger, ich habe Dich errathen.

Der Greis schüttelte das Haupt; er machte sich schweigend aus Winckelmann's Händen los, neigte sich, mit stillem Gruße Abschied nehmend, und verschwand langsam auf dem Wege fortwandelnd. Erstaunt und befremdet sah ihm der Zurückbleibende nach. Tief im Innersten verletzt und entmuthigt blieb Winckelmann zurück; er sah dem Fortwandelnden nach, so lange er noch einen Rest des braunen Gewandes erblicken konnte; dann bog die Gestalt um eine Gruppe Pappeln, die am Wege gepflanzt waren, und verschwand dem Blicke.

Er fragte ein paar Vorübergehende nach dem im Mönchsgewande hier Wohnenden. Sie kannten ihn nicht. Ein dritter Wanderer trat hinzu und sagte: Das wird einer der Oberen des Illuminaten-Ordens sein, der sich kürzlich hier niedergelassen hat. Das Volk erzählt sich von ihm viel Seltsames. —

XVI.

Es war im Juni des Jahres 1768, als vor einem kleinen Gasthof in Triest, am Petriplatze gelegen, eine einfache Reisekalesche hielt, aus der ein Herr ausstieg, der in anspruchloser Kleidung einem reisenden Kaufmann glich und ein Zimmer im zweiten Stock für sich in Anspruch nahm. Der Mann war über das mittlere Lebensalter hinaus, war aber noch sehr rüstig und, mit schmächtigem Körperbau, geeignet, noch manche Strapaze zu erdulden. Das Gesicht des Herrn war freundlich, doch hatte es einen Zug von Kummer, der besonders dann deutlich hervortrat, wenn er sich unbeobachtet glaubte.

Als er die Treppe hinanstieg, blieb er plötzlich auf dem Absatz stehen. Seine Züge nahmen den Charakter eines Menschen an, der sich mit Anstrengung auf einen Umstand besinnt, und diesen

Umstand mit der gegenwärtigen Lage der Dinge um ihn her in Verbindung zu bringen sucht. Plötzlich schien ihn ein widriger Gedanke zu durchzucken, er wendete rasch um und stieg die Treppe wieder hinab. Der Wirth, der ihm folgte, erkundigte sich, ob er etwas im Wagen vergessen hätte. Es ist nicht das, erwiderte der Fremde, sondern Ihre Treppe gefällt mir nicht. Ich muß irgendwo schon eine solche widrige Hühnersteige gesehen haben, nur weiß ich nicht, wo. — Der Wirth fand sich beleidigt durch den Ausdruck, mit dem der Fremde die sonst gute und bequeme Treppe belegt hatte. Man hat mein Haus immer gelobt, sagte er, und gerade die Lage der Treppe gerühmt, als lichtvoll und passend angebracht. — Mag sein, erwiderte der Fremde, der in seinem Versuch, wieder zurückzueilen, nachließ, es kann sein, daß ich mich mit einem Bilde, wo ich eine solche Treppe sah, zugleich eine häßliche Handlung auf ihr, täusche. Ja, ja, es ist richtig; ich habe die Ermordung des Kaisers Rudolph gesehen, und sie fiel vor auf einer ähnlichen Treppe. Lassen Sie uns nur getrost hinaufgehen.

Er ging in das ihm bestimmte Zimmer und richtete sich hier ein.

Der Fremde war Winckelmann. Er kam aus

Wien und wollte von Triest zur See nach Venedig, von dort nach Ancona und so weiter nach Rom. Er hatte es sehr eilig. Seine erste Frage im Gasthofe war: Wann geht ein Schiff nach Venedig?

Ein junger Mann trat aus der Gruppe der Gäste hervor und erwiderte freundlich, daß er sich danach erkundigen wolle; er gehe später ohnedies in den Hafen. Winckelmann dankte freundlich; er sah sich den fremden jungen Mann an und schien an seinem Aeußern Wohlgefallen zu haben. Er war schlank gewachsen, hatte glänzende, braune Augen, frische Wangen und Lippen; sein Anzug war der eines Mannes aus dem Volke, mit etwas mehr Eleganz und Ordnung zusammengefügt, als dies gewöhnlich der Fall war.

Der junge Mann kam zurück und brachte auf Winckelmann's Zimmer ihm die Nachricht, daß morgen in der Frühstunde ein Schiff abgehen werde, das sich bereit erklärt habe, den Reisenden mitzunehmen für die angebotene Summe.

Ich danke Ihnen, lieber Herr, sagte Winckelmann, wie heißen Sie?

Arcangeli.

Ein leiser Schauer durchzuckte den Gelehrten, als er diesen Namen hörte, obgleich er ihm völlig

fremd war. Arcangeli! wiederholte er bei sich selbst. Ein Engel ist dabei, aber was bedeutet das Arc? Während er so vor sich hin sprach, waren die Blicke Arcangeli's auf ihn gerichtet, sie glitten von dem Gesicht des fremden Herrn, über seine ganze Figur bis zu den Fußspitzen. Beide wurden es in diesem Augenblick gewahr, daß sich der Eine mit den Andern beschäftige, und Winckelmann, um schnell dem Gedanken eine andere Richtung zu geben, fragte den jungen Mann, ob er auch Reisender sei, oder ob Triest seinen Wohnort ausmache?

Ich ziehe in der Welt umher, und suche meinen Unterhalt, so gut es geht, zu verdienen, rief der junge Mann, zuletzt war ich Koch bei einem vornehmen Herrn in Wien.

In Wien? sagte Winckelmann, gerade von dort komme ich eben.

Der Fremde machte eine Bewegung der Ueberraschung; es schien ihm die Frage nach Stand und Namen des Herrn auf der Zunge zu schweben, allein er sprach sie nicht aus.

Wenn Sie ein Reisender sind, hub Winckelmann an, wo wohnen Sie denn?

Hier, dicht neben Ew. Excellenz; das kleine Zimmer nebenan.

Ich bin keine Excellenz, sagte der berühmte Gelehrte fast unwillig. Ich bin ein ehrlicher Bürger, der in Geschäften reist.

Es mag sein, sagte der junge Mann mit einnehmendem, frohem Lachen; es ist nun einmal eine Gewohnheit; in Wien, werden Sie wissen, nennt man jeden anständig aussehenden Mann Excellenz oder Graf.

Winckelmann war sichtlich erfreut über die zuthunliche, offene Fröhlichkeit seines neuen Bekannten. Wenn wir also Nachbarn sind, sagte er, so wollen wir auch gute Nachbarschaft halten. Besuchen Sie mich häufig, Herr Arcangeli. Nicht wahr, so heißen Sie doch?

Der Gefragte bejahte und bedankte sich für die gütige Einladung.

Damit war das Gespräch für heute beendigt. Am morgenden Tag kam Herr Arcangeli mit der Nachricht, daß der Schiffer heute nicht abgehen wolle, weil der Wind noch immer nicht recht günstig sei.

So bleiben wir noch heute beisammen, lieber Freund, rief Winckelmann; ich bin erfreut, daß ich noch einige Stunden in Ihrer Gesellschaft sein kann! Wo wollen wir heute speisen? Ist hier kein Café in der Nähe?

O, und ein recht gutes, war die Antwort. Drüben in der Straße bei der Post vorbei.

Sie gingen nun zusammen in das Kaffeehaus und nahmen eine ziemlich reichliche Mahlzeit ein, die Winckelmann bezahlte. Er ließ sich dies nicht nehmen, trotz der Einwendungen seines Gefährten, denn er fühlte sich besonders heiter und zufrieden. Das Glück, wieder in Italien zu sein, die baldige Aussicht, Rom wiederzusehen, die Freude, die der Cardinal Albani über sein Erscheinen haben würde, alles dies trug dazu bei, ihn in die allerbeste Laune zu versetzen. Uebrigens befand er sich gegenwärtig bei einem hübschen jungen Menschen, der gefällig war und der sein Freund zu sein versprach, so lange sie zusammensein würden. Was konnte ihm zu seiner Zufriedenheit fehlen?

Dieser junge gefällige Mensch hatte jedoch andere Absichten. Daß Winckelmann vermögend war, hatte er schon längst erforscht, daß er ein Mensch sei, auf dessen Schritte Niemand besonders achtete, schien ihm deutlich; er faßte also seinen Plan. Hart, grausam, unter freundlicher Außenseite selbstsüchtig, nur auf seinen Vortheil bedacht, war Arcangeli einer von den gefährlichen Individuen, die sich immer den hingebenden, offenen, zutraulichen Charakteren, wie einen solchen unser Freund besaß,

hinterlistig in den Weg stellen und von ihrem Opfer Alles, manchmal selbst das Leben erpressen. Er ging mit sich zu Rathe, auf welchem Wege, und zwar am sichersten, er zu dem gelangen könne, was er wünschte. Winckelmann hatte ihm in Stunden vertraulichen Gesprächs die goldenen und silbernen Medaillen gezeigt, die er von Wien mit sich führte; dieses Metall reizte die Gier des rohen Menschen; er glaubte fest, da, wo dies sei, müsse auch noch mehr und Anderes zu finden sein, und der Mantelsack unseres Reisenden wurde der Zielpunkt seiner besonderen Betrachtungen. Aber er wurde nicht geöffnet, Arcangeli erlangte keine oberflächliche Kenntniß von seinem Inhalt. Die Zeit drängte. Noch ein paar Tage gab der zögernde Schiffer willkommene Zeit, sie ging auch vorüber. Das Werk mußte vollbracht sein. Mit der kalten Berechnung eines vollendeten Bösewichts ging den Nachmittag Arcangeli zu einem nahebei wohnenden Seiler und kaufte einen Strick, dessen Länge er sorgfältig maß und in dessen Schlinge er einen kunstgeübten Knoten schürzte. Diesen Strick, noch wußte er nicht, ob er ihn brauchen würde, denn er führte auch ein scharfes, zweischneidiges Messer bei sich, legte er unter die Kleider in seinem Zimmer hin. Winckelmann klingelte nach ihm; er ließ ihn

zu sich bitten, um mit ihm zu Abend zu essen; so sehr hatte er sich schon an den Reisegefährten gewöhnt, daß er nicht eine Abendstunde ohne ihn verbringen konnte. Arcangeli kam, heiter und fröhlich wie gewöhnlich, Nichts ließ in seinem Aeußern die innere Bewegung spüren, denn die schändliche That war auf den nächsten Morgen, die Zeit der beabsichtigten Abreise, festgesetzt. Sie aßen zusammen, sie scherzten und lachten, und die Stunden der Nacht vergingen schnell. Endlich mahnte der Gelehrte an das zu Bette Gehen; beim Abschied flüsterte er lächelnd seinem jungen Genossen zu: Wahrhaftig, Du weißt Deine Speisen so schmackhaft zuzurichten, daß ich wünschte keinen andern Koch als Dich zu haben.

Den Rest der Nacht schlief Winckelmann ruhig. Am andern Morgen saß er an seinem Schreibtisch, um ein paar wichtige Briefe nach Deutschland zu schreiben, da trat Arcangeli hinein. Er nahte sich dem Sitzenden vom Rücken aus und sah über die Schulter in das beschriebene Blatt, in der Hand das Seil mit der Schlinge haltend. Was willst Du, mein Lieber? fragte Winckelmann. Nichts, entgegnete Jener, ich will Euch nur schreiben sehen. Mit diesen Worten wirft er ihm die Schlinge um den Hals und zieht sie zugleich fest zu.

Winckelmann kann kaum die Worte lallen: Verräther! Er erhebt sich vom Schreibtisch und will auf den Mörder zu, doch dieser zieht das Messer und versetzt ihm mehrere Stiche in den Leib. Als dies geschehen ist, weiß er sich der Medaillen zu bemächtigen, die er leicht finden kann und entflieht. Der Unglückliche wankt ihm nach. Die Schlinge um seinen Hals droht ihn zu erdrosseln, er muß Jemanden finden, der ihm hilft, sie zu lösen; allein kann er es nicht. Blutend aus sieben Wunden, das Gesicht blau angelaufen, die Zunge aus dem Halse und nach Luft schnappend, dabei unverständliche Worte murmelnd, eilt er auf die Treppe, mit der Absicht, dort Jemanden zu finden, der ihm beisteht. Zum Unglück kommt gerade um diese Stunde Niemand. Der Unglückliche steht ein paar Minuten, sich mühsam mit seiner letzten Kraft an das Geländer der Treppe klammernd, und ein dumpfes Stöhnen, wie das Röcheln eines Sterbenden, von sich gebend. Eine Magd kommt endlich, allein als sie den Armen erblickt, den sie für einen Betrunkenen oder Wahnsinnigen hält, läuft sie schreiend wieder fort. Eine fürchterliche Blutspur zieht sich breit von Winckelmann's Zimmer bis auf die Treppe. Endlich kommt ein Diener, der den Zustand des Unglücklichen

erkennt und auf sein Winken ihm die entsetzliche Schnur vom Halse löst. Er wird zurück in sein Zimmer geleitet und dort auf's Bett gelegt. Ein Arzt erscheint, die Wunden werden untersucht und drei davon für tödtlich erklärt. Winckelmann faßt seine letzte Kraft zusammen und diktirt eine Art Testament, in dem er dem Cardinal sein Habe vermacht. Er nennt seinen Namen und zugleich seinen Mörder. Dieser ist entflohen, man setzt ihm nach. Er wird in's Gefängniß gebracht, als Winckelmann schon todt ist.

Der ganze Gasthof wurde in einen Tumult und in einen Aufruhr versetzt. Die Menge strömt hin, es müssen Wachen ausgestellt werden, um die Personen des Gerichts, die da zu unterzeichnen und zu versiegeln kommen, frei passiren zu lassen. Auch vier Aerzte drängen sich um das Sterbebett. Doch kein Mann der Wissenschaft ist zugegen, keiner, der eine Kunde hätte von dem unersetzlichen, kostbaren Werth des Mannes, der hier als blutende Leiche lag. Er ging dahin, ohne daß ihm das Wort eines seiner vielen Freunde nachscholl. Ein trauriges, unglückliches Lebensende.

Man brachte ihn in die Kathedrale zum Heiligen Justus, wo man ihn unter die Gebeine unbekannter Personen niedersetzte. Kein Denkmal

schmückte den Ort, kein Kennzeichen gab davon Kunde, daß man hier die sterblichen Ueberreste eines der großen Männer des Jahrhunderts beisetzte. Erst später, als die grause Kunde ganz Europa durchschritt, machten sich Männer auf und suchten seine Reste, mit großen Schwierigkeiten kämpfend, aus dem Wuste unbekannter Gebeine herauszufinden.

So ging ein vortrefflicher Mann unter; ein Mann, der mit Elend und Noth gekämpft hatte, hindurchgedrungen war, um die Palme des Sieges zu erreichen, und mit dieser in der Hand in das finstere Land der Schatten niederstieg. Ehre seiner Asche! Die dankbare Welt gab ihm den Titel des „Vaters der Archäologie." Er bezeichnete für alle Folgezeiten den Weg, den die Wissenschaft gehen mußte, wenn sie zu wirklichen, schmackhaften Früchten gelangen wollte. —

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner:

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. circa 5 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyrisch-epische Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausgabe. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 16 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) broch. 27 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Aus dem Frauenleben. Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volks-

buch. Illustrirt von Theod. Hosemann und Karl Reinhardt. 8. 6 Bde. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 8. 3 Bde. broch. $3\frac{5}{6}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 8. 4 Bde. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 Thlr.

Künstlerbilder.

Künstlerbilder.

Von

A. von Sternberg.

Dritter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.

Raphael Mengs.

Im Hause des königlichen Hofmalers Louis Sylvestre befand sich eine kleine Gesellschaft, die allwöchentlich dort zusammenzukommen pflegte, um sich mit Musik zu unterhalten. Die schöne Eleonore, die Tochter des Hofmalers, war eine geübte Sängerin, und ihr zu Gefallen erschienen die Koryphäen der Oper in diesen Räumen, um ihre zierlichen Stimmen darin erschallen zu lassen. Faustina Hasse war eine der Ersten, die den Anlaß dazu gegeben hatte, denn sie liebte Eleonoren und bewunderte den Vater, dessen Gemälde damals vielen Beifall fanden. Der Faustina folgte der Signor Dominico Annibale, aus Mazerata gebürtig, erster Kammersänger seiner polnischen Majestät August des Dritten, ein junger blühender Mann von einnehmenden Sitten, einem gefälligen Charakter und großer Bewunderer der Hasse und Eleonorens.

Mit diesen Beiden zusammen in einem Gespräche begriffen, stand der junge Virtuos an einem Fenster, als eben eine Pause im Gesange eintrat. Den beiden Frauen gegenüber öffnete sich die Thür und ein langer, hagerer Mann, von ernstem Wesen und in einfacher Kleidung, trat ein. Die Gesichtszüge des Mannes waren wie aus gelblichem Marmor geformt, die Augen glühten dunkel aus dem Busche finsterer Brauen hervor, der Mund war fest geschlossen und in eine finstere Biegung der Mundwinkel auslaufend, eine enganschließende bräunliche Haartour umspannte den Kopf, der schön genannt zu werden verdiente, wenn er weniger finster und verschlossen gewesen wäre. Die Bewegungen des Körpers entsprachen diesem Gesichtsausdruck. Er grüßte mit einem leichten Kopfnicken, ohne dabei den Mund zu öffnen, oder die Richtung der Augen zu ändern. So ging er auch an der Tochter des Herrn vom Hause vorüber, anscheinend ohne sie zu sehen und ohne sie zu grüßen, und nahm auf einem Sessel Platz, der in der Ecke des Zimmers stand, nicht weit entfernt von den musikalischen Instrumenten, die hier auf einen Haufen hingelegt waren, während ihre Inhaber sich mit Gespräch, mit Possen und mit Lachen, und bei einem guten Imbiß, der hineingetragen worden war, im

Zimmer auf- und abgehend, unterhielten. Faustina und Eleonore sahen mit Lächeln die scheue Unbehülflichkeit des großen hagern Mannes, wie er in der Ecke sich zurechtdrückte, mit Keinem sprach, Niemanden ansah, sondern, die Fenstergardine etwas öffnend, hinaus auf die Lichter des Platzes vor dem Hause blickte.

Wir scheinen heute besonders übler Laune zu sein! flüsterte Faustina ihrer Freundin zu. Wir sehen aus wie das Crucifix auf der Elbbrücke.

Doch ist es gut, daß er überhaupt gekommen, entgegnete Eleonore. Mein Vater mag ihn gut leiden und hält ihn für einen großen Künstler in seinem Fache.

Das mag sein! sagte Faustina mit Lächeln. Aber gehört dazu diese Sonderbarkeit! Neulich geht er über die Straße und es begegnet ihm ein Fremder, der ihn etwas aufmerksam anblickt. Herr, was unterstehen Sie sich! ruft er ihm zu. Weßhalb sehen Sie mich an? Ihr Anzug, Ihre geckenhafte Haltung, Ihre schiefe Nase sind mir unerträglich! Dies sagend läuft er rasch fort und überläßt es dem Gescholtenen, ihm nachzusetzen mit dem Stocke in der Hand, um ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Zum Glück entschlüpft er in ein bekanntes Haus.

O, solcher Insolenzen giebt es viele von ihm, hub Annibale an, aber sollten Sie es glauben, meine Damen, der Mann hat eine eben so seltsame Familie, als er es selbst ist.

Wie, Ismael Mengs verheirathet? rufen beide Frauen erstaunt. Davon wissen wir ja Nichts.

Ich habe selbst Nichts davon gewußt, entgegnete der junge Mann, obgleich ich ihn schon mehrere Jahre kenne. Ich glaube auch nicht, daß irgend Jemand in Dresden von der Familie des Ismael Mengs Kenntniß hat, es müßte denn der arme Schuster sein, mit dem er zusammen wohnt, in dem äußersten Winkel der Vorstadt. Hören Sie, meine Damen, auf welche Weise ich mit diesem Ausgestoßenen aus dem Schooße der Gesellschaft zusammentraf.

Die beiden Frauen rückten ihre Stühle näher an den Erzähler heran, und dieser fuhr fort:

Es werden jetzt ungefähr drei Wochen sein, als ich in der Nacht von der Begleitung einiger Freunde, die nach Berlin reisten, heimkehrend, das Ufer der Elbe in Neustadt berührte. Ich hatte einen Diener mit, denn man sagte mir, diese Gegenden seien unsicher. Aber nichtsdestoweniger fand ich eine einsame Straße, sandig und hier und da mit kleinen Baumpflanzungen geschmückt, zwischen

denen Fischerhütten standen, und Niemand begegnete uns. Der Mond schien klar am Himmel, die milde Augustnacht übte ihren Zauber aus, und in ihrem Lichte erschienen die schmucklose Gegend, der breite Strom und die kleinen Anpflanzungen am Ufer dem Auge besonders lieblich. Ich schlenderte am Ufer hin und war eben Willens, einen kleinen Seitenpfad einzuschlagen, der näher zur Stadt führte, als ich auf einer sandigen Fläche eine sonderbare Gruppe bemerkte. Ein Knabe, ungefähr von sechzehn Jahren, sitzt auf einem Steine, und die Arme um die Kniee geschlagen, sieht er zum Monde empor mit einem begeisterten und durchleuchteten Antlitz. Neben ihm haben ein paar Mädchen, schweigend und in Tücher gehüllt, Platz genommen. Diese engelhafte Zusammenstellung des schönen Knaben und der beiden zu seinen Füßen lagernden Mädchen zieht mich an und ich richte den Blick dorthin, mit jedem Augenblicke fürchtend, daß ich bemerkt werde, denn Nichts ist in der Umgegend, wohinter ich mich bergen könnte. Allein es geschieht nicht. Jetzt veränderte sich die Gruppe. Der Knabe erhob sich von seinem Platze, die Mädchen ebenfalls, und sich einander bei der Hand fassend, begannen sie eine Art Ringeltanz, anfangs langsam und gemessen, dann immer schnel-

ler, bis sie zuletzt, kaum mit den Füßen die Erde berührend, wie Geister dahinflogen; die langen blonden Locken des Knaben zogen wie Lichtstreifen in der Dämmerung dahin. Alsdann versank der Tanz wieder in seine anfängliche ruhige Bewegung und schloß mit einem langgehaltenen, geisterhaften Tone, der das einzige Geräusch war, welches die Stille des Auftritts unterbrach. Ich wußte nicht, wie mir geschah: die Kleidung der Kinder hatte Nichts, was an die gewöhnlichen Trachten erinnerte. Der Knabe trug einen weißen Kittel, mit rothen Bandschleifen auf eine unregelmäßige Art verziert, die Mädchen waren in graue, mit weißen Bändern geschmückte kleine Kaftane gehüllt, die beim heftigen Tanze zurückflatterten und das schattenhafte Wesen ausmachten, das mir gleich anfangs so seltsam erschienen war.

Ich näherte mich den drei Kindern, indem ich sie grüßte. Sie hatten wieder ihre Plätze eingenommen und ohne ein Wort zu erwidern, nahmen sie meinen Gruß mit einer stummen Neigung der Häupter an. Wer seid ihr? fragte ich. — Sie antworteten nicht. Wo kommt ihr her? Wiederum keine Antwort. Ich trat an den Knaben heran, faßte seine Hand und suchte ihm in's Auge zu schauen, das er hartnäckig immer niederschlug.

Wer bist Du? fragte ich von Neuem. Er zeigte mit der Hand auf einen nahen Sandhügel, auf dem ein Weib saß und aus einem Buche langsam etwas hermurmelte. Ich eilte zu dieser Frau, die ihr Gebetbuch hinlegte, aus dem sie beim Mondschein einen Vers hermurmelte, den sie nach ihrer Weise umwandelte und mit Zusätzen versah. Sie erhob sich und auf die Kinder zeigend, sagte sie: Mein Herr, diese Kinder gehören dem Herrn Hofmaler Mengs. Sind sie stumm? fragte ich von Neuem. Sie schüttelte mit dem Kopfe. Gleichwohl sprechen sie nicht. — Weil sie nicht dürfen. — Wer verbietet es ihnen? — Der Vater. Jedes der Kinder erhält nur am Morgen früh beim Aufstehen eine Anzahl Worte; sind die gesprochen, dann schweigt das Kind. — Wie seltsam! — Nicht seltsam, mein Herr. Bedenkt man, wie viel und wie manches Thörichte und Unnütze in der Welt gesprochen wird, dann findet man die Einrichtung für Kinder treffend. Sie lernen schweigen. Ich sah mir die Sprecherin an und auch sie theilte das allgemeine Schicksal der Familie, auch sie hatte etwas Besonderes an sich; indeß war es ein wendisches Mädchen, wie man sie öfter in den Straßen von Dresden sieht; nur trug sie statt des üblichen Kopfputzes einen Kranz von Blumen

auf dem Haupte, der zu dem häßlichen gelben Antlitze und zu dem wenigen Haar, welches das Mädchen besaß, übel genug kleidete. Doch sie sprach, und damit war schon Alles gewonnen; ich wußte nun, wer die Kinder waren und entfernte mich, ehe der Vater anlangte, der nicht weit davon mit einem Fischer ein Gespräch begonnen hatte und nun herbeikam, um sich nach dem Fremden zu erkundigen, den er mit seiner Magd sprechen sah. Ich konnte noch hören, wie er das Mädchen schalt, die Kinder zusammenrief und mit seiner Sippschaft den Weg zur Heimath antrat.

Ei, wie wunderbar! rief Faustina. Eine seltsame Familie. Der Vater giebt ihnen portionenweise die Worte in den Mund. Das ist eine Sitte, die ich bei unserm Opernpersonal eingeführt wünschte, wo stets unnütz geplaudert wird. Sie haben die Kinder seitdem nicht wiedergesehen?

Dies ist eine reine Unmöglichkeit, entgegnete Annibale. Sie werden unter strengem Verschluß gehalten, den ganzen Tag über, und nur Nachts können sie unter Begleitung der Magd oder des Vaters auf eine Stunde ausgehen, und zwar nicht in die Stadt, sondern an das abgelegene Ufer des Flusses, wo Niemand sie zu sehen bekommt. Ich hoffe aber, mir den Eingang zu dem Hause

zu verschaffen, und wenn es mir gelungen ist, will ich weiter berichten, meine Damen. Für's Erste lassen Sie uns zu der Musik zurückkehren.

Die Herren hatten bereits zu ihren Instrumenten gegriffen und es begann ein neues Tonstück. Nach diesem folgte eine Arie, die Annibale zu singen hatte und in welcher er alle Kunst des Ausdrucks verschwendete und mit einem Gefühle sang, wie man ihn selten auf der Bühne gehört hatte. Er that dieses nicht ohne Ursache. Er wußte, daß Ismael Mengs die Tonkunst liebte, daß er namentlich für diese Arie schwärmte, daß er niemals die Aufführung in der großen Oper versäumte, wenn er wußte, daß diese Partie von seinem Lieblinge vorgetragen wurde. Er zog sich, je höher die Töne anschwollen und je glänzender die Composition an's Licht trat, aus der Tiefe seiner Ecke hervor, und mit beiden Armen sich auf die Kniee stützend, lauschte er unverwandt und unbekümmert um die lächelnden Blicke der Virtuosen nach Annibale's Lippen, von wo her der Strom der Entzückung über ihn kam. Als die Arie vollendet war, stand er auf, schloß Annibale in die Arme und sagte dann trocken: Singe nochmals diese Arie. — Diese Zumuthung war etwas stark; die Arie war lang und schwierig, aber An-

nibale erklärte sich bereit, sie zum zweiten Male vorzutragen, wenn Ismael Mengs ihm dagegen die Gewährung eines Wunsches zusagte. Und welches ist dieser? fragte der starre und ernste Mann.

Daß ich Sie besuchen darf und Ihre Familie zu sehen bekomme, entgegnete der junge Sänger.

Ismael zauderte, er schwankte — dann aber gab er die Einwilligung und bestimmte den Tag, wo er den Künstler bei sich zu sehen erwartete.

Die Arie wurde gesungen. Ismael verließ nach ihr unwillig und finster seinen Platz, schritt durch den Saal und man hörte ihn einige unverständliche Worte ausstoßen, die fast wie eine Verwünschung klangen.

Um die angegebene Stunde — es war am Morgen früh — befand sich der Virtuose in der Wohnung des Malers. Er wurde von der Magd eingelassen, die ihm stumm die Thür öffnete und auf das Wohnzimmer zeigte, woselbst der Vater und seine drei Kinder sich zusammen befanden. Die Kleinen zeichneten und hoben nicht den Blick von ihren Blättern, als sie den Fremden zu einer so ungewöhnlichen Stunde eintreten sahen. Eine tiefe Stille herrschte. Der Vater ging von einem

Kinde zum andern, nahm die Blätter, an denen sie eben zeichneten, und brachte sie dem Gaste. Annibale entdeckte zu seinem größten Erstaunen wahre Meisterwerke. Die Bilder der Mädchen waren Miniaturen, die Zeichnung des Knaben war ein Kopf mit bunten Stiften gezeichnet, das Portrait des Vaters, mit einer Kühnheit, einer Sicherheit, einem Ausdrucke geschaffen, der nur vollendeten Meistern eigen zu sein pflegt. Und dies war ein kaum sechzehnjähriger Bursche.

Annibale wandte sich zum Vater, in Lobeserhebungen ausbrechend, und seine Verwunderung bezeigend, daß solche Talente in der Stille und Einsamkeit blühten, forderte er den Vater auf, mit den Schöpfungen seiner Kinder an's Licht zu treten.

Das werde ich bleiben lassen, tönte die Antwort mit Härte und Bestimmtheit. Die Kinder sollen lernen. Ich erziehe sie zu meinem Dienste. Es sind meine Kinder. Lasse ich sie in die Welt, so gehören sie andern Leuten. Jetzt sind sie mein. Sie sollen lernen, was ich begehre, sie sollen Nichts denken, fühlen und handeln, als was mir zusteht. Ich lasse sie nur so viel sprechen, als ich für gut finde. Taucht nur Eines auf und will seinen eigenen Weg gehen, so ist der Stock da und die

Ruthe. Beide zusammen führen sie immer wieder in's rechte Geleis.

Aber, mein Herr, Sie schlagen doch diese folgsamen, stillen Kleinen nicht? fragte der Künstler.

Sie bekommen täglich ihre Anzahl Hiebe, entgegnete der Vater mit starrer Kälte.

Aber zu welchem Zwecke? rief Annibale entrüstet, sie thun ja Nichts, was Ihren Zorn erregen könnte? —

Sie würden aber Etwas thun, wenn ich einen Augenblick nachließe! entgegnete der Künstler.

Sie bringen sie niemals in die Gesellschaft von Ihresgleichen? fragte der junge Mann bekümmert. Sie sehen und hören Nichts, was in der Welt vorgeht.

Sie sehen und hören mich. Ich verlasse sie nicht. Auch die Magd bringt ihnen hier und da Etwas bei, was ich ihr erlaube, ihnen zu erzählen. Uebrigens wissen die Kinder nicht, wie der Ort heißt, in dem sie wohnen, wie der Fürst, unter dessen Scepter sie athmen. Alles dieses auf meinen Willen, denn es ist mein Wunsch, aus ihnen Künstler zu schaffen, die in ihrem Fache etwas Großes zu leisten im Stande sind.

So wünsche ich Ihnen Glück, daß Ihnen der Himmel so gutgeartete Wesen gab, bei denen eine

so barbarische und verrückte Erziehungsmethode Nichts verschlimmert.

Sie verstehen Nichts von Kindererziehung, mein Herr. Eine Arie ist kein lebendes Wesen, man kann sehr gut singen und weiß doch nicht, wie dem Staate, wie der Kunst ein Geschöpf, völlig fehlerfrei von den Untugenden unseres Geschlechts, zu übergeben ist. Mit diesen Worten war das Gespräch zwischen Ismael Mengs und dem Sänger beendet, das übrigens im Seitenzimmer gehalten wurde, so daß die Kinder davon Nichts hörten. Annibale bat sich nun vom Vater die Erlaubniß aus, daß Raphael, so hieß der Knabe, nun auch sein Bild machte. Der junge Mengs ergriff ein Blatt blaues Papier und ohne Weiteres begab er sich an die Arbeit, die er bewundernswerth rasch vollendete und die eine solche sprechende Aehnlichkeit erhielt, daß der glückliche Sänger damit voll Freude im Zimmer auf- und abrannte und einmal um's andere versicherte: daß es nichts Besseres geben könne als dieses Bild.

Der Vater Mengs nahm ihm das Versprechen ab, Niemandem zu sagen, von wem das Bild sei. Er brachte sogar die Bibel herbei und muthete dem heitern jungen Manne zu, auf die geheiligten Blätter einen Eid abzulegen, daß er sein Ver-

sprechen halten wolle. Annibale schwur, ohne sich viel zu kümmern, was er beschwor.

Als er das Haus verließ, rannte er mit seinem Bilde zu der Faustina. Dort befand sich gerade Herr von Sylvestre und der Pater Querini, der Beichtvater des Königs. Das Bild wird gezeigt, sehr ähnlich befunden und man befragt den Glücklichen, wer es geschaffen. Besonders ist Herr von Sylvestre neugierig, den Künstler zu erfahren, den er als einen der ersten lebenden Künstler bezeichnet.

Es ist ein Knabe von nicht ganz sechzehn Jahren! ruft Annibale triumphirend.

Nicht möglich! entgegnete Sylvestre. Dies ist ein Scherz.

So sprechen Sie doch! ruft Faustina. Wer ist es?

Der Sohn des alten Ismael Mengs! ruft Annibale.

Welche Narrheit! schreit Sylvestre. Ismael ist gar nicht verheirathet, hat nie Kinder gehabt. Darunter steckt Etwas.

Annibale erzählte jetzt umständlich die ganze Art, wie er die Familie, wie er den Wunderknaben aufgefunden und kennen gelernt hat. Sylvestre schweigt, er steckt die Brille in's Futteral

und verläßt die Gesellschaft stillschweigend. Faustina und der Abbé bestehen darauf, dem Könige von dem Vorfalle zu erzählen. Man ist nun begierig, noch mehr Bilder von dem Knaben zu erhalten, und man sendet einen Diener aus, um nach der Anweisung Annibale's den Portraitkopf des alten Mengs und noch andere Blätter abzuholen, mit der höflichen Bitte Faustinens, diese Gefälligkeit aus alter Freundschaft ihr nicht abzuschlagen. Aber in welche Wuth geräth Ismael, als er den Diener kommen sieht. Seine Einsamkeit, seine Verborgenheit, mit dieser sein ganzes Erziehungssystem stürzt über den Haufen, und er droht dem Diener, wenn er sich nochmals unterstände, sein Haus zu betreten, ihm den Schädel zu spalten. Zugleich schreibt er an Annibale einen Brief, in welchem er ihn einen Nichtswürdigen, Ehrlosen nennt, ihm sein Haus auf ewige Zeiten hin verbietet.

So stehen die Sachen, als Faustina, beleidigt über Ismael's hirnlose Strenge, sich vornimmt, dem Knaben beizustehen, sich der unwürdigen Tyrannei des Vaters zu entziehen. Sie zeigt das Bild Annibale's dem König. Hiermit war die erste Stufe in dem Leben Raphael's bezeichnet, es war ein Abschnitt in seinem Dasein. Dieses Dasein,

das künftig so glänzend und geräuschvoll sich gestaltete, das fast ausschließlich sich auf den Parketböden der Höfe abspielte, das Triumphe gewann, wie das Genie sie selten feiert, es trat hier zum ersten Male in den Kreislauf seiner Bestimmung ein. An der Hand Faustina's betrat der Jüngling die gefeierte Laufbahn, sie war es, die ihn führte, die von seiner Stirn den Schleier der Befangenheit hinwegschob und ihm den sichern Schritt verlieh, der dem Auge der Großen gefällt, weil er das Selbstgefühl bekundet, das den Busen des Genies hebt. König August ließ auf seinen Befehl den jungen Künstler sammt seinen Zeichnungen zu sich führen. Einem solchen Ansinnen war nicht zu widerstehen. Der Trotz und die Menschenscheu des alten Mengs waren überwunden. Ueber Hals und Kopf wurden die Kinder in moderne Kleider gesteckt, die der Schneider anfertigen mußte; denn die Gewänder, die sie bisher getragen, waren wenig mehr als Schlafröcke. Raphael's zierliche Figur nahm sich in dem neuen Kleide trefflich aus, und Regina Concordia's und Julianens lichtbraunes Haupthaar wurde in einen Schleier von Puder gehüllt. So nahm denn der Vater seine drei Kinder, setzte sie in eine Kutsche und fuhr mit ihnen an den Hof.

Ismael Mengs wußte recht gut, wo Halsstarrigkeit und üble Laune hingehört und wo sie ungehörig ist. Er konnte ein Hofmann sein, er konnte reden und schmeicheln, er konnte sich bücken und den Launen Anderer den Hof machen, wenn — er wollte. Hier war nun dieser Zeitpunkt erschienen und Ismael, mit seiner stillen Familie plötzlich an den Glanz der Aeußerlichkeit gezogen, benahm sich so, wie man es erwarten durfte. Er selbst stellte seinen Sohn dem Monarchen vor, Nichts mehr wünschend, als daß dessen bescheidenes Talent des Beifalls würdig sei des hohen Kenners, der über Sachsen die Segnungen der Kunst und der Wissenschaft verbreitete. August III. hörte diese Sprache gern und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem jungen Mengs. Das Aeußere desselben war empfehlend. Eher klein für sein Alter als groß, hatte sein Körper die schönsten Verhältnisse, in seinem Antlitze leuchteten Augen, die errathen ließen, was in seinem Innern vorging und die, gleichsam Propheten der Zukunft, deren Glanz verkündeten. Dabei eine Bescheidenheit, ein Zurückstehen, eine Sanftmuth und ein leicht eingeschüchtertes Wesen, welches lehrte, wie behutsam man mit diesem Zöglinge der Natur, der in tiefer Stille und Abgeschiedenheit von der

Welt emporgewachsen war, umgehen müsse. Der König lobte die Bilder, die man ihm zeigte, vor Allem das Bildniß Annibale's, und schloß seine Rede endlich mit der schmeichelhaften Aufforderung, daß der junge Künstler nun auch sein Bild malen solle. Der Vater war überrascht und sah sich im Kreise um, ob dieses Zeichen ungewöhnlicher Gunst ihm nicht Neider zuziehe, doch die Züge der Höflinge, gewohnt in der Kunst der Lüge, blieben gleichmäßig stumm. Der Malerkasten mit den Farbenstiften Raphael's wurde herbeigebracht, der Vater legte das bekannte bläuliche Papier auf das Zeichenbrett und zum ersten Male begegnete sein Auge dem bittenden Blicke des Knaben, der ihn anzuflehen schien, ihn in diesem kritischen Momente nicht zu verlassen, und zum ersten Male sah Raphael darin die Liebe eines Vaters, das bekümmerte Herz eines Lehrers, der die Zeugnisse des Fortschritts seines Schülers vor den Blicken eines hohen Richters bloßlegen soll. Es wird schon gehen, — flüstert er dem Knaben zu, — erinnere Dich nur der Regeln, die ich Dir gegeben! Sei frei und ohne Sorge. Male den Kopf, als wenn er auf den Schultern eines simpeln Arbeiters säße: ein König sieht nicht anders aus, als andere Menschen.

Während der Vater diese geheime Instruction dem Sohne gab, gestalteten sich die Gruppen im Zimmer. Der König, als ein schöner Mann, gewohnt den Malern zu sitzen, nahm eine Stellung an, die er für dienlich hielt, um den Knaben nicht einzuschüchtern. Es war nicht der König, es war ein guter Mann, der sich und den Seinen zum Vergnügen zu einem Bilde saß. Keine Miene von Stolz und Selbstbewußtsein. Es war nicht der kühne Wurf des Hauptes in den Nacken, die sieggewohnte Fürstenmiene und das huldvolle Majestätslächeln, das er zeigte, wenn er seinem Hofmaler Louis Sylvestre zu einem Königsbilde saß. Die Königin mit ihren Hofdamen nahmen die Sitze ein, die im Hintergrunde des Gemachs aufgestellt waren. Graf Brühl unterhielt die Prinzessinnen mit Späßchen, die auch auf dem Antlitze des Königs öfter ein Lächeln hervorbrachten; der Erbprinz, durch seine Kränklichkeit verhindert zu stehen, saß in seinem Armstuhle, der Königin zur Seite, und Beide flüsterten mit einander über Dinge, die Nichts mit dem Vorgange der Zeichnung gemein hatten. Der Vater Mengs stand hinter dem Stuhle seines Sohnes, gleichgültig und scheinbar unbekümmert um das Gelingen des Werkes, heimlich jedoch, wo es sich thun ließ, dem

Knaben zulispelnd: Ocker! Unter der Nase den Schatten dunkler; blau! das Auge mehr geöffnet — so ist's recht! —

Der König fragte den Vater Mengs nach seinen früheren Verhältnissen. Ew. Majestät werden erstaunen, wenn Sie vernehmen, daß die Pest mich in Ihre Dienste gebracht hat. Von dreiundzwanzig Geschwistern blieb ich allein verschont und verließ meine Vaterstadt Kopenhagen mit dem Verlangen, ein glückliches Land, glückliche Menschen zu sehen. Ich kam hieher und fand Beides. Ihr erhabener Vater nahm mich unter die Zahl seiner Beschützten auf und ich lernte kennen, was es heißt, wenn der Träger der Macht zugleich der Künste und Wissenschaften Freund ist. Ohne Ehrgeiz, nur mit dem Wunsche, das zu leisten, wozu ich eine Anlage in mir fühlte, lebte ich ganz meinen Studien und meinen Pflichten. Eine Heirath, die ich mit einem Mädchen bürgerlichen Standes schloß, gab mir diese Kinder, für deren einstiges Fortkommen ich auf die gewissenhafteste Weise gesorgt habe. Mein Wille war, daß sie noch sechs Jahre auf diese Art fortarbeiteten, alsdann wollte ich sie freigeben und sie sollten in der Welt sich ihren Unterhalt suchen. Eine Fügung des Himmels hat es anders beschlossen und ich bin

genöthigt, sie jetzt schon der Oeffentlichkeit zu überliefern, unfertig, schülerhaft und schüchtern, wie sie sind; wozu ich die Nachsicht Ew. Majestät anrufe.

Der König neigte sein Haupt beifällig zu der Rede des Künstlers. Unterdeß war das Bild fertig geworden, unglaublich rasch und unglaublich ähnlich. Der König brachte es der Königin und diese erklärte, es sei das beste Bild, das vom Könige gemacht worden. Die Prinzen und die Prinzessinnen gaben das Echo dieser Beurtheilung, und Graf Brühl forderte den jungen Künstler auf, ihm eine Copie des Bildes zu verfertigen. Hundert Dublonen waren der Preis, den der König für dieses Bild zahlte, später fügte er noch eine Pension von sechshundert Thalern hinzu. Die beiden Mädchen mit ihren Miniaturarbeiten, die sie vorzeigen mußten, erhielten eine jede dreihundert Thaler jährlichen Gehalts angewiesen. Der alte Mengs nahm das Geld, schloß es ein und gab Nichts den Kindern. So endigte sich diese glorreiche Sitzung.

Es sollte jetzt wieder das Sitzen im stillen Hause vor sich gehen; aber hieran war nicht zu denken. Es klopfte fortwährend, beständig liefen Diener aus und ein, der alte Mengs war in

Verzweiflung und zuletzt war er es, der den Sohn bat, auszuziehen, um doch endlich in seinen vier Pfählen Ruhe zu haben. Raphael that es. Er malte jetzt Bildnisse. Das Königsbild hatte ganz Dresden auffässig gemacht; man fühlte nur das eine Verlangen — Bilder von dem jungen Wundermanne zu haben, der plötzlich aufgetaucht war, siebzehn Jahre alt den König gemalt hatte und zwar zum Sprechen ähnlich. Man erzählte sich, der Monarch bewahre seine Bilder auf seinem Schreibtische, um sie täglich ansehen und bewundern zu können. Raphael malte jetzt den König noch zweimal, die Königin, die Prinzessin und den Erbprinzen, dann den Minister Grafen Brühl und noch einige Hofleute, dann die Hasse und auf den Wink seines klugen Vaters auch den Hofmaler Louis Sylvestre. Für alle diese Bilder brachte er das Honorar dem alten Mengs, der es einschloß, dem Sohne und den Töchtern nur monatlich etwas aussetzend, gerade genug, um mit der äußersten Sparsamkeit davon zu leben.

Diese neue Art väterlicher Tyrannei verdroß unsern Raphael, der sich bereits zu fühlen anfing und der eine artige Summe bereits beisammen gehabt hätte, wenn er Alles, was er erhielt, hätte behalten dürfen. Unfähig, dem Vater über diese

Vermögensverwaltung ein Wort zu sagen, ging er bekümmert umher, immer neue Bilder malend und immer wieder das Geld der unersättlichen Schatulle seines Vaters überantwortend. Seine Kleidung war einfach, beinahe schlecht, und eben so sah es aus mit dem Putze der Schwestern. Feste und kleine Vergnügungen konnte keines der Drei mitmachen. Da traten Annibale, die Faustina und Eleonore zusammen, um zu berathen, was zu thun sei, den Raphael aus den Fesseln seines geizigen Vaters freizumachen.

Sie faßten den Entschluß: Raphael möge nach Italien gehen, — ohne den Vater, allein, und der Vater solle ihm die Summe Geldes auszahlen, um in Rom sechs Jahre zu leben.

Aber wie dies bewerkstelligen?

Wie den alten Geizhals bewegen, mit der Summe herauszurücken?

Wie Raphael's Schüchternheit besiegen?

Dies waren die Fragen, die gelöst werden mußten. Annibale erhielt den Vater, um ihn zu bearbeiten, während die beiden Freundinnen sich an Raphael machten.

An einem schönen Frühlingsabende, unter den Bäumen des Zwingers lustwandelnd, fanden sich Eleonore, Faustina und Raphael zusammen. Es

war von dem die Rede, was Jeder für sich wünschte. Ich möchte diesen herrlichen Platz besitzen, um ihn zu einer großen Concertaufführung einrichten zu lassen, sagte Eleonore, indem sie den Blick auf die Galerien, die Springbrunnen und die Gartenanlagen heftete. Es würde trefflich sein, hier ein Oratorium oder eine Messe aufführen zu lassen. Es müßte aber eine Unzahl von Sängern sein und die Galerien würden für die Zuhörer aufgespart. Tausend Fackeln und Lichter müßten der Versammlung leuchten, die an einem schönen stillen Sommerabende hier zusammenkäme. Jeder geschlossene Raum hat etwas Beengendes; es sei auch die größte Kirche.

Das ist ein Wunsch, Ihrer musikalischen Seele würdig, Mademoiselle, hub Faustina an; ich dagegen wünsche mir Etwas, was mit der Erde und ihren Genüssen zusammenhängt. Eine reich besetzte Tafel, ein Glas guten Malvasiers und dazu ein lächelndes Gespräch mit jungen Freunden. So möchte ich unbekümmert um die Geschicke der Erde meine Tage verleben. Ich wollte nur singen, wenn ich Lust und Liebe dazu empfände.

Madame, Sie sind nicht eben bescheiden in Ihren Wünschen! rief lächelnd Fräulein Sylvestre.

Lassen Sie hören, was unser junger Freund sich wünscht.

Beide sahen den jungen Maler an, der darüber aus seinen Träumen erwachte und befremdet ihre Blicke auf sich ruhen fühlte.

Mengs, Sie müssen nicht so zerstreut sein! rief Faustina ärgerlich. Wer kann's denn mit Ihnen aushalten? Schon wieder träumen Sie, oder — bekümmert Etwas Ihre Seele, so reden Sie; seien Sie aufrichtig gegen Ihre Freundinnen! Sprechen Sie! —

Werden Sie nicht böse, Madame Hasse, sagte der junge Mann mit Schüchternheit. Wo bliebe ich, wenn Sie mir zürnten! Und auch Sie, liebste Eleonore, mit einem Menschen von meinem Fache muß man Geduld haben. Es geht mir so Vieles durch den Kopf. Ich hatte vor ein Paar Tagen einen Traum.

Einen Traum? Und was träumte Ihnen?

Ich befand mich in Italien, flüsterte der Jüngling. Ich sah Raphael's Madonnen, seine Himmelfahrt Christi, seine Schule von Athen und — Alles dieses, an sich schon prachtvoll und staunenswerth, erklärte mir ein Bewohner des Himmels mit so glühenden Worten, daß ich glaubte, der Himmel thäte sich mir auf und ließe mich seine Wunder

sehen. Mein Führer sah die Erregung, die sich in den Zügen meines Antlitzes malte, und sagte zu mir: Komm hieher! Sieh Alles mit eigenen Augen an und dann male! Ich wollte ihm antworten, da war er fort und der ganze Traum war zerronnen. Seitdem ist's mir, als brenne der Boden unter mir, als zöge es mich mit hundert Armen nach dem Lande, wo der göttliche Raphael, der kindliche Correggio, der erhabene Michel Angelo, der kräftige Titian und alle die goldenen Namen leuchteten, die wir hier im Norden mit Staunen verehren. Ich habe Etwas in mir, das mir sagt, jene Geister sind Dir nicht abhold, doch mußt Du sie aufsuchen, sie studiren, ihre Sprache kennen lernen, damit auch Du so reden kannst vor dem Volke, wie sie geredet haben.

Der Traum muß Wahrheit werden! rief Faustina eifrig. Sie müssen nach Italien, Mengs. Ja, Sie müssen. Ich gebe Ihnen einen Brief an Hasse mit, der sich so eben in Rom befindet.

An Ihren Gemahl, Madame?

An denselben, entgegnete die Sängerin. Er versteht zwar Nichts von Malerei, aber er wird schon mir zu Liebe Ihnen mit Rath und That beistehen.

Ach! aber wo das Geld hernehmen? seufzte Mengs.

Sie müssen mit Ihrem Vater sprechen! bemerkte Eleonore.

Unmöglich! rief der Jüngling.

Es ist Nichts unmöglich, wenn wir nur ernstlich wollen! sagte Faustina. Drohen Sie ihm, daß Sie heimlich entweichen wollen, wenn er nicht seine Einwilligung giebt.

Wie, heimlich entweichen, ich — meinem Vater! Das sprechen Sie nicht im Ernste, Madame. Ich würde keinen Pinsel anrühren, ich würde sterben, wüßte ich, daß ich meinen Vater und seinen Zorn hinter mir hätte. Er, der mich gebildet, dessen Werk ich bin, der die Größe des Lehrers mit der Autorität eines Vaters verbindet. Nimmer, nein, nimmer wagte ich es! —

Das ist ein Sohn, wie tausend Väter sich ihn wünschen! rief Eleonore mit Gefühl. Was ist da zu machen?

Nichts als aushalten, seufzte der Jüngling. Irgend einmal wird meinem Vater doch der Gedanke kommen, daß es besser sei, mich hinaus in die Welt zu lassen, und dann ziehe ich, ziehe wie der Vogel, der endlich den Stäben des Käfigs entflattern darf.

Und unterdessen vergehen die Jahre der Jugend! rief Faustina. Ich weiß, was es heißt, mit frischen Kräften eine Kunst erfassen. Auch mir hat man's nicht leicht gemacht. Sie müssen reisen, Mengs, Sie müssen noch diesen Herbst Dresden verlassen, oder ich will nicht Faustina heißen.

Der junge Mann sah seine zuversichtliche Beschützerin scheu von der Seite an und schwieg.

Und wenn wir den König hineinmischen, es muß gehen, setzte die Sängerin hinzu. Er ist nur leider in Polen und wird vor dem Beginn des Winters nicht zurückerwartet. Der Erbprinz — kann Nichts thun! Brühl ist ebenfalls fort. An wen wenden wir uns? An Ihren Vater, Mademoiselle!

Mein Vater? entgegnete das junge Mädchen erstaunt. Mein Vater soll dazu beitragen, daß ein großer Künstler gebildet werde? Muthen Sie ihm das nicht zu. Er ist zu eifersüchtig auf seine Stellung. Er wird Nichts für unsern Freund thun; ich kenne ihn darin.

Faustina, ungeduldig über diese vielen Einwürfe und Störungen, rief jetzt plötzlich: Ich reise mit Ihnen hin; ja, ich! Urlaub zu bekommen, jetzt, da wir gegen den Sommer gehen, kann nicht schwer fallen. Ja — ich entführe Sie Ihrem

Vater! Mir wird er Sie nicht abschlagen. Die Reise soll Ihnen Nichts kosten, das wird dem Geizigen ein angenehmer Trost sein. Und ich — ach, ich sehe meinen guten Hasse wieder, der so schweren Herzens mich hier zurückließ, an diesem verderbten Hofe, unter diesem luxuriösen Fürsten. Ja, so soll es sein! Wozu bedürfen wir da noch eines Beschützers, eines Freundes!

Und Faustina, zufrieden mit sich und der Welt, drehte sich auf dem Absatz um, schlug ein Schnippchen und fiel dann ihrer Freundin Eleonore um den Hals, indem sie rief: Ach, wie glücklich sind wir, wenn wir Andere glücklich machen können! Welch' ein Genuß ist's, Freude und Wohlergehen zu bereiten! Ich bin es, die den jungen Mann in die Welt einführt, ich theile seinen Ruhm, ich biete ihm die Staffel, auf die er tritt, um dann weiter zu steigen. Kommen Sie, Mengs, kommen Sie, Eleonore, kommen Sie zu mir! Der Abendtisch wartet, wir bleiben zusammen, wir trinken ein Gläschen Wein, wir schwärmen! Der Erbprinz von Sachsen-Weißenfels wird schöne Augen machen, wenn er hört, daß ich reise; aber die Armide will ich doch noch singen! Dann aber soll das Posthorn dazwischen tönen, das Posthorn, das mich in ferne Gegend reißt. Kommen Sie,

meine Theuren, kommen Sie. Wir müssen daran, wie wir unsere Stoffe, unsere Kleinodien zusammenpacken! Das wollen wir überlegen! Faustina und Raphael! zwei schöne Namen, sie mögen hoch leben!

Mit diesen Worten zog die Sängerin ihre Freunde mit sich fort.

Unterdessen hatte Annibale sich in der Wohnung des Vater Mengs eingefunden und entdeckte bei diesem, was selten war, eine gute Laune. Er rechnete ihm den Gewinn vor, den der Sohn ihm bereits zugeführt und nannte ihn einen guten Sohn.

Was wollt Ihr aber nun mit diesem guten Sohne beginnen? sagte Annibale. Ihr könnt doch unmöglich die Idee haben, ihn hier auf Dresdens Pflaster stets herumlaufen und ihn täglich ein Portrait malen zu lassen.

Weßhalb nicht? entgegnete der Alte. Wenn es mir nun so gefällt?

Ei, Meister Ismael, Ihr scherzt. Der Junge muß nach Italien.

Warum nicht gar! Ein unreifes Bürschchen, dem Ihr Alle hier den Kopf verdreht habt. Laßt ihn noch ein zehn Jahre mit seinen bunten Stif-

ten herumwirthschaften, alsdann wollen wir uns wieder sprechen.

Das geht nicht! rief der Sänger. Da haben wir Alle ein besseres Einsehen in Eure Kunst, als Ihr selbst. Was, zehn Jahre! Das ist ja ein Menschenalter.

Er ist jetzt neunzehn — dann wird er neunundzwanzig sein, bemerkte der alte Maler, indem er trotzig und unbeugsam vor sich hinsah. Ich habe es nicht so gut gehabt; ich wanderte aus, als ich kaum fünfzehn Jahre alt war.

Ich sage Euch, er muß nach Rom.

Nach Rom? Was soll er da? Sich auslachen lassen von den Künstlern, er, der Nichts kann! Geht mir mit Euren Vorschlägen, Herr Annibale! Ihr treibt es zu arg! Was versteht Ihr von der Kunst und was wißt Ihr, was dazu gehört, einen guten Künstler zu bilden. Geschwätz! Singt mir lieber die bewußte Arie, von der Ihr wißt, daß sie mir gefällt.

Nun gut, ich will singen! ruft der junge Künstler eifrig. Setzt Euch dort an's Fenster und haltet Euch ruhig.

Mengs setzt sich und Annibale fängt an, einen Satz aus einer Oper vorzutragen; Ismael trommelt dazu den Takt, aber es ist noch nicht die

Arie, die er so sehr liebt; endlich geht der Sänger durch allerlei Zwischenpassagen in die Arie über, und jetzt schwimmt der alte Maler in Wonne. Trotz des Verbots singt er mit und als eine Stelle kommt, die das Weichste und Entzückendste bietet, was man in Tönen gehört hat, liegt Mengs ausgestreckt auf dem Stuhle, das Haupt weit zurückgeworfen und ruft: Ach, ach! Was ist das für eine Kunst! Wie läßt sie doch Alles hinter sich, was wir armen Sterblichen erfinden können! Das ist Sprache sel'ger Geister!

Annibale hat schon längst aufgehört und Mengs schwärmt noch immer. Verdrießlich wirft sich der Sänger auf einen Stuhl und hustet, denn das Singen hat ihn angegriffen. Endlich fragt er: Nun, zieht Raphael nun nach Rom?

Der Vater, aus seinen Entzückungen zurückgerissen, springt auf und ruft zornig: Nein! und abermals nein! Ihr seid mir der Rechte, Herr Annibale! Woran mahnt Ihr mich? Schon einmal habt Ihr mich durch Eure Kehle zu einer Narrheit verleitet, es soll nicht zum zweiten Male geschehen.

Aber wenn der König es Euch befiehlt?

Der König hat längst mich und meinen armen Sohn vergessen, und ich bin der Letzte, der ihn

wieder an uns erinnert. Uebrigens wäre es unverschämt, ihn jetzt noch um ein Reisegeld anzugehen. So macht Ihr Sänger es zwar: aber nie soll dergleichen in meinen Sinn kommen.

Ihr seid reich genug, die Reise aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Die Pensionen, die Eure Kinder genießen, gehen fort, wenn Ihr im Auslande seid.

Aber nicht die Honorare, die er jetzt für das Malen der Portraits erhält, erwidert der Vater. In Rom lasse ich ihn kein Bild mehr malen, dort muß er nur die alten Meisterwerke studiren und copiren. Ja, wenn ich selbst mitginge! Dann ließe sich noch von der Sache sprechen.

So geht mit, in's Teufels Namen! rief Annibale heftig, dem die Unterhandlungen schon zu lange dauerten. Aber macht nur, daß der Junge etwas Anderes zu sehen bekommt, als den Thurm der Frauenkirche.

Gut, ich gehe mit, die zwei Kinder und die Magd nehme ich auch zu mir, sagte der Vater Mengs mit einem Blicke und einem Tone, wie sie Einer annimmt, der sich zu einer wichtigen That entschließt. Aber ich gehe erst in zwei Jahren; früher nicht.

In zwei Jahren! rief der Sänger. Ei, Vater

Mengs, Ihr geht in diesem Jahre hin und zwar im Herbste.

Was sagt Ihr, in diesem Jahre? rief der Alte. Nun, so sollt Ihr auch darin Recht haben. Wir gehen in diesem Jahre, wenn ich den Urlaub bekomme.

Den verschaffe ich Euch! rief Annibale mit Sicherheit und Freudigkeit. Graf Brühl ist ganz einverstanden mit der Reise; ich getraue mir, Euch den Urlaub auszuwirken. Aber jetzt denkt daran, wie Ihr fortkommt. Für's Erste halte ich dafür, daß Tonella (so hieß die Magd) zurückbleibt. Was soll sie in Rom?

So gehe ich auch nicht! rief der Meister. Tonella ist mir und meinen Kindern unentbehrlich; auch ist sie nicht so dumm, wie sie aussieht.

Nun denn, so nehmt sie mit, rief der Sänger mit Lachen.

Ihr könnt aus mir machen, was Ihr wollt! sagte der überrumpelte Maler mit einigem Verdruß. Aber was thut man nicht einer so göttlichen Stimme zu Gefallen. Wenn ich im Sterben liege, Ihr könnt mich damit wieder aufwecken. Warum haben wir uns so spät kennen gelernt; etwas früher und Ihr hättet mich zum Sänger bekehrt. Zwar hatte ich nie eine gute Stimme,

aber man sagte mir, daß ich die Solopartie im „undankbaren Hirten" vortrefflich sänge. Hört einmal zu.

Und der Vater Mengs setzte sich an ein verstimmtes Clavier, das in der Stube am Ofen stand, und sang oder krächzte vielmehr die Worte: O Du Engel, wo willst Du hin!

Vortrefflich! rief Annibale; doch nun will ich zu einer Freundin gehen und Euren Entschluß dort verkündigen. Ich finde bei den Damen Euren Sohn. Meine Nachricht wird Freude erwecken. Lebt wohl, alter Freund!

Und damit flog der junge Virtuose fort und geradeswegs zu der Wohnung der Faustina, wo er die Verschworenen noch beisammen fand. Er brachte seine Neuigkeit vor und Raphael hörte sie mit der größten Freude an. Faustina machte ein ernstes Gesicht und setzte das Glas wieder hin, das sie eben an die Lippen führen wollte. Alsdann ist meine Reise unnütz, rief sie, da Du mit Deinem Vater gehst.

Nicht böse sein! liebste Madame Hasse! rief der junge Mengs. Können wir nicht Alle zusammen nach Rom?

Nein! rief Faustina. Wo Ihr Vater ist, bin ich überflüssig.

Eine Pause trat ein. Die kleine Gesellschaft war durch Faustina's Kummer entmuthigt. Annibale rief: Haben Sie bedacht, Madame, die neue Oper, die wir einzustudiren haben?

Sie haben recht! rief Faustina. Ueberdies der Prinz, mein Verehrer, mein Bewunderer trifft hier ein; was würde er sagen, wenn er mich nicht fände? Gut, ich bleibe! So haben wir unsern Plan doch erreicht: Raphael kommt nach Rom! Nun denn, dieses Glas auf seine Reise. Geh, Zögling Apoll's! Wandle Deine leuchtende Straße, und wenn Du dereinst wiederkommst, so gedenke Deiner Freunde und dessen, was sie für Dich thaten!

Die katholische Kirche in Dresden war ihrer Vollendung nahe. Der kühne Bau erregte die Bewunderung der Kenner. Die hohen Säulen des Schiffes der Kirche wölbten sich zu einer staunenswerthen Höhe und schlossen mit einer Kuppel, die das Großartigste war, was man, die Peterskirche in Rom abgerechnet, sehen konnte. Es galt den Bau zu vollenden — aber hier stockte es. Im Publicum verbreitete sich das Gerücht, die Haupt-

kuppel könne sich nicht halten, sie werde zusammenstürzen, wenn die Gerüste fortgenommen würden. Der Baumeister Chiaveri mochte sagen, was er wollte, man glaubte ihm nicht. So ruhte der Bau schon über zwei Jahre. Die zahllosen Bildsäulen, welche die Kirche zu krönen bestimmt waren, ruhten, dem Staube und der Vergessenheit preisgegeben. Man wußte nicht, was beginnen. Niemand wagte es, über den Platz zu gehen, auf dem die Kirche stand, aus Furcht, ein entsetzenvolles Gekrache zu hören, mit dem sie einstürzte. Nachts glaubte man das Zusammenbrechen der Mauern und ihren Fall auf die Gerüste zu vernehmen. Religiöse Fanatiker, die den Bau des katholischen Gotteshauses mitten in der protestantischen Stadt mit Abscheu sahen, ließen sich auf den Straßen hören und prophezeiten den Einfall des Tempels. Man ging Chiaveri an, den Bau selbst wieder einzureißen; dazu war aber der kühne Mann, dessen Ehre auf dem Spiele stand, nicht zu bewegen. In einem weiten Umkreise stand die Kirche wie gebannt; Niemand überschritt die Grenze, welche die Bauverständigen bezeichnet hatten, bis wohin die Steine und die Balken bei einem Sturze der Kuppel hinfliegen konnten.

Es war im Spätherbste des Jahres 1748, als

über den Platz, den jetzt das Theater einnimmt, ein junger Mann schritt, bekleidet mit einem Reisehut und dem leichten italienischen Mantel. Es war offenbar ein Fremder, der eben in Dresden angelangt war. Er nahte sich der unglücklichen Kirche und überschritt dreist die bezeichnete Linie, indem er vor den Mauern stehen blieb, sie aufmerksam, so weit es das Mondlicht gestattete, in Augenschein nahm und eben im Begriffe war, noch näher heranzutreten, als sich aus dem Schatten eines Vorsprungs eine Gestalt loswickelte, die wie ein abgeschiedener Geist auf ihn zutrat und die dumpfen Worte sprach: Hier ist nicht erlaubt zu gehen, mein Herr!

Und weßhalb nicht? fragte der junge Mann.

Weil jeden Augenblick der Einsturz der Kirche erwartet wird.

Diese Rede klang in dem Munde dessen, der sie sprach, wie die Worte eines Verrückten. Wahrscheinlich nahm der Reisende den Warner auch dafür, denn er entgegnete mit Lächeln: Ei, das wäre! Wer hat denn diese Einrichtung getroffen?

Der Magistrat, um Schaden zu verhüten; vielleicht auch um einen armen unglücklichen Mann vollends zu Grunde zu richten und um das Licht

seines Verstandes zu bringen! sagte der Mann in einem dumpfen und grollenden Tone.

Wer ist dieser arme Mann?

Der Baumeister.

Ich verstehe Sie nicht! rief der Reisende. Erklären Sie sich etwas näher.

Das ist bald geschehn, war die Antwort. Man nahm einen geschickten Baumeister an, übertrug ihm den Bau der Kirche, und als dieser sie mit einer schönen und kräftigen Wölbung versah, erstaunten darüber die Narren, und von Böswilligen, die den Bau dem fremden Baumeister nicht gönnten, wurde das Gerücht ausgesprengt, die Wölbung könne nicht halten, sie würde zusammenbrechen, wenn das Gerüst fortgenommen würde. Ein Theil des Gerüstes ist seit einem halben Jahre fort, und nun erwartet man täglich und nächtlich das Zusammenfallen des Gebäudes.

Es steht indeß noch immer! rief der Reisende.

Und es wird stehen, so lange noch ein Stein auf dem andern bleibt von dieser verdammten Stadt. Wie, Chiaveri sollte nicht zu bauen verstehen! Lächerlich! Aber es ist den Einfältigen zu groß, zu gewaltig! Deßhalb muß es fallen. Giebt er darum sein schönes Vaterland auf, zieht er darum in das Land der Barbaren, daß man

ihm hier Qualen bereitet, wie sie kein menschliches Gehirn ertragen kann! Da steht der Bau, er sollte nun schon längst vollendet sein. Die Marmorblöcke, bestimmt den Boden der Kirche zu pflastern, ruhen an der Elbe. Die Statuen, achthundert an der Zahl, warten auf ihre Aufstellung — und Alles, Alles vergebens! Die Erbärmlichen! Sie wagen sich nicht heran! Es kommt Niemand in die Nähe der Mauern. Fällt irgendwo in der Stadt eine alte Thür aus den Angeln, gleich der Ruf: die Wölbung stürzt! Narrenvolk! Bestialische Masse, von Unsinn, Bosheit und Kleinmuth zusammengesetzt! Der Teufel soll kommen und Euch ein Haus bauen! Ich sage der Teufel.

Nach dieser Rede voll Zorn und Erbitterung ging der Mann wieder, um sich in seine Ecke zu verkriechen; der junge Mann hielt ihn zurück, indem er mit fester Stimme rief: Sie sind Chiaveri!

Ich bin's! entgegnete der Unglückliche. Laßt mich gehen! diese Welt verfluchen, die nur geschaffen ist, um dem Genie zur Marterstätte zu dienen. O mein goldnes Rom! Wie und wann werde ich Dich wiedersehen!

Ich komme eben von dort.

Wer seid Ihr? —

Mengs!

Wie, der Maler Mengs! rief Chiaveri und hielt beide Hände des Künstlers umschlossen. Man hat mir von Rom aus von Euch geschrieben. Ihr habt den Papst gemalt? Se. Eminenz, den Herrn Cardinal, der mein Freund ist. O, man hat mir große Dinge von Euch gemeldet. Ei seht, so jung noch! Ach, Ihr kommt in einer Zeit, wo es dem armen Chiaveri schlimm geht. Da habe ich ein Meisterstück gemacht, ein Stück, um das mich Michel Angelo beneiden würde, und — da steht es!

Er zeigte auf die Höhe der Mauern, die im Mondglanze leuchteten, und zugleich mit einer stürmischen Miene lief er hin, stemmte sich an die Pfeiler und schrie: Fallt ein! fallt ein! begrabt mich unter Euren Trümmern! begrabt den unseligsten Menschen, der je gelebt hat!

Ihr sollt nicht also verzweifeln, Meister. Ich spreche den König, ich will ihm Alles nach der Wahrheit schildern, nur müßt Ihr erlauben, daß ich morgen beim hellen Lichte den Bau in Augenschein nehme. So sprach Raphael Mengs, indem er den Blick bedauernd auf den Baumeister richtete, der in Gestalt eines Unglücklichen vor ihm stand.

Beide Männer gingen am Ufer der Elbe hin, in tröstender Rede des Einen der Andere Muth und Anregung schöpfend. Es wurde ausgemacht,

daß Mengs den nächsten Morgen und die darauf folgenden Tage mit dem Baumeister den Bau besichtigen sollte und dann davon dem Könige berichten.

August III. empfing den heimkehrenden Künstler mit großer Gnade. Er erkundigte sich nach seinen Arbeiten in Rom und vernahm mit Vergnügen die Menge derselben. Die Königin und die Damen des Hofes freuten sich, den jungen schönen Mann zu sehen, mit der edeln Einfachheit in Rede und Manieren.

Jetzt sollst Du nochmals mein Bild in Oel malen! rief der König, den jungen Mann noch immer nach alter Weise wie einst den Knaben behandelnd. Mich und die Königin. Bist Du allein aus Rom heimgekehrt?

Mit einer Frau, Majestät.

Wie, Du bist verheirathet?

Mit einem einfachen römischen Landmädchen, Sire, erwiderte Mengs. Ich ging eines Tages durch die Straßen Roms, um ein Modell zu finden für eine Madonna, die ich zu malen beabsichtigte. Ich suchte lange. Die üblichen Gestalten, die zu diesem Zwecke dienen, behagten mir nicht. Wie ich aber unmuthig nach Hause wandern will, kommt mir eine Dirne entgegen, die auf dem Markte

Früchte verkauft hatte. Ich sehe das edle, schöne Gesicht, ich spreche sie an, sie erröthet, also schüchtern und schamhaft. Endlich mache ich ihr den Vorschlag, zu mir zu kommen, um sich von mir malen zu lassen. Gern, Signor, sagte sie, wenn es mir gestattet ist, mit meiner Mutter zu kommen. Bringe sie mit, rufe ich ihr zu und bestimme den Tag, wo ich Dich erwarten soll. Sie kommt, ist die Unschuld, die Liebenswürdigkeit selbst. Die Mutter ist eine gute alte Frau. Ich male. Das Bild wird in acht Tagen nicht fertig, es wird es nicht in vierzehn Tagen; es vergeht ein Monat und ich male noch immer an dem Bilde, da merke ich, was unterdessen geschehen ist, daß es mit meiner Standhaftigkeit, mit meinem Gleichmuth, mit meiner kalten Beobachtung aus ist, daß Marie mir mehr ist als bloßes Modell. So hat sich denn die ganze Angelegenheit nach und nach gestaltet.

Ist der Papa denn damit zufrieden? fragte der König.

Er ist's! rief Raphael; meine Mutter war ja auch nichts Anderes, als eine niedere Bürgerstochter; mein Vater hat sie hier auf ähnliche Weise kennen gelernt.

Du mußt sie mir bei Gelegenheit vorführen, bemerkte die Majestät. Wenn wir nach Leipzig

gehen, giebt's einen vortrefflichen Ort, wo ich neue Bekanntschaften machen kann. Dort bringe sie hin. Uebrigens bist Du ein sehr junger Ehemann; nach unserer Ansicht hättest Du warten können.

Sire, die Kunst leidet keine lange Freiwerberei und nicht viel Wählens. Es muß rasch abgethan sein, damit ich zur Staffelei zurückkehren kann.

Du verschweigst mir noch Etwas, was mit Dir in Rom sich ereignet hat, etwas sehr Wichtiges! bemerkte der König nach einer Pause. Man hat mir davon gesprochen.

Gewiß Pater Quirini, Ew. Majestät.

So ist's. Du bist in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche eingetreten! rief August. Daran hast Du recht gethan. Das ist Etwas, was uns Freude macht. Möchte nur der Papa Deinem Beispiele folgen. Zeit wäre es für ihn.

Raphael senkte den Kopf und erwiderte hierauf Nichts. Das Gespräch war zu Ende. Der König bestimmte die Zeit, wo das große Bild angefangen werden sollte. Als er zu dem Zwecke auf das Schloß ging, kam ihm August entgegen in einen Panzer geschnürt, das große Band des Hausordens über der Schulter, gepudert, frisirt und mit dem königlichen Mantel angethan. Der Prinz Xaver

begleitete den Vater und trug den Helm mit den Federn, der auf den Tisch gestellt wurde. August lachte, als er sich in diesem Pomp im Spiegel sah.

Da hast Du nun einen König! rief er. Sieh zu, was Du mit ihm beginnst. Einmal lege ich diese tausend Stücke und Sächelchen an, nicht zum zweiten Male. So habe ich dem Sylvestre zu meinem Bilde gestanden, dann nahm Prünell die Rüstung und stand weiter. Gieb nun die Dinge an, wie Du sie siehst, zum Ausmalen und Fertigzeichnen ist dann der Kammerdiener da.

Wenn ich einen Wunsch äußern dürfte, Sire, hub Mengs an, so wäre es, ich möchte die Rüstung fort haben. Ew. Majestät haben eine schöne breite Brust, das einfältige Eisenzeug verdeckt Alles.

Das geht nicht, mein Freund! erwiderte der König. Was würden meine Unterthanen sagen, erblickten sie mich ohne Cüraß. Auch mein Vater ließ sich nie ohne Rüstung malen. Ich sollte auch meinen, daß Sammt und feines Leinen viel zarter aussieht, wenn der rauhe Stahl darunter schimmert. So, stehe ich so recht? —

Vollkommen! rief Mengs, der die Umrisse der schönen Gestalt mit geschwindem Griffel auf die Leinwand brachte. Welch' ein prachtvolles Modell

für die Kunst! Ew. Majestät hätten ein simpler Lastträger werden sollen.

Hahaha! Warum denn das?

Wegen des Wuchses. Die Künstler hätten sich um ein solches Modell gerissen.

Inzwischen ist es doch gut, daß ich König geworden bin. Es hat doch Etwas voraus vor dem Lastträger. Wie hast Du denn Dresden wiedergefunden? Nicht wahr, schöne Bauten. Hübsche Plätze habe ich einrichten lassen.

Vor Allem die Kirche! rief Mengs, der mit Vergnügen diesen Anlaß benutzte, das Gespräch auf den bewußten Gegenstand zu bringen.

Ja, die Kirche! rief August. Damit ist etwas Sonderbares passirt. Sie droht den Einsturz. Wir stehen mit dem Baue fest. Die Leute behaupten, man könne sicher darauf rechnen, daß sie nächstens uns auf die Köpfe fällt. Das ist nun freilich nicht sehr tröstlich.

Chiaveri ist ein tüchtiger Künstler! rief Mengs.

Ich glaub's! Was mich betrifft, ich theile die allgemeine Furcht nicht. Ich habe mich erboten, über das Gewölbe an der gefährlichsten Stelle hinzugehen; aber man läßt mich nicht. Ich darf nicht einmal den Mauern mich nähern. Ich be-

klage den armen Chiaveri, aber ich kann ihm nicht helfen. Hast Du die Kirche gesehen?

Ja, Ew. Majestät, rief Mengs, und ich finde sie vollkommen gut und haltbar. Wir haben sie auf alle Weise geprüft. Zwei Bauverständige, die mit mir hergekommen, fällen dasselbe Urtheil, und wenn Ew. Majestät erlauben, so habe ich mich entschlossen, dem armen Chiaveri unter die Arme zu greifen und den Gang über das Gewölbe in diesen Tagen zu machen. Ich sehe nicht ein, was dabei zu wagen ist. Alle Welt kann zuschauen und sich überzeugen.

Die Königin war unterdessen in's Zimmer getreten mit zwei ihrer Prinzessinnen. Sie erschrak über des Mengs Kühnheit und bat den König, ihm den Gang zu untersagen. Graf Brühl, Pater Quirini, Alle thaten dasselbe.

So laßt ihn! rief der König. Einer muß doch der Erste sein, der den Unsinn niederschlägt und uns zu unserer Kirche führt. Fast zwei Jahre stockt der Bau; ich will durchaus nicht, daß wir länger auf Aufhebung eines Uebels warten sollen, das nur in den Köpfen der Unsinnigen und Thörichten besteht. Wann willst Du den Gang machen? setzte er hinzu. Ich werde zugegen sein mit meinem ganzen Hofe.

Der Tag wurde bestimmt.

Dresden, als es die Neuigkeit erfuhr, befand sich in einer gewaltigen Aufregung. Endlich sollte entschieden werden, ob das Gewölbe hielte oder nicht. Es hatte sich Jemand gefunden, der sein Leben daran wagte. Welch' eine heroische That! Am Morgen des bestimmten Tages füllten sich die Kirchen mit Andächtigen, die für das Gelingen des Unternehmens den Himmel um Schutz baten. Man hatte gehört, daß der König zugegen sein wolle: neue Befürchtung, daß er sich zu sehr dem gefährlichen Schauplatze nähern würde; eine Deputation des Raths erschien und bat den König und seine Familie, sich fern zu halten. Der König antwortete, daß dieser Vorfall zu sehr mit dem allgemeinen Besten zusammenhinge, als daß er sich bewogen fühlen könnte, sich gänzlich davon auszuschließen, doch sollte Vorsicht gebraucht werden. Der Platz um die Kirche umher wurde von Neuem ausgemessen und bestimmt. Leute, die allzunahe dem Schauplatze wohnten, verließen ihre Häuser und zogen mit Sack und Pack zu ihren Freunden in das Innere der Stadt. Kaufläden wurden geschlossen. Große, gedruckte Anzeigen benachrichtigten Jedermann von dem, was im Werke war, und riethen zur äußersten Vorsicht. Die Brücke

wurde gesperrt auf mehrere Stunden des Tages. Alles machte sich fertig, Zeuge dieser wichtigen Thatsache zu sein. Die Frommen kamen mit Gebet zur Stätte, die Neugierigen mit Ferngläsern, die größere Masse mit stumpfer Begierde irgend Etwas zu erleben. Man hatte gehört, daß der Maler Mengs den Gang wagen würde; Niemand wußte von dem jungen Mengs Etwas, den seine Freunde noch in Italien wähnten, man hielt den Vater Mengs für den Tollkühnen und man bedauerte sein Alter, man beklagte seine Familie, die er mit dieser verwegenen That an den Rand des Abgrundes zu bringen trachtete, man nannte ihn einen alten aberwitzigen Thoren, der, um fremde Ungeschicklichkeit darzuthun, sich selbst der äußersten Gefahr aussetzte. Der englische Gesandte, Ritter Williams, mischte sich unter's Volk und bot Wetten an über das Gelingen der Unternehmung: man wettete ziemlich hohe Sätze. Bilder wurden verkauft, auf denen der Engel Gabriel in Person die Herabstürzenden faßte und in den Himmel trug. Der einzige Glückliche und Frohe bei diesem Anlaß war Chiaveri, der seinem Retter wiederholt um den Hals fiel und ihn einen Gott nannte, vor dessen Leuchten die Waffen des Aberglaubens in den Staub sanken.

Eine Menge anonymer Briefe hatte noch am Morgen des Tages Raphael abgemahnt. Es war ein schöner Tag: die Sonne erhob sich glänzend aus den Nebeln des Morgens und beleuchtete die Mauern der halbfertigen Kirche. Der Platz um dieselbe war, obgleich das Schauspiel erst um die zehnte Morgenstunde vor sich gehen sollte, gedrängt voll Menschen. Die Gerüste, die in der Eile für die Vornehmen errichtet waren, fingen bereits auch an sich zu füllen. Man scherzte und lachte, man klagte und weinte; es war die höchste Bewegung und die größte Gleichgültigkeit dicht neben einander. Um halb zehn Uhr erschien der Hof und nahm die Tribüne ein, die auf der Seite des Zwingers für ihn erbaut war, die jetzt das Museum füllt. Der Tusch der Trompeten zeigte an, daß Se. Majestät, der König von Polen und Kurfürst von Sachsen erschienen sei. Eine tiefe Stille trat ein; man sah nach der Brücke hin, von wo die Hauptschauspieler dieses Dramas kamen. Endlich zeigten sie sich. Eine Musikbande ging ihnen voran. Mengs, dem es darum zu thun war, daß Alles so öffentlich und überzeugend geschah, als es nur irgend möglich war, hatte diese effectvolle Scene angeordnet. Er erschien mit Chiaveri an der Hand; zwei fremde Baumeister und zwei ihrer

Begleiter folgten. Sie gingen gemessenen Schrittes auf die Kirche zu. Ein allgemeines Beifallsgeräusch ließ sich hören, als sie erschienen. Einige aus der Zuschauerschaft stürzten über die gezogene Grenze, um den Männern zu folgen; allein sie wurden zurückgewiesen. Die Sechse gingen in die Kirche ein. —

Während sie drinnen waren, herrschte eine ahnungsvolle Stille. Man sagte sich, daß sie die Sacramente genössen, um sich allen Zufälligkeiten des Ganges gerüstet zu unterwerfen. Alle Blicke wandten sich nach zwanzig Minuten auf den Gipfel der Wölbung, die allen Augen bloß sich aus der Tiefe der Kirche emporhob. Plötzlich erschien oben der junge Mengs. Er stieg die Treppe hinan; dicht hinter ihm folgte Chiaveri. Ihr Erscheinen ward mit vielen Stimmen des Beifalls gefeiert. Jetzt gingen sie die letzten Stufen in die Höhe und befanden sich vor der Wölbung der obersten Kuppel. Es galt nun diese zu überschreiten. Festen Fußes eilte der junge Mann hinauf und mit dem Baukünstler an der Hand zeigte er sich zur allgemeinen Ueberraschung. Ein tausendstimmiges Vivat erschallte. Mengs und sein Gefährte bückten sich nach der Richtung, wo der König saß, dann nach dem übrigen Publicum. Ein entscheidender, ängst-

Ex bibl. univ. Berg.

licher Augenblick. Beide Männer auf der Spitze der Wölbung; hoch aufgerichtet, frei und kühn um sich schauend. Allgemeine Stille; jeden Augenblick dachte man das Zusammenstürzen zu hören und jeden Augenblick wurde man getäuscht. Von Neuem brauste der Beifall. Beide Männer nahmen die Hüte ab, um sie in der Luft zu schwenken; man schrie ihnen zu, sie möchten das nicht thun! Man bat, man lärmte. Viele Stimmen riefen: Es weicht der Boden. Andere antworteten eben so laut: Er weicht nicht! Der Bau ist fest! Es lebe der Baumeister, es lebe Chiaveri! Jetzt kamen auch die zwei Andern: das Gewicht wurde verdoppelt. Auch sie standen unangefochten. Alles schrie von Neuem: Das Gewicht ist zu stark! Hinunter mit den zwei Andern! Aber unbekümmert standen die vier Männer auf einem Punkte, wo man noch vor einer Stunde keinen Federball hingeworfen hätte, aus Furcht, das Gewölbe stürzen zu machen.

Als die Probe bestanden war, nahte sich Chiaveri der königlichen Loge an der Hand Raphael's. Der König bezeigte sich zufrieden, der Bau sollte nun rasch fortgesetzt und beendet werden. Alle Stimmen waren wie umgewandelt. Chiaveri's Lob tönte auf Aller Zunge! Der unglückliche,

schwergeprüfte Mann richtete sich auf; er blickte wieder frei um sich, seine Ehre war gerettet. Er empfing die Lobsprüche des Adels, des Magistrats, der Bürgerschaft. Jedermann fand es jetzt lächerlich, wie man nur an der Dauerhaftigkeit und Stärke des Werkes hatte zweifeln können. Jedermann behauptete, mit eben der Leichtigkeit hinaufsteigen zu wollen, wie es Mengs gethan. Das Ganze war nur ein Kinderspiel: man wußte ja, daß die Mauern halten würden.

So schlug die öffentliche Meinung in dem Zeitraume von noch keiner Stunde völlig in das Gegentheil um. — So ist die Welt!

Der Bau ging jetzt rasch vorwärts. Die Ueberdachung begann, die Statuen wurden aufgestellt. Nicht voll ein Jahr und das Schiff der Kirche stand vollendet da, geeignet zum Gottesdienst. Der Nuntius, Monsignor Aberik Archinto, weihte sie im Jahre 1751 ein.

Was Raphael Mengs betrifft, so vollendete er seine Arbeiten mit großem Eifer und Fleiße. Noch nicht ganz dreiundzwanzig Jahre alt, wurde er erster Hofmaler: und dieses verdankte er nicht der Cabale, nicht der Gunst der Frauen, sondern lediglich seiner Kunst und seinen Verdiensten. Seine Pension wurde bis auf tausend Thaler erhöht.

Dies war jedoch wenig gegen die Anzahl von Geschenken und Kleinodien, die ihm der König, die Königin, der Kurprinz und dessen Gemahlin bei unzähligen Anlässen verehrten.

Aber auch dieses Geld, zusammen mit den Pensionen der beiden Mädchen an 2200 Thaler, floß in die Tasche des Vaters, der, von Italien zurückgekommen, wieder sein altes System mit der Sparsamkeit eingeführt hatte. Die römische Schwiegertochter brauchte viel, sie erhielt nur wenig. Raphael selbst mußte fast mit Gewalt einige hundert Thaler aus der ewig verschlossenen Schatulle des Alten hervorzwingen. Der alte Mengs hatte ein zuverlässiges Mittel, bei diesen Gesuchen standhaft zu bleiben: er erwiderte nämlich kein Wort. Dieses feste und ewige Schweigen brachte die Bittsteller zur Verzweiflung, denn sie sahen ein, daß sie aus dieser Statue Nichts würden hervorzaubern können. Dabei war der alte Mengs in seine Magd verliebt worden und dachte alles Ernstes daran, die Sechzigjährige zu heirathen. Aber die Magd zierte sich. Es mißfiel ihr, daß ihr Herr wie seine Kinder katholisch geworden: nach ihrer Phantasie hätte er seinem Glauben treu bleiben und ihr Mann werden sollen. Indessen ein solcher Freiwerber, der mit einer Kiste voll Geld, das

seine Kinder erworben, vor sie trat, machte dennoch seine Wirkung und Mademoiselle Pelunta entschied sich endlich, nachdem sie sich lange hatte bitten lassen, Frau Mengs zu werden. Dieses Ereigniß brachte in die Familie einen allgemeinen Schrecken. Mengs, seine Frau, seine zwei Schwestern — Alle conspirirten jetzt gegen den alten Vater; der Vater und seine sechzigjährige Frau conspirirten gegen die Kinder. Die große Confusion in dem Hause Mengs endigte sich damit, daß man den Vater zwang, die Kinder mit dem Nothwendigsten auszustatten und sie eigene Wohnungen beziehen zu lassen. So erhielt Raphael seine Pension ungekürzt und die Mädchen die Hälfte der ihrigen.

Es war schade, daß diese Krisis nicht durch die Bemühungen Faustinens, Eleonorens und des Annibale zu Ende geführt wurde, indem Faustina in Wien sich befand, Eleonore sich nach einem fernen Orte vermählt hatte und Annibale nach Paris gezogen war, als alles Dieses sich ereignete.

Der öffentliche Frieden zwischen den streitenden Parteien war nun so ziemlich hergestellt, das innerliche Verhältniß, gestört durch die Ränke der Frau Mengs, die nicht vergessen konnte, daß sie die Kinder, die sich jetzt ihr zu widersetzen unter-

ſtanden, einſt auf ihren Knieen geſchaukelt, blieb nach wie vor. Sie war es, die den Vater Mengs immer wieder zu Handlungen der Härte und Ungerechtigkeit antrieb. — Thereſa Concordia Mengs wurde von der Königin aufgefordert, ihr die Nacht von Correggio in verkleinertem Maßſtabe zu copiren. Es gelang vortrefflich.

Das Altarblatt der Kirche war jetzt Gegenſtand der Berathung. Der König erklärte, daß nur Mengs, der ſich ſo verdient gemacht um dieſes Gotteshaus, es malen ſolle, und der Künſtler, eines ſeiner Hauptwerke vor ſich ſehend, ging in vielerlei Skizzen mit ſich zu Rathe, welchen Gegenſtand er wählen ſolle. Die Skizzen wurden dem Könige vorgelegt und dieſer entſchied den Mengs zu einer Himmelfahrt, die er beſonders geeignet zu dieſem Zwecke fand.

Mengs, dem es gelüſtete, wieder nach Italien zu gehen, der dadurch den Quälereien mit ſeinem Vater zu entſchlüpfen meinte, ſtellte dem Könige vor, daß ein ſolches Bild nur in Rom gemalt werden könne, gleichſam unter den Augen des Raphael von Urbino. Der König gab ſeinem geliebten Mengs den verlangten Urlaub und begleitete dieſen mit einem koſtbaren Geſchenke.

Von dieſen großen Aufträgen und dieſen Be-

stellungen sprechen hörend, erkrankte der alte Hofmaler Sylvestre und ließ sich von seinem Arzte ein Zeugniß geben, daß er einer mildern Luft bedürftig sei und daß er nach Paris heimkehren wolle. Dieser Künstler hatte seine Verdienste; er hatte unter August dem Starken schon Proben davon abgelegt und hatte solche auch auf die Zeiten seines Sohnes erstreckt. Es war nicht zu leugnen, daß, wenn nicht die aufgehende Sonne des jungen Mengs die Werkstätten der Künstler jener Tage erleuchtet hätte, von Herrn Louis Sylvestre noch manches gutes Stück producirt worden wäre. Denn seine Manier war eine wohlgefällige und correcte. Aber mit den Erfolgen des Mengs war kein Wettkampf möglich, und da diese Erfolge einen Künstler wie Sylvestre, der mit großer Selbstzufriedenheit wirkte, empfindlich berührten, so ist's erklärlich, daß er ging, um nicht zusehen zu müssen, wie ihm ein Blatt nach dem andern aus seinem Lorbeerkranze ausgezogen oder besudelt wurde. Der König gewährte dem alten Manne seinen Wunsch und ließ ihn in Ehren ziehen. Er ging auf das Landgut seiner Tochter und von dort nach Paris.

Bevor wir den Mengs reisen lassen, müssen wir noch einen Zug der Freundschaft von ihm berichten, der ihn charakterisirt. Annibale war

aus Paris heimgekehrt und fand den Freund im Begriffe der Abreise. Ohne Annibale's Bild zu malen, das als Denkmal der Freundschaft bestehen sollte, war es Mengs nicht möglich abzureisen. Das Bild in Pastell gab der König von seinem Schreibtische, auf dem es stand, nicht fort. Es wurde noch ein Bild in Oel entworfen und an dem Tage der Abreise, ja sogar in der letzten Nacht vollendet. Der König wollte dieses Bild sehen; Mengs brachte es ihm am Morgen seiner Abfahrt. Ich finde darin, mein Raphael, etwas Feines, Inniges, was ich in Deinen anderen Bildern vermisse, sagte August. — Ew. Majestät entdecken darin den Freund, erwiderte der Künstler mit glücklicher Kühnheit, das ist eine Sorte Menschen, die die Fürsten nicht kennen. — Der König, so wenig beleidigt durch diese Worte, nahm auf das Gnädigste Abschied, indem er ihm das große Bild für die Kirche empfahl. Er ahnte nicht, daß er weder den Mengs noch sein Bild jemals wiedersehen würde. Die Stürme des siebenjährigen Krieges brachen über Sachsen aus.

Es war im Monat September 1752, als er mit seiner Frau und seinen beiden Schwestern nach Rom aufbrach.

Das Leben eines Künstlers, das er auf seiner Staffelei oder auf den Gerüsten zubringt, hat wenig Abwechselung. Ein solches Leben führte jetzt Mengs in Rom. Besuche, Bestellungen, vornehme Freundschaften wechselten mit einander ab. Die Akademie zu St. Luca erwählte ihn zu ihrem Mitgliede. Lord Pessy bestellte bei ihm zwei große Gemälde von Raphael, die Hochzeit der Psyche und die Schule von Athen. Zu gleicher Zeit ging er daran, das Bild für die Kirche zu Dresden zu entwerfen. Die Fülle der Arbeiten zwang ihn, es einstweilen wieder hinzulegen. Winckelmann's Ankunft zu Rom war ebenfalls ein Ereigniß. Winckelmann und Mengs wurden Freunde. Beide studirten das Alterthum. Mengs brachte Leben und Bewegung in die starren Schulbegriffe seines Freundes, während dieser Ordnung und Regelmäßigkeit in den Ansichten des Mengs stiftete. Unter den vielen Schülern, die er in Rom annahm, befand sich auch Herr Antonio Maron aus Wien. Die junge Theresia Concordia Mengs, bei ihrem Bruder wohnend, ward von diesem dem Maron als Ehegattin gegeben. Der Bund wurde unter glücklichen Auspicien gestiftet. Die andere Schwester Juliane begab sich in ein Kloster.

Der ausbrechende Krieg in Sachsen im Jahre 1756 machte, daß die Auszahlung der Pensionen unterblieb; Mengs, dergestalt mit Aufträgen überhäuft, merkte fast nicht diesen Abbruch an seinem Einkommen. Nicht genug befriedigt durch die Triumphe, die er durch das Malen in Oel erreichte, suchte er auch auf ein Feld seine Thätigkeit hin zu verpflanzen, das stets viel Interesse für ihn gehabt, auf die Frescomalerei. Da man in dieser Kunst Proben leisten muß, ehe Einem Bestellungen gegeben werden, so entschloß sich Mengs, die Decke der Kirche der Cölestiner Mönche unentgeltlich mit einem Werke zu zieren, das allgemeinen Beifall fand. Von dort an wurden ihm nun Aufträge auch in dieser Manier der Kunst. Der Cardinal Albani, sein Gönner und Freund, gab ihm die Decke in seinem Landhause Albani in Rom zu malen. Mengs stellte darauf den Parnaß dar mit dem Apoll und den Musen. Diese reizende Composition, auf welcher eine der größten Schönheiten des damaligen Roms, die Gräfin Carolina, als Kalliope dargestellt war, macht die Königin von Neapel, eine sächsische Prinzessin, Tochter August's, auf den Künstler aufmerksam. Sie ladet ihn nach Neapel ein und fordert ihren Gemahl auf, ein Gemälde für die

Capelle zu Caſeſta bei ihm malen zu laſſen. Ein anderes Gemälde erlaubte die Zeit nicht fertig zu machen, indem das königliche Paar nach Spanien ging, den dortigen Thron einzunehmen, der ihm durch Erbfolge zugefallen war. Mengs muß dorthin ihnen folgen und wird von dem Könige mit einem Gehalte von 6000 Thalern angeſtellt.

Wir würden nichts Anderes zu thun haben, als immer nur Bilder auf Bilder zu häufen, die alle königlich bezahlt wurden, wollten wir Schritt vor Schritt dem Leben unſeres Künſtlers folgen, der zwiſchen Madrid und Rom hin- und herreiſend, überall mit Bewunderung und Staunen empfangen, von den Fürſten geliebkoſt, von den Künſtlern geehrt, überall Spuren ſeines Talents hinterließ. Eine peinliche Krankheit, eine beginnende Waſſerſucht befiel ihn in Spanien und zwang ihn, Rom aufzuſuchen. Kaum geheilt, ging er von Neuem nach Spanien, wo das alte Uebel ihn beim Ausmalen der Zimmer Sr. Majeſtät wieder befiel und den König dahin brachte, ihn ſelbſt fortzuſchicken, damit er in Rom wieder geſunde.

In Rom angelangt, erwarteten ihn neue Aufträge von England, von Rußland, von Deutſchland her. Es war zur Manie geworden: Alles wollte Arbeiten von Mengs haben. Seine Ge-

sundheit wurde von Neuem angegriffen und dieses Mal tödtlich. Statt die Nächte zu ruhen, bezeichnete er sie ebenfalls durch Arbeiten mit der Feder. Ein Traktat über die Schönheit giebt Zeugniß hiervon. Auch Familiensorgen kamen in diesem Zeitpunkte des Lebens vor. Ismael Mengs war gestorben und hatte seine habsüchtige und niedrigdenkende Frau hinterlassen, die nichts Klügeres zu unternehmen wußte, als das sämmtliche Vermögen in Anspruch zu nehmen, mit Ausschließung der Rechte der Kinder. Es entstanden Processe. Frau Mengs, welche die gerichtlichen Formen zu langsam fand, setzte sich in einen Wagen und reiste allein nach Spanien, wo damals Mengs sich aufhielt und erschien vor ihm mit dem ganzen Register ihrer Forderungen. Sie hatte den Charakter des Mengs richtig beurtheilt. Sie wußte, daß Alles mit ihm anzufangen war, wenn man ihn persönlich sprach, durch Vorstellungen und Bitten sein Herz bestürmte und ihn zu nachher bereuten Schritten veranlaßte. Mengs verzichtete auf sein Erbe, gab der Stiefmutter noch Geschenke und war froh, als er den Wagen derselben wieder fortrollen hörte. So wußte Frau Mengs sich in gute Vermögensumstände zu versetzen.

Seine Frau und zwei seiner Töchter gingen

ihm voran. Mengs selbst war im höchsten Grade leidend, als er noch immer an den Gemälden arbeitete, die der König von Spanien ihm aufgetragen. Auf den Vorwurf hierüber, den die Freunde ihm machten, erwiderte er: Er ist stets so gütig für mich gewesen, kann ich mehr für ihn thun, als für ihn mit der Palette in der Hand sterben? — Der 29. Junius des Jahres 1779 war sein Todestag. Er wurde einundfünfzig Jahre alt. Mit ihm ging ein großer sächsischer Name unter, der in Rom wie in Madrid bleibende Denkmäler seines Ruhms hinterlassen hat, nicht weniger als in Dresden, seiner Vaterstadt.

Wir wollen jetzt einige Worte über eines seiner vorzüglichsten Bilder sagen, über die Verklärung Christi, die sich in der katholischen Hauptkirche zu Dresden befindet. Das Bild ist sehr hoch und verhältnißmäßig schmal. Es stellt die Erhebung Christi in den Himmel vor. Die Figur des Erlösers macht ungefähr die Mitte des Bildes aus. Oben ist Gott Vater dargestellt, von den drei Hauptengeln getragen, über ihm eine Glorie kleiner Engel. Das Gewand Gottes ist lichtes Weiß, eben so das Haar und der Bart, so daß nur ein kleines rosenrothes Gesicht übrig bleibt, in welchem man einen offenen Mund erkennt. Der eine

Engel, der seine Füße stützt, zeigt sich in einer schwierigen Stellung im Rücken. Die ganze Gruppe ist recht glücklich componirt. Dann kommt Christus, hinaufstrebend, die Arme ausgebreitet, umflattert von einem rothen Gewande, das sich nach oben ausbreitet, um die Füße sich zusammenzieht. Stellung, Gesicht, Ausdruck ist Alles vortrefflich, besonders die Brust des Schwebenden, die oben von der Lichtfülle einen schönen Strahl empfängt. Das Gesicht ist das eines schönen Jünglings, der von freudigem Erstaunen erfaßt wird, in das sich die Innigkeit der Liebe und das Bewußtsein schöner und edler Handlungen mischt. Er drängt nach oben. Es ist kein müßiges Schweben in der Luft, es ist der Zug des Verlangens, das ihn nach oben hinzieht. Ihm zur Seite, ziemlich blaß gehalten, zeigen sich zwei Engel. Dies ist die Mittelpartie. Die dritte, die untere Hälfte beschäftigt sich mit der Erde und den darauf Hinterlassenen. Links vom Beschauer sieht man im Vordergrunde Petrus knien, die Arme mit Inbrunst zum Himmel gerichtet; neben ihm die Jungfrau, mit über die Brust gefalteten Händen und gläubig emporschauenden Blicken. Hinter ihr kniet Magdalena, ziemlich im Dunkeln. Rechts ist Johannes auf die Kniee gesunken, mit einem etwas erkünstelten

Ausdrucke von Schwärmerei und Bewunderung nach oben blickend. Hinter ihm Thomas, der zu zweifeln scheint, sich aber doch dem Wunder ergiebt; die übrigen Apostel in angemessenen Stellungen und mit eben solchen Geberden füllen und runden die irdische Gruppe. Die Farbe ist jetzt bereits bedeutend angedunkelt, besonders die Partien auf der Erde, die schon beim Beginn dunkel gehalten waren, haben sich jetzt in völliges Schwarz verwandelt; dies gilt auf die hinten stehenden Apostel und auf Maria Magdalena.

Ein sehr berühmtes kleines Pastellbild von Mengs ist der bekannte Amorkopf, der in Copien in fast allen Cabinetten und Kunstsammlungen zu finden ist, hier aber in Dresden im Original hängt. Es ist ein blonder Knabe, der einen Pfeil schärft und dabei halb schalkhaft, halb fragend nach oben blickt, als riefe ihm von dort Jemand zu, den Pfeil nicht allzu sehr zu spitzen. Das frische, gesunde und dabei doch so durchgeistigte Gesicht ist vortrefflich, die Augen glänzen in einem fast überirdischen Lichtglanze, der Mund ist auf das Lieblichste gerundet, der kleine Körper ist in dem zartesten, blühendsten Fleisch gehalten. Leider wird es, da es ein Pastell ist, dem Schicksal nicht entgehen, das alle Pastellbilder trifft; es wird

verbleichen, das heißt: alle warmen Fleischtöne verschwinden, und es bleibt ein fahles, kreidiges Weiß übrig, das gerade den entgegengesetzten Effect von dem hervorzubringenden darstellt, nämlich: Kälte, Unwahrheit und etwas Starres, Todtes.

Island.

I.

Durch die einsamen Gänge des Thiergartens schritt in heller Mondscheinnacht ein Mann in einen Mantel gehüllt und näherte sich einem Hause, das, abgesondert von den anderen Häusern, in einer Gruppe von Bäumen stand. Die Bäume waren entlaubt, der Balkon des Hauses und die Stufen des Eingangs mit Schnee bedeckt. Es war im März und ein ungewöhnlich reichlicher Schnee gefallen. In der Vertiefung der Hausthür kauerte eine Gestalt in Lumpen, die sich erhob, als der Mann sich näherte, und die ihm entgegentrat, um ein Almosen bittend.

Du bist dieselbe Kleine, die ich bereits zweimal beschenkt habe; zu oft darfst Du mir nicht kommen, sagte der Herantretende und wollte vorübereilen, allein das Bettelkind erfaßte seinen Mantel.

Herr! die Mutter hat mich hinausgetrieben,

mit leeren Händen darf ich nicht zurückkommen, es ist spät, es schenkt mir Niemand etwas in dieser abgelegenen Gegend; erbarmt Euch meiner!

Der Herr stand auf der Treppenstufe still. Der Mantel war zurückgeschlagen und der Mond schien in ein bleiches, wohlgebildetes, ernstes Mannesantlitz, die Blicke waren auf die Kleine gerichtet und mit einer Stimme, der es nicht an Weichheit und Wohlklang mangelte, sagte er:

Deine Mutter war früher beim Theater, hast Du mir gesagt. Wenn es wahr ist, komm' morgen gegen Mittag, wenn ich in die Stadt gehe, und zeige mir den Weg zu dem Hause, in dem sie wohnt; ich will sie sehen und sprechen. Jetzt geh' und nimm das. Die Kleine empfing das Geld dankend und lief frierend in die Winternacht hinaus. Der Mann trat in das Haus, auf den Ton einer Klingel erschien eine alte Magd, die ihn in sein Zimmer leuchtete, in welchem der Ofen brannte und in welchem es wohnlich und behaglich aussah. Bilder hingen an der Wand, ein Teppich deckte den Boden und gegenüber dem Schreibtische, der in der Nähe der beiden hohen, mit Vorhängen geschlossenen Fenster stand, bildeten ein Flügel und eine Harfe eine geschmackvolle Verzierung. An der Harfe hing ein frischer Blumen-

kranz. In der Nähe des Ofens stand ein hoher Lederstuhl, in welchem eine Katze lag, die sich in ihrem Schlummer durch das Erscheinen des Lichtes und des Hausherrn nicht stören ließ. Alles in diesem Zimmer drückte Stille, Frieden und poetische Zurückgezogenheit aus.

Nur in dem Geiste und Gemüthe des Bewohners dieser Räume, schien es, war dieser Friede und diese Ruhe nicht zu finden. Er setzte sich an den Schreibtisch, überlas flüchtig die Adressen der angekommenen Briefe und versank dann, das Haupt auf den Arm gestützt, in Träumereien.

Es schlug zehn Uhr. Ungewöhnlich früh war diesmal das Schauspiel beendet gewesen. Die Alte kam, um das Abendbrod aufzutragen, sie setzte eine Flasche Wein und einen Teller mit kalter Wildpretpastete auf das Tischchen, das vor einem Sopha stand, welches die Wand gegenüber dem Flügel einnahm. Die Katze erwachte beim Geruch der Speisen aus dem Schlummer und kam, ihrem Herrn die Aufwartung zu machen, eigentlich aber aus der egoistischen Absicht, an dessen Abendmahl Theil zu nehmen. Es meldete sich hierzu noch ein Gast. Die Thür öffnete sich und ein ältlicher Herr in einem Pelze, dessen Kragen ihm über die Mütze hoch hinaufragte, trat ein und ward leb-

haft und herzlich bewillkommnet. Der Hausherr schob einen Stuhl an das Sopha heran und befahl, ein zweites Glas zu bringen. Bevor jedoch der Gast sich setzte, öffnete er den Vorhang des einen Fensters und, den vollen Mondstrahl über sich herübergleiten lassend, sagte er:

Ich will zuerst sehen, ob wir schon Vollmond haben, denn Du weißt, beim Vollmond fängt das gichtische Ziehen in meinem linken Beine an.

Der Hausherr erwiderte nichts, aber er lächelte und zertheilte die Stücke der Pastete. Dann kam der Gast und setzte sich an seine Seite.

Das Schauspiel schon zu Ende? begann er.

Wir fangen jetzt früher an wegen des Unwohlseins der Königin. Sie bleibt nur kurze Zeit und geht bald wieder fort, erwiderte der Hausherr.

Wie war's?

Frostig.

Wie? Eine Deiner besten Rollen? Der Shylock und — frostig?

Man hat mich satt. Ich bin ihnen nichts Neues mehr. Die Kritik hat mich zum Krüppel geschlagen und Krüppel mag man nicht sehen.

Eine Pause herrschte. Der Collaborator Roland, so hieß der Gast, kostete an seinem Weine,

prüfte ihn, fand ihn gut und setzte das Glas bedächtig hin, indem er sagte:

Das freut mich.

Das freut Dich?

Ja, denn es ist Hoffnung da, daß Du in diesem Falle an den Rhein zurückgehst, von wo Du gar nicht hättest weggehen sollen.

Der Hausherr seufzte. Sein Blick glitt unwillkürlich auf die Harfe und den daran befestigten Kranz.

Hast Du nichts von Laura gehört? fragte er.

Sie muß noch immer das Zimmer hüten, allein an Deinem Benefiztage hofft sie das Theater besuchen zu können.

An meinem Benefiztage? Man wird diesen Tag benutzen, um mich vollends niederzuwerfen. Es wird daran gearbeitet, mir eine Demüthigung besonderer Art zu bereiten. Ich weiß es, aber ich fürchte mich nicht. Man darf diesem Volke nicht Kleinmuth zeigen, sonst ist man verloren. Soweit kenne ich denn doch nun schon meine Leute. Stolz, dreist und zuversichtlich will ich ihnen bis zu der letzten entscheidenden Stunde entgegentreten. Sie sollen mir den Kranz von der Stirn reißen, anders bekommen sie ihn nicht. Es sind ohnedies Lorbeeren, die in diesem märki-

schen Sandboden nicht gewachsen sind. Man soll nicht sagen: der Iffland ist an den Mückenstichen der Berliner Kritik gestorben.

An den Rhein, an den Rhein mit Dir!

Nun soll es mir an Kälte, an Schärfe, an Objectivität fehlen; nun soll ich zu weich sein, zu sehr mich selbst spielen! Und beim König Lear hieß es wieder, ich vergäße gänzlich, daß der Grundzug im Charakter jenes Unglücklichen Weiche und Gefühlstiefe sei. O, man möchte selbst wahnsinnig werden einem Publicum gegenüber, das den Genuß tödtet in der Kritik!

An den Rhein mit Dir, zurück an den Rhein!

Und immer werden mir Fleck's Verdienste vorgehalten, weil er der Abwesende ist und ich der Gegenwärtige! Sie gleichen dem Hunde in der Fabel, der den Bissen, den er im Munde hat, fallen läßt, um nach einem Schatten zu haschen. Doch immerhin, sie mögen so toll, so unverständig sein, als sie immer wollen und können, weiß ich doch, daß Eine da ist, die mich versteht, die, wenn ich meine ganze Seele hingebe, sie entgegennimmt mit jener weichen Liebeshand, die sich hütet, mir hier eine kaum vernarbte Wunde, dort einen vibrirenden Nerv zu berühren. Wenn ich mein suchendes Auge zu ihrem Platze sende und ich finde ihn

leer, entsinkt mir sogleich der Muth, und das hundertäugige Ungeheuer, Publicum, das ich vor mir gelagert sehe, preßt mir ein Beben der Angst und des Entsetzens ab. Finde ich aber Sie, dann ist das Spiel ein Spiel, dann gleiten mir, wie von unsichtbaren Händen mir abgefordert, die köstlichsten Perlen aus dem Liebesreichthum der Seele. Ich empfinde, und was ich empfinde, ist — Sie! Sie ist's, die mir den Athem versetzt, wenn ich auf die Bühne stürze als Franz Moor; ich zittere, indem ich die Schrecken der Hölle ihr vor das Auge bringen soll, ihr, der Reinen, und wenn ich als Wallenstein die ewigen Sterne befrage, ist's wieder Sie, die mich an die Wahrheit des ewigen Himmels glauben lehrte. Ach, daß diese Frau eine Frau ist, daß dieses süße Gebilde kein geschlechtsloser Genius ist, dann wäre er mein, ich könnte ihm Altäre bauen, und Niemand dürfte mir verargen, wenn ich laut vor allem Volke mich mit dem Göttlichen vermählte. Der Künstler mit seiner Gottheit! Was wollt ihr? Ist das nicht ganz in der Ordnung? So aber steht Sie auf einer unnatürlichen Höhe, Sie, die Liebenswerthe, ist dem Liebesbedürfniß entrückt, die irdisch Fühlende ist mit einer kalten Glorie des Standes umgeben. Kann man einen ärgern Hohn aus-

sprechen, als das Geschick ihn sich hier ungestraft erlaubt? das allgemein Begehrte ist zugleich das Allen Versagte. Mein Auge füllt sich mit Thränen — ich muß schweigen.

Wenn das Theater nur nicht so zugig wäre, hub der Collaborator nach einer Pause an, während der Schauspieler, sein Haupt auf die Hand stützend, vor sich hinsah — ich sage Dir, Freund, es giebt da Thüren, Thüren ohne Vorhänge, die Dante in seiner Hölle nicht passender hätte anbringen können, um eine neue Qual seiner Verdammten, einen teuflischen Rheumatismus beizubringen. Das ist auch der Grund, weßhalb ich so selten in's Theater gehe. Es thäte der alten Bude gut, wenn eine wohlthätige Feuersbrunst sie mit einem Schlage vom Leben zum Tode brächte. Anders werden wir den Jammer nicht los. Im Zugwinde zu sitzen ist aber das Schlimmste, was einem armen Adamskinde begegnen kann.

Alter, fuhr Iffland zornig empor, Du wirst mir auch gar zu philisterhaft! Hast Du denn durchaus kein Wort für meine Leiden? Mann der Jämmerlichkeit, ist denn Deine Seele wie Dein Ohr mit Kampherstöpselchen verpfropft? Sonst wußtest Du doch zu schwärmen. Erinnere Dich, wie wir in Mannheim an den Ufern des Rheins bis spät

in die Nacht Arm in Arm dahinflogen! Wie ich, auf der Rheinbrücke stehend, einst den Fiesco mit Dir spielte, Dich, den Fiesco, von der Brücke stieß, so daß Du mit einem Beine bereits in der Fluth zappeltest!

Ach, und ich hatte Nankingbeinkleider an, jammerte der Collaborator — Du Entsetzlicher, das rührte Dich nicht!

„Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach! declamirte Iffland und brach dann in ein schallendes Gelächter aus. O, das waren Zeiten! Man sollte das jetzt mit Dir versuchen, Du Liebling des Apothekers, Du Sohn des Rhabarbers, Du Buhle der Wärmflasche, Du im Geheim mit der Flanelljacke Getrauter! Geh — geh! Wenn ich nicht wüßte, daß unter Deinen Pflastern und Umschlägen noch eine Seele stäke, ich würde Dich als wurmzerfressenes altes Möbel längst in die Plunderkammer geworfen haben.

Was wirst Du zu Deinem Benefiz geben? fragte der Gescholtene, indem er lächelnd sein Glas leerte und nach dem Ofen sah, um sich zu überzeugen, daß er noch in voller Gluth sich befinde.

Ich habe da einen Gedanken, entgegnete Iffland. Ich will die Hand daran legen, ein neues Jugendproduct wieder in's Leben zu rufen.

Ein Jugendproduct?

Ja, meine Jäger. Es ist mir in diesen Tagen ein wunderliches Ereigniß zugestoßen. Allein es will sich nicht schicken, daß ich jetzt schon davon spreche. Alles liegt noch in der Knospenhülle. Aber, so viel sage ich, Leid und Lust früherer Tage ist wieder wach in dieser Brust geworden. Ich habe in ein redlich Herz geschaut, in ein Herz, wie Gott es liebt, in ein Herz, das seine Schmerzen brav erträgt, männlich mit der Sünde kämpft, mit einem Worte, einen Jüngling hab' ich geschaut, gerade wie ich ihn damals suchte und ihn nicht fand, als ich den treuen Anton seiner Mutter an's Herz und seiner Liebsten in die Arme legte. Du sollst sehen, wie ich jetzt ganz anders den Oberförster spielen werde. Ich freue mich darauf, wie auf ein Fest.

Deine alten Jäger? Aber, das ist ja keine Neuigkeit, wunderlicher Mann!

Meine alten Jäger! Ich sage Dir, sie sollen Dir so jung erscheinen, als wären sie erst in dieser Nacht aus dem gährenden Becher der Phantasie gestiegen. Aber, wie gesagt, vorzeitig Plaudern liebt die Muse nicht. Du wirst sehen, und wenn Du gesehen haben wirst, wird Dir der Glaube in die Hand kommen. Und übrigens, hat man

mir wohl Zeit gelassen, etwas Neues zu dichten? Angespannt an den Karren, wie ich die letzten Wochen über war, stets fertig dastehend, wenn die Pfeife des Intendanten erscholl und irgend ein fremder Prinz sich vor den Thoren blicken ließ. Ich will und muß Ruhe haben, wenn ich auf's Neue von den Himmlischen ein Geschenk erbitte. Was ich die letzte Zeit geschaffen, ist ohnedies halb und halb eine Versündigung gegen meinen Genius.

Ja, Du hast Teltower Rüben geschaffen, schaltete der Gast ein, aber für den märkischen Sand, sollte da etwas Besseres taugen?

Iffland war von Neuem in Träumereien versunken. Morgen zum Minister, sprach er vor sich hin; ich will Urlaub haben zu einer Reise. Der Intendant schlägt ihn mir ab, das weiß ich, aber die Excellenz, die Frau Ministerin, meine schöne Gönnerin und Schülerin, hinter die muß ich mich stecken, dann wird's gehen. Ich muß ein paar Athemzüge frische Luft schöpfen, ich muß meinen Anton besuchen bei den Seinigen. Im Walde wird mir wohl, im Walde bin ich gern. Wenn das Waldhorn tönt! — Ah — diese Klänge! Und dann am Bachesufer liegen, zurückgelehnt dem Zuge der Wolken nachsehen und der Tage ge-

denken, die dahin sind! Und eine junge, warme, volle Brust an der meinigen! Das ist etwas für den alten Stadtmenschen, für die Häusermilbe, für den Lampenburschen, dessen Welt sich allabendlich hinter den gemalten Rosenhecken aufbaut, der hinter Pappendeckeln schwärmt und in einen ölgetränkten Mond hinaufschaut. Alter Bursch, alter Spaßmacher, da geh' und weine Dein Thränlein, daß nichts Besseres aus Dir geworden.

Jetzt im Walde! rief der Collaborator entsetzt, im Walde im Schnee liegen an einem gefrorenen Waldbach! Welch' ein Gedanke. Mensch, Du weißt nicht, was ein Rheumatismus ist.

Der Frühling ist ja bald da! rief der Freund, wir sind im März und darum hinaus, ihm entgegen! Kommst Du nicht mit?

Nein, entgegnete der Collaborator trocken. Ich spüre keine Anlage zur Narrheit in mir.

So spricht Fiorlinens Geliebter?

Ach, woran mahnst Du mich! Wie kommt der Name Dir plötzlich?

Weil ich vorhin von dem Fiesco und den Nankingbeinkleidern sprach. Hast Du denn gar keine Nachricht von ihr?

Der Collaborator schüttelte das Haupt und griff nach seiner Pelzmütze und seinem Stocke.

Es war doch ein gar zierliches Geschöpf, fuhr der Freund lächelnd fort, und Ihr schient für das ganze Leben für einander geschaffen.

Theaterliebschaft! hüstelte der Roland. Man kennt das.

Du wurdest Vater einer Tochter.

O weh, da zieht's mir schon im Beine. Es kommt dieses Jahr früher, wie sonst. Nun gute Nacht, altes Menschenkind, gute Nacht.

Die Magd leuchtete, und vorsichtig tappend, in seinen Pelz gehüllt, verschwand der Collaborator in der Thür. Iffland setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb bis tief in die Nacht.

II.

Die junge Gemahlin des Miniſters lag in der Morgenſtunde in den Polſtern des Sophas und quälte ſich, eine Tragödie von Aeſchylos zu Ende zu bringen, indem ſie mühſam und unter Gähnen Seite für Seite umſchlug.

Aimée, wie viel iſt's an der Zeit?

Excellenz, noch nicht zwölf Uhr.

Ach mein Gott!

Der Herr Miniſter ſind eben zum Könige gefahren und haben hinterlaſſen, daß ſie heute Mittag nicht nach Hauſe kommen werden.

So, das iſt mir lieb zu hören. Schicke augenblicklich den François zu Herrn Iffland, er wird gerade jetzt in der Probe ſein, ich ließe mir die Ehre ausbitten zu heute Mittag. Hörſt Du?

So eben kommen der Herr Director die Treppe herauf.

Die junge Dame ſprang vom Sopha auf, und

machte freudig und aufgeregt einen Gang durch's Zimmer. Als sie den Eintretenden erblickte, eilte sie auf ihn zu, und reichte ihm graziös die Hand zum Kusse. Wie gerufen, mein gutes Directorchen, rief sie, ich wollte so eben zu Ihnen schicken. Aimée, sage im Vorsaal, daß man Niemanden einlasse. Sie führte ihren Gast zum Sopha und rückte zugleich ein Tischchen heran, auf dem Bücher und Papiere lagen. Wir sind heute unter uns, sagte sie lächelnd, wir werden zusammen zu Mittag speisen, und ich werde Ihnen wie ein junger Student meine erste Tragödie vorlesen. Da wir Alle jetzt die Franzosen so gründlich hassen, so hab' ich ein echtes altdeutsches Thema gewählt, und nenne meine Heldin Rodogune. Nicht wahr, das ist zur Genüge gothisch? Worüber erschrekken Sie?

Rodogune hieß das Stück, das ich als sechsjähriger Knabe sah, als ich zum ersten Male das Theater besuchte. Ich werde den Abend nie vergessen.

Ach, was Sie sagen! Als sechsjähriger Knabe? Amusant. Welchen Eindruck machte die Pièce auf Sie?

Den allerstärksten. Ich spielte auf dem Bo-

den unseres Hauses ohne Zuschauer die Rodogune, bekleidet mit einem Reifrocke meiner Großmutter.

Die junge Dame fiel laut lachend in die Kissen.

Welch' ein spaßhafter Dämon, rief sie, hat mich getrieben, gerade diesen Namen zu wählen! Ich schwankte lange zwischen Rodogune und Amaltrudis. Meine Kammerfrau versicherte mich, das Letztere klinge noch gothischer. Aber was ist Ihnen? Sie schauen plötzlich so ernsthaft drein. Bangt Ihnen vor meiner Tragödie? Ohne Sorge, Freund, ich habe erst zwei Verse des ersten Actes fertig, alles Uebrige, unter uns gesagt, sollen Sie machen. Sie schütteln dergleichen aus dem Aermel. Natürlich muß Niemand erfahren, daß wir zusammen arbeiten. Ich will bei Hofe und in der Stadt als Schöngeist glänzen.

Ist der Herr Minister nicht zu sprechen?

Nein. Was wollen Sie von ihm?

Ich hatte den Plan, eine kleine Kunstreise —

Still davon, daraus wird nichts. Ich rühre nicht die Hand, um Ihnen Urlaub zu verschaffen. Die arme Königin, sie ist so niedergeschlagen, wer soll sie erheitern? Wie kann man so sehr Egoist sein, Director, und immer an sich denken, während die gerechtesten Ansprüche von allen Seiten

erhoben werden? Nochmals, zählen Sie auf mich nicht, ich rühre nicht die Hand.

Diese schöne Hand! rief Iffland, und ließ einen freudig bewundernden Blick auf die Hand fallen. Wenn sie nur eben so gefällig wäre, wie sie allmächtig ist.

Wollen wir zu meinem Trauerspiel übergehen.

Iffland rückte mit dem Stuhl näher heran, und die Dame ergriff ein paar beschriebene Blätter. In diesem Augenblick öffnete leise der alte Haushofmeister die Thür des Salons. Die Ministerin sah ihn unwillig an. Was giebt's?

Der neue Attaché der f— Gesandtschaft, flüsterte der Alte durch die Thürspalte.

Graf Sylchon?

Der Alte nickte und blieb, um einen Befehl zu erwarten.

Das ist mein Liebling, sagte die Dame, ich besinne mich, daß ich ihn zu heute herbestellt habe. Er ist der lächerlichste und eingebildetste Fant, den man sehen kann. Die Prinzeß Radziwill und ich, wir haben dieses Wildpret für unsere Tafel ausgesucht. Er darf nicht wieder entschlüpfen. Was beginnen wir, Director?

Ich denke, die Tragödie —?

Die entläuft uns nicht, wir wählen ſtatt ihrer die Komödie.

Iffland ſah ſeine muthwillige Gönnerin fragend an, dieſe rief dem Diener zu: Laſſe Er ihn in den Saal eintreten, Excellenz der Herr Miniſter werden ihn ſogleich vorlaſſen. Zu Iffland gewendet, ſetzte ſie hinzu: Haben Sie bemerkt, wie der alte Johann mich verſteht? Er weiß, daß es auf einen Spaß abgeſehen iſt. Nun geſchwind, mein Herr, den Miniſter geſpielt, in aller Würde, in allem Anſtand, und dem jungen Mann bei Gelegenheit etwas auf die Naſe gegeben. Verſtanden?

Aber — Excellenz — einen Scherz mit einem Attaché einer Geſandtſchaft —?

Ah — fehlt es Ihnen an Muth, Directorchen? das hatte ich nicht gedacht. Ich ſage Ihnen, dieſer Fant iſt ſeit den paar Tagen, die er hier iſt, dem Hofe, der Geſellſchaft wegen ſeiner Anmaßung, ſeiner Einfalt, ſeiner Zudringlichkeit verhaßt. Der König hat ſich über ihn ſchon luſtig gemacht, ein Wort von mir zum Geſandten und man ſchickt ihn fort. So ſtehen die Sachen. Ich weiß, mit wem ich ſpaßen kann. Alſo nun raſch den Miniſter gemacht, den übrigen Theil der Poſſe überlaſſe ich Ihnen; ſie muß aber ſo luſtig wie mög-

lich werden, denn wir müssen etwas haben, um unsere gute Königin zu amüsiren.

Kann ich dann auf eine Gunst als Belohnung rechnen? fragte der berühmte Schauspieler mit einem eben so demüthigen als schlauen Lächeln.

Wir wollen sehen. Also, mein Herr Gemahl —

Iffland erhob sich, schob die Hand in die Weste auf der Brust, trat einen Schritt vor, und eine Prise nehmend, rief er Johann zu, der noch immer an der Thür lauschte, und kein Wort von dem verloren hatte, was in dem Cabinete gesprochen: Eintreten!

Sogleich stand, gepudert, frisirt, in eine Atmosphäre von Eau de mille fleurs gehüllt, ein Männchen von vierundzwanzig Jahren in einem eleganten Morgencostüm da. Verbeugungen von der einen, beifälliges Nicken von der andern Seite. Die Ministerin bleibt auf dem Sopha liegen und fährt fort, in dem Aeschylos zu blättern, nebenbei über die Blätter nach den Beiden im Zimmer zu lauschen.

Iffland spielt den Minister vortrefflich. Er nimmt das Empfehlungsschreiben aus der Hand des jungen Mannes an; das Gespräch dauert zehn Minuten, aber trotz der Kürze der Zeit findet der Pseudominister doch Zeit, dem jungen Manne einig

gute Lehren zu geben und einige Winke fallen zu lassen, wie man sich in diesem oder jenem Falle zu benehmen habe, sehr wenig erbaulich für die Eitelkeit des Zöglings der höhern Staatskunst, der sich für vollendet hält. Darauf entfernt sich Seine Excellenz, nicht ohne ein Zeichen des Einverständnisses mit der Dame auf dem Sopha gewechselt zu haben, die mit einer äußerst lustigen Miene in ihrer Lectüre fortfährt, hier und da eine kurze Erwiderung gebend auf die Anreden des jungen Diplomaten. Sie klingelt. Johann erscheint.

Ist mein Wagen vorgefahren?

So eben, Excellenz.

So geb' Er mir meinen Mantel. Nun, was steht Er? Was hat Er?

Hier ist ein Brief, der gnädige Herr hat ihn wohl aus der Tasche verloren.

Der Graf erblickt erstaunt sein Empfehlungsschreiben, das er so eben dem Minister abgegeben, und das dieser in die Tasche gesteckt hat, in der Hand des Bedienten. Er weiß durchaus nicht, wie das zusammenhängt, indessen ist nicht Zeit, darüber nachzudenken, er giebt das Schreiben dem Diener mit dem Auftrage, es Seiner Excellenz einzuhändigen. Johann steckt den Brief ein. Die Dame hält das Taschentuch vor den Mund, entweder leidet

sie an Zahnweh, oder sie versteckt ein Lachen. Johann legt ihr den Mantel um, sie enteilt mit einem flüchtigen Gruße, und durch die andere Thür entfernt sich der Diplomat. Der Kutscher des Miethwagens ist auf einen Augenblick abgestiegen, jetzt kommt er aus dem nahen Keller hervor, wie es den Anschein hat, völlig berauscht, denn er kann kaum einen festen Schritt thun. Der junge Mann will in eine gewisse Gegend der Stadt fahren, der Kutscher fährt in die entgegengesetzte. Es giebt Zank, mehr als einmal will der Fahrgast aussteigen, aber der Kutscher, der jetzt laut auf dem Bocke zu singen anfängt und hin und her wankt, verhindert es. Endlich langt man vor dem Hause an, in dem der Graf wohnt. Gegenüber auf der andern Seite der Straße hält, durch einen sonderbaren Zufall veranlaßt, der Wagen der Ministerin, sie sieht aus dem Fenster und scheint sich, der Himmel weiß, worüber, vortrefflich zu belustigen. Ja, sie klatscht sogar ein paar Mal Beifall, als säße sie im Schauspiel. Unterdessen zankt der Graf mit seinem Tölpel von einem Miethkutscher, der immer die Summe zu gering findet, die ihm geboten wird. Endlich schließt sich der Handel ab, und der Graf will in sein Haus.

He, da hat der Herr eben etwas aus der Tasche

verloren! ruft der Zudringliche, und giebt ein geöffnetes Schreiben ab.

Welch' eine Scene nun! Der Graf erkennt abermals sein Empfehlungsschreiben, das er gewiß ist, dem Diener des Ministers übergeben zu haben, der es vor seinen Augen einsteckte, um es seinem Herrn zu übergeben. Dieser Brief ist jetzt wieder da und zwar in den Händen des Droschkenkutschers! Welch' ein Teufel macht hier sein Spiel! Was ist das? Wie hängt das zusammen? Er sieht mit weit geöffneten Augen den Kutscher an, der dumm und ehrlich ihm sein breites Antlitz und darin die geröthete Nase zeigt, jetzt den Mund öffnet und ein höhnendes Grinsen zum Besten giebt. Die beiden Gesichter, das verblüffte des Grafen, das spottende des Trunkenbolds sind vortrefflich, keine Scene auf dem Theater kann mehr von Wirkung sein, und dieser Ansicht scheint auch die Dame in der Kutsche zu sein, vor lauter Entzücken wirft sie ein Kußhändchen — dem Kutscher zu. Der Diplomat sieht und hört nichts, er nimmt erröthend sein Empfehlungsschreiben und eilt die Treppe seines Hauses hinauf, indem er die Thür hinter sich zuschlägt.

Am andern Tage erzählt sich der Hof, erzählt sich die Stadt eine sehr belustigende Geschichte.

Mit veränderten Namen rollt das Anekdötchen hierhin und dorthin. Iffland ist der Held der Geschichte, Iffland der Minister, Iffland der Kammerdiener, Iffland der Droschkenkutscher. Der Gesandte ist nicht der Letzte, der das Abenteuer erfährt. Da der König lacht, der Minister lacht, die Ministerin und auch der Gesandte lacht, so findet der Attaché es am Passendsten, auch zu lachen, im Geheimen schwört er jedoch dem Komödianten eine eclatante Rache.

Drei Wochen später kündigte der Generalintendant dem Schauspieldirector Iffland an, daß auf hohe Verwendung ihm ein Urlaub auf zwei Monate bewilligt sei. Wer zuletzt lacht, lacht am Besten, und dies war Iffland.

III.

In einem Hause in der Köpenicker Vorstadt saß im ärmlichen Zimmer eine kranke Frau im Bette und vertrieb sich die Zeit, bei einem Stümpfchen Licht Briefe zu lesen, die sie aus einem Kästchen nahm und, wenn sie sie durchgelesen, sauber gefaltet wieder hineinlegte. Ein Mann saß zu Füßen des Bettes im Schatten, das Haupt an die Wand gelehnt, und aus einer kleinen Thonpfeife Rauchwolken vor sich hinblasend. Es war stille im Zimmer, man hörte das Picken einer alten Uhr, die im Winkel am Fenster stand. Der Mond sah durch einen zerrissenen Vorhang in's Dachzimmer.

Der Mann stand verdrießlich auf:

Was hast Du nur für ein Vergnügen, Sophie, diese alten Briefe zu lesen! rief er. Ich verstehe das nicht. Wenn man so alt ist und dazu so

krank, könnte Einem wohl etwas Besseres einfallen, was zur Zerstreuung diente.

Die Frau sah über ihre Brille hinüber den Fragenden an, und sagte dann mit einem höhnischen Lächeln:

So alt? Wie alt bin ich denn! Und gerade, wenn man nicht mehr jung ist, hört man gerne von den Tagen sprechen, wo man sich bald auf diese, bald auf jene Weise belustigte. Diese Briefe ersetzen mir meine Freunde, die ich nicht mehr habe.

Rechnest Du mich für nichts? fragte gereizt der Mann.

Die Lesende gab ihm keine Antwort, sie durchflog wieder mit forschendem Auge die Linien eines sehr unleserlich geschriebenen Briefes, dessen vergilbtes Papier von seinem Alter und seinem langen Liegen im Kästchen Kunde gab.

Dieser Brief ist von Iffland, sagte die Frau.

Nenne mir diesen Namen nicht.

Er schreibt mir nach meinem ersten Auftreten auf der kleinen Bühne im Badeorte Birkenstein, wo ich die Agnes Bernauerin spielte. Wie lange ist das her! Willst Du hören, was er über mich sagt? Er prophezeit mir eine glänzende Zukunft, und sagt, daß ich einst die deutsche Clairon sein

würde. Hier, diese Stelle ist rührend: Wenn wir uns einst wiedersehen nach langen Jahren, so wünsche ich nichts, als daß ich es sein dürfe, der den Kranz des Ruhms auf Ihre schöne Stirn drückt! — Du lieber Himmel — wenn er mich jetzt sähe — in dieser Umgebung! Gefurcht die Stirn, die er einst schön und eines Kranzes würdig nannte! O, Schicksal, Schicksal, wie spielst du mit deinen Geschöpfen!

Deßhalb, hub der Mann wieder an, finde ich's thöricht, seine alten Briefe wieder hervorzusuchen.

Aber was soll ich denn sonst beginnen, um mit meinen traurigen Tagen zu Ende zu kommen? fragte die Kranke mit übler Laune. Soll ich etwa stets und immer wieder Deine Klagen anhören? Dich bedauern, daß man Dich verkennt, Deinen Werth mißachtet, Dich in einem Winkel vermodern läßt? Glaube mir, ein schwacher Mann ist etwas Miserables.

Ich — schwach! rief der Gescholtene und erhob die dürre, zusammengedrückte Gestalt zu ihrer möglichsten Höhe. Ich — der größte Mime Deutschlands und seiner Zeit — ein schwacher Mann? Sophie, versündige Dich nicht. Du bist schwach, warst immer schwach, und obgleich man sagt, die

schwachen Weiber seien liebenswürdig, so machtest Du eine Ausnahme. Wie gut hättest Du Dich versorgen, wie trefflich und auf die Dauer die Männer, die sich Dir ergaben, an der Nase herumführen können! Aber Du wolltest immer ehrlich sein, und das nenne ich die erbärmlichste Schwäche.

Schweig! rief die Frau nach einer Weile, tadle nicht das Einzige, was vielleicht noch gut an mir ist. Seit ich mit Dir zusammenlebe, bin ich schlecht.

Nicht schlecht bist Du, Du bist klug; Du siehst die Welt an, wie ich sie ansehe, das heißt, angefüllt mit Schurken und Schwachköpfen; die Ersteren dazu geschaffen, auf Kosten der Anderen zu leben. Ich war lange Zeit ein Schwachkopf, bis ich's endlich weghatte, ein Schurke zu sein. Wie lange hab' ich mich von dem Schurken Iffland um meinen Ruhm, um mein Glück, um mein Leben betrügen lassen! jetzt, wenn ich heute aufträte, würde er an mir seinen Mann gefunden haben.

Nun so tritt auf; aber Du liebst die Flasche so sehr, daß Du nicht einen einzigen Abend kannst nüchtern sein. Ist das nicht Schwäche?

Seine besten Rollen hat er von mir! Was er als Hamlet und Lear leistet — ein schwaches Abbild ist es von mir! Und ich Thor — ich öff-

nete ihm, dem Jämmerlichen, noch die Pforten zum Ruhme!

Er ist ein edler Mann.

Weib! rief der Zürnende, indem er heftig aufsprang und die Fäuste ballte, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so rede nicht so von dem Manne, den ich hasse, wie ein Mensch nur den andern hassen kann. Hier lieg' ich im Staube, ein Zertretener, ein Vergessener, ein Verschmähter, während er triumphirt, während er bei den Großen, bei Hofe und in den glänzenden Kreisen in der Stadt als Stern erster Größe glänzt. Und ich, von dem er hat, was er hat, ich gehe in Armuth und Elend unter. Und nun kommt diese Närrin und lobt ihn noch. Sage mir lieber, wie ich ihn vernichte, wie ich ihn todtmache, wie ich ihn unter meine Füße bringe, das stände Dir gut an, alte Gauklerin!

Wenn ich sage, daß dieses Gefühl Neid ist und daß der Neid Elende noch elender macht —

Schweig, Du verstehst davon nichts. Jeder große Mann ist neidisch und muß es sein; es gehört der Neid zur Größe. Aber laß uns von etwas Anderem sprechen. Wie viel hast Du in Casse?

Die paar Pfennige, die das Kind mir gestern gebracht.

Gieb sie her.

Sie sollten dazu dienen, uns ein Abendbrod zu verschaffen.

Mich hungert nicht. Ich habe gestern eine Schenke entdeckt, in der man billig und gut eine Erfrischung zu sich nehmen kann.

So nimm, was da ist, aber bleibe nicht so lange aus. In der Einsamkeit und im Dunkeln hab' ich so sonderbare Träume. Es naht sich mir mit Stimmen und spricht zu mir mit Geberden, als wollte die alte Zeit erstehen. Neulich sah ich sogar meinen Ottokar. O, da hab' ich weinen müssen, bittere, unversiechbare Thränen; Thränen, wie sie Agrippina weinte auf den Aschenkrug ihres Unvergeßlichen.

Ottokar? das war der Leichtfuß, der Dich sitzen ließ und der später Minister geworden ist?

Laß ihn, flüsterte die Kranke und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Wo er auch sei, es gehe ihm gut.

Dieses Weib ist, so wahr ein Gott lebt, zum Tollhause reif! tobte der Mann. Ich könnte über diese kindische Seele lachen, wenn ich sie nicht hassen müßte. Wie hat doch der Himmel oder die

Hölle, was gleichviel bedeutet, in den engen Raum dieser Dachkammer das schwächste Weib und den stärksten Mann zusammengeführt!

Er machte sich fertig zum Gehen, dann blieb er stehen und es war, als zucke ihm etwas durch Gehirn und Glieder. Er hielt den Leuchter mit dem Lichtstümpfchen hoch empor, und indem er den Schein auf sein todtenfahles und verzerrtes Antlitz fallen ließ, begann er plötzlich in hohlen Tönen jenen schauervollen und gigantischen Monolog des Franz Moor zu declamiren, in welchem alle Schrecken der Phantasie zusammenwirken, um ein Bild des Tages des Weltgerichts zu geben. Er sprach sich immer mehr hinein und die Darstellung wurde so ergreifend, daß die Kranke sich im Bette aufrichtete, beide Hände vor das Gesicht schlug und weinend ausrief:

Gott sei mir armen Sünderin gnädig!

In der dunkeln Einfassung der Thür stand ein Mann im Mantel unbeweglich und war Zuschauer dieser Scene, ohne daß sein Erscheinen von den Andern war bemerkt worden.

Ha! brüllte plötzlich der Declamirende. Da ist er!

Wer? fragte die Frau auf dem Bette.

Wie kommt er hieher? stotterte der Bestürzte,

indem er sich scheu und schüchtern bis in die Nähe des Bettes zurückzog und dann mit vorgehaltener Hand der Frau zuflüsterte: Iffland! Die Frau stieß einen Schrei aus und wandte sich im Bette gegen die Wand, indem sie vor sich hinmurmelte:

Ich will ihn nicht sehen; er soll mich nicht hier und in diesem Elende finden.

Das Kind kam an das Bett der Frau und rief:

Das ist der Herr, der Dich sehen und sprechen wollte, Mutter.

Eine lange Pause herrschte im Zimmer, endlich trat Iffland auf den Mann zu, der mit niedergeschlagenen Augen und in gebeugter Stellung an der Wand lehnte, und ihm die Hand reichend, rief er:

Brav, Fellmer! Ich sehe, Du hast nichts vergessen, wenn Du auch nichts dazu gelernt hast.

Ohne eine Antwort zu geben, wand sich der Angeredete an dem berühmten Schauspieler vorbei und entfloh aus der Thür, die er heftig hinter sich zuwarf. Iffland war jetzt mit der Frau allein, die noch immer in ihrer abgewendeten Stellung beharrte. Er redete sie an, sie antwortete aber nicht; heimlich gab sie dem Kinde den Befehl, das Licht auszulöschen. Dieses wagte sich nicht zu dem Tische heran, wo der Fremde stand.

Nochmals wurde die Frage wiederholt und jetzt stöhnte die Frau:

Bemüht Euch nicht, mein Herr; eine kranke Frau dankt Euch für Euer Almosen, allein sie will nicht von Euch erforscht und erkannt sein. Geht, ich bitte Euch!

Iffland richtete seinen Blick auf die Wände des Zimmers, sie waren mit ein paar Bildnissen geziert; das ihm zunächst befindliche stellte eine junge blühende Schöne vor, mit einem Strohkranze in den schwarzen Locken. Es war das Bild einer Schauspielerin in der Ophelia. Er sagte nichts, aber sein Entschluß stand fest, die Bewohnerin dieses Zimmers kennen zu lernen. Mild und freundlich trat er an das Lager und sprach nochmals seine Bitte aus, daß man ihm Antwort geben möchte; langsam wandte sich endlich die Liegende um und der Ruf „Florine!" entglitt Iffland's Lippen.

Ja, ich bin es! sagte die Kranke.

Florine! Sie hier und in diesem Elende? Und ich habe nichts davon gewußt, ich, Ihr Freund, Ihr Bewunderer? Ist das recht gethan, gottloses Weib?

Er nahm ihre Hand, legte sie auf sein Herz

und sah sie mit seinen großen, hellen, freudigen Augen innig an. Die Frau zerfloß in Thränen.

Mein geehrtester Herr Director —

Nichts von Director — Ihr Freund, Ihr Bruder, Florine.

Ach!

Armes, armes, leichtsinniges Weib! Wie grausam straft der Himmel! Seit Ihrem letzten Auftreten in Wien hab' ich nichts von Ihnen gehört, Florine. Es ging Ihnen nicht gut, aber auch nicht gerade schlecht. Wie kamen Sie denn hieher und in diesen Zustand?

Meine Geschichte ist weder neu, noch erbaulich, sagte die Kranke mit einem bittern Lächeln auf den schmalen Lippen. Ich habe mich selbst mit Absicht sinken lassen, weil mir das Leben gleichgültig geworden. Es ist weder großes Elend, noch großes Verbrechen in meinem Dasein.

In welchem Verhältnisse stehen Sie zu dem Manne, der sich eben entfernte? Sind Sie mit ihm verheirathet?

Nein, entgegnete die Frau mit einem leichten Schauder — er ist nicht mein Mann. Er hat sich zu mir gesellt und ich mag ihn nicht forttreiben, denn er ist noch elender, als ich. Auch das Kind ist nicht das meinige. O, welche Erschütte-

rung ist das! Mein Kopf hält's nicht aus. Wie wunderlich ist der heutige Tag! Gerade vor einer Stunde mußte sich's fügen, daß ich in den alten Briefen stöberte — gerade heute, gerade vor einer Stunde —

Beruhigen Sie sich; ich komme wieder.

Sie kommen nicht wieder. Wer besuchte wohl das Elend! Einmal verirrt man sich dahin, aber dann nicht wieder. Mann, Mann! Mann meiner schönen Jugendtage! nur eine Frage: lebt er, lebt Ottokar?

Er lebt! entgegnete Iffland mit fester Stimme. Beruhigen Sie sich. Lassen Sie mich gehen und wiederkommen. O, armes Kind, wie haben Sie sich und Ihre Freunde so sehr vergessen können! Doch ich gehe; bald — bald sollen Sie Nachricht von mir haben. Gott mit Ihnen.

Noch ein Händedruck und der Redliche verschwand in die Nacht zurück, aus der er aufgetaucht war. Unten auf der Straße angelangt, richtete Iffland einen Blick hinauf zu dem Fenster der Dachwohnung, aus der er so eben geschieden. Das Haus gehörte einem Kaufmanne, mit dem er hier und da Geschäfte gehabt. Er begab sich in den kleinen Laden, kaufte einige Vorräthe an Kaffee, Reis, Zucker, und ließ sie hinauftragen.

Dem Kinde, das ihm gefolgt war, gab er Geld und bestellte es zu dem morgenden Tage zu sich. Dann verließ er die Vorstadt, und in einem der belebtesten Stadttheile angelangt, stieg er die mit Teppichen belegte und erleuchtete Treppe bei dem Ministerialrathe und Präsidenten von Blumenstein hinauf. Dort versammelte sich an diesem Abende stets eine kleine Zahl Männer und Frauen, die, mit Kunst und Wissenschaft vertraut, eine belebende, Geist und Gemüth bildende und fördernde Unterhaltung führten. Iffland gehörte diesem Kreise an, er war der Vertraute des Mannes und der Freund der jungen, liebenswürdigen Frau, die eine fleißige Theaterbesucherin war, wenn es ihr leidender Zustand nur irgend erlaubte. Mit großer Kunstfertigkeit spielte sie die Harfe, und so eben hatte sie die Freunde durch eine der einfachen und seelenvollen Compositionen Reichardt's, die man für dieses Instrument gesetzt, erfreut, als hinter den Portieren der Thür Iffland hervortrat. Der Präsident ging ihm entgegen und führte ihn in den Kreis der Freunde. Auch der Collaborator Roland war unter den Gästen. Als die ersten Begrüßungen abgethan waren, führte Iffland die Dame des Hauses ein wenig bei Seite und flüsterte ihr zu:

Ich bleibe nicht lange, liebste Laura, ich fühle mich zu sehr bewegt. Welch' ein trauriges Bild hat sich mir gezeigt! Und dort geht der Mann, so ahnungslos, — wenn er wüßte, von wem ich komme.

Und von wem kommen Sie?

Denken Sie, Laura, Florine lebt; sie lebt in Armuth, in Vergessenheit hier in dieser Stadt. Ich komme so eben von ihr.

Um Gotteswillen, leise! rief die schöne Frau, daß nur der Freund dort nichts erfährt, nicht unvorbereitet erfährt.

Deßhalb, entgegnete Iffland, will ich's vermeiden, mit ihm zu sprechen; so aufgeregt, wie ich bin, könnte ich mich verrathen. Dann noch etwas, Laura, ich bringe Ihnen in diesen Tagen „mein Mädchen" —

Die Präsidentin sah ihren Freund fragend und lächelnd an.

Sie hören, „mein Mädchen", die Braut meines Anton. Haben Sie unsere Verabredung vergessen?

Wie sollte ich? entgegnete die Gefragte. Und will sie dabei bleiben, die Rolle der Friederike zu geben? Ich denke, wir bringen sie noch von dem Entschlusse ab, die Bretter zu betreten.

Und ich, rief Iffland entrüstet, wo bleibe ich denn? Ich, der ihr den Entschluß eingeflößt, der ihr eine glückliche Zukunft versprochen? Ach, Laura, welche sonderbaren Launen beherrschen Sie!

Denken Sie an Florine, von der Sie eben kommen. Auch ihr versprach man eine glänzende Zukunft. Auch ihr —

Still, er beobachtet uns. Also auf Wiedersehen, vielleicht morgen schon.

Als der Forteilende an den Männern vorüber wollte, hielt ihn einer derselben zurück, indem er rief:

Iffland, man intriguirt gegen Sie; es bildet sich eine furchtbare Verschwörung, die damit umgeht, Ihnen am Abend Ihres Benefizes einen Streich zu spielen. Nehmen Sie sich in Acht. Gewisse Attaché's gewisser Ambassaden sind auch dabei im Spiele.

Der Kreis der Männer lachte.

In allem Ernste, Theuerster, versicherte der Sprecher. Der wüthige Attaché hat schon einen nicht geringen Anhang erworben. Die Verschworenen versammeln sich im Café français um die zehnte Stunde, jedes Mal nach dem Schauspiel. Es werden beispiellose Pläne geschmiedet.

Amer Iffland, klagte der Präsident, um Deinen Ruhm ist's geschehen!

Haltet mir nur die Kläffer in Euren Journalen vom Leibe, das Andere laßt meine Sorge sein, entgegnete der Schauspieler.

Berlin kann nur durch Berlin bekämpft werden, nahm ein junger, hagerer Mann mit einem Ordensbande das Wort. Man muß wissen, den Berlinern zu imponiren, und man gängelt sie, wie die Kinder. Aber freilich, man muß mit dieser Stadt vertraut sein.

Es mag sein, rief Iffland gereizt; allein wie macht man's, um den Treulosen treu, den Falschen offenherzig und bieder zu machen?

Der Berliner ist weder das Eine noch das Andere, sagte der Ernsthafte. Ich kenne meine Vaterstadt. Die großen Männer der Nation kamen ohne Namen hieher und empfingen hier Einen. Lessing, Mendelssohn, Gleim hat Berlin zuerst gekrönt, Deutschland folgte. Kant, obgleich Königsberger, ist doch ein Sohn der Intelligenz dieser Stadt, die ihm die ersten Schüler, die ihm die ersten Verbreiter seiner Lehre gab. Gehen wir noch früher zurück, so ist's Leibnitz, der, von dem kleinen Hofe zu Hannover sich abwendend, Trost, Erheiterung, Anerkennung bei der geistvollen Königin Charlotte fand. Demnach wäre der Ver-

liner Boden keine Lüneburger Haide für das Talent, für das Genie. Freilich giebt's aber Leute, welche die Gemüthlichkeit und sanfte Einfachheit der Lüneburger Haide nach Berlin versetzen möchten. Für derlei Beginnen ist nun freilich kein günstiger Erfolg zu hoffen.

Die Männer sahen sich an und Einige wandten sich mit Lächeln ab, Andere suchten dem beginnenden Streite dadurch vorzubeugen, daß sie mit vermittelnden Bemerkungen auftraten. Der Präsident ergriff das Richtige, indem er ausrief:

Iffland ist der Unsere; wir haben ihn in unsere Mitte aufgenommen und lassen ihn nicht. Er soll uns lieben und schätzen lernen, so weit wollen wir's noch bringen.

Die Umstehenden drückten ihm die Hand, und schnell besänftigt enteilte der berühmte Gast. Das einmal angeregte Gespräch wurde jedoch noch lebhaft fortgesetzt.

Ich kann es nicht leiden, rief der Journalist und Kritiker, denn das war der Ernsthafte, dieses ewige Schelten auf unsern kalten Verstand, unsern alles Schöne tödtenden Witz, unser Raisonnement. Es soll Einer nur unsterblich sein und wir werden ihn nicht zum Sterben bringen. Da kommen sie aber herüber zu uns, diese Gefühlsseligen, diese

weichen Kindergemüther mit halber Kunst und ganzer Anmaßung, diese lyrischen Talente mit dem Lutschbeutel im Munde — Alles das will groß und einzig und völlig makellos sein und schreit Zeter, wenn wir nicht sogleich ihm entgegenlaufen.

Iffland brachte bereits einen wohlbegründeten Ruf mit, bemerkte der Präsident.

Er brachte ihn mit, entgegnete der Journalist, richtig; allein was hat er gethan, diesen Ruf auch bei uns zu begründen? Ist er weiter gestiegen in der Kunst, oder ist er stehen geblieben? Unbedingt das Letztere. Nennen Sie mir, meine Herren, eine einzige Rolle, die neu hinzugekommen ist zu seinem Repertoir. Und soll ich von seinen Verdiensten als Dichter sprechen? Kein einziges Stück, das er geschaffen, denn man kann kaum sagen, gedichtet, steht als Kunstwerk da; alle tragen den Stempel des Dilettantismus an sich, und was man allein an ihnen loben kann, ist die Kunst, bühnengerecht sich zu geben. Nehmen wir nur gleich das erste beste seiner Stücke, ja in der That das beste, wie das allgemeine Urtheil sagt: die Jäger, wo ist da in dem ganzen Stücke ein vernünftiger Plan zu sehen? Ich wenigstens sehe keinen. Die Motive wechseln wie die Kartenblätter. Ist Anton die Hauptrolle? Nein. Ist's der

Doctor? Auch nicht. Das Stück zerfällt in drei Stücke. Zuerst Anton's Liebe zu Friederiken. Dieses Stück endigt mit dem dritten Acte, denn nachdem die schwächliche Gegenwehr der Mutter, die zur Sprache gebrachte Glaubensverschiedenheit beider Liebenden rasch niedergetreten ist, steht der Vereinigung nichts im Wege. Das Mittelstück füllt der Streit der beiden Alten aus, und das dritte Stück bringt Anton's Anklage und Freisprechung. Wenn wir's genau nehmen, so ist an der ganzen Verhandlung nur der Streit der beiden Alten, des Oberförsters und des Amtmanns, von Wichtigkeit, denn diese Scene ist mit eben so großer Feinheit als Menschenkenntniß geschrieben; sie zeigt auf's Lebendigste die Sitten und die Denkungsart jener Klasse von Menschen, um die es sich hier handelt, obgleich auch hier eine höhere Idee als Träger des Ganzen fehlt, und hinter des Amtmanns Ehrlichkeit keine tiefere Anschauung des Staates und der Bürgerpflichten sich versteckt. Da müßte aber unser Dichter mehr das Leben im weitern Sinne, mit einem Worte mehr Politik eines großen Staates und das Treiben wichtiger Interessen im Volksverbande studirt haben.

Mit einem Worte, sagte der Präsident lachend,

er müßte neben dem Sophokles auch ein Solon und Perikles sein.

Die Charaktere in dem Schauspiel „die Jäger" sind doch trefflich gezeichnet, nahm einer der Gäste das Wort. Man sieht diese guten Leutchen vor sich. Die plaudernde alte Mutter, das herzige liebe Riekchen, das boshafte und verliebte Kordelchen, und vor allen Dingen der herrliche Ehrenmann, der Oberförster, das sind Kernnaturen.

Das sind sie, sagte der Recensent. Auch sein „Spieler" ist eine aus dem Leben mit großer Treue und drastischer Wirkung gegriffene Figur. Mag sich an diesen Gebilden erfreuen, wer da will, nur gehe man nicht zu weit, und gebe muthwillig Lorbeerkronen hin, die für andere Köpfe bestimmt sind. Wir haben einen Goethe, einen Schiller, einen Lessing — das ist Alles, was ich sagen wollte.

Die kleine Gesellschaft setzte sich um die Abendtafel.

IV.

Der Tag des Benefizes nahte heran. In Iffland's Wohnung, in einem freundlichen großen Salon, durch dessen Fenster die warme Frühlingsnachmittagssonne schien, standen zwei Lehnsessel zur Seite der Wand, sie bildeten die Sitze für das Publicum und dieses bestand hier nur aus zwei Personen, aus Iffland und seiner Freundin Laura. Die junge Sophie Seelfeld, die Iffland für das Theater gewonnen hatte, eine reizende Erscheinung voll Jugend und Unschuld, war bereit, die Rolle der Friederike nochmals mit dem Meister durchzugehen, und sie und der Schauspieler, der den Anton machte, stellten sich in dem freien Raume auf vor den Stühlen. Der fünfte Auftritt im zweiten Acte, das erste Zusammentreffen Anton's mit Friederiken in Gegenwart von Kordelchen war beendet, da wurde der junge Schauspieler, der den Anton gab, abgerufen wegen eines dringenden

Geschäfts, das seiner zu Hause wartete. Iffland erlaubte ihm zu gehen; zugleich wandte er sich mit einiger Verlegenheit zu Laura, und diese, seine Miene richtig deutend, rief:

Was machen wir nun? Wie soll unsere junge Freundin ohne Liebhaber eine Liebesscene spielen? Wenn wir auch Alles möglich machen, das machen wir doch nicht möglich.

Iffland erwiderte lächelnd:

Mein Kind, der muß ein schlechter Theaterdirector sein, der nicht stets eine Doublette bei der Hand hätte. So hab' ich denn auch für diesen möglichen Fall für einen Liebhabersubstitut gesorgt. Soll er hervortreten?

Wer ist's? fragten beide Damen neugierig.

Ein ziemlich taugliches Subject, erwiderte Iffland einsylbig und trocken.

Um's Himmelswillen, theuerster Director, doch nicht Ihr Famulus, der Ihnen die Rollen abschreibt, der schielende kleine Rötling? rief Sophie, und klammerte sich an den Arm ihres Gönners, unmöglich könnte ich mich entschließen, dem in die Arme zu fallen.

Eine Schauspielerin, mein Kind, muß Alles können, bemerkte der Meister ernst, sie muß von keinem persönlichen Widerwillen sich leiten lassen.

Für die zwei Stunden, die sie vor den Lampen steht, muß sie selbst ihrem Todfeinde glühende Liebe heucheln.

Ach! rief Sophie und lehnte, das Haupt verbergend, an die Schulter Laura's, die ihr schmeichelnd und tröstend die dunkeln Locken von der Stirn strich.

Nun, so lassen Sie ihn denn kommen, den Furchtbaren, den Entsetzlichen! stöhnte das Mädchen.

Iffland ging rasch zur Thür und, sie öffnend, ließ er einen bildschönen, schlanken Jüngling von achtzehn Jahren, in die enge Uniform des Gardeschützenbataillons gekleidet, eintreten. Sophie fuhr freudig in die Höhe.

Anton! rief sie — Sie — Du — hier?

Dies ist mein Substitut! rief Iffland triumphirend. Hab' ich's nun gut gemacht? Wird Fräulein Friederike sich nun noch weigern, ihre Rolle mit all' der nöthigen Kunst und Begeisterung zu spielen? Und Du, Freund Anton, hast Du, wie ich's Dir angerathen, in Deiner Kaserne fleißig memorirt?

O, Herr Director, stotterte der junge Mann, indem eine helle Röthe seine Wangen färbte, was

das betrifft, die Worte, die ich zu sprechen habe — gehen mir aus der Seele.

Nun, so spielt, und wir — Laura — wir wollen das Götterschauspiel der Liebe mit anschauen, wollen die Flammen dieser jungen, unentweihten Herzen gegeneinander auflodern sehen und dabei — unserer eigenen Jugend gedenken.

Still, Schwätzer, sagte die junge Frau leise, und machte eine abwehrende Bewegung mit dem Tuche. Iffland sah sie unendlich schalkhaft und gutmüthig lächelnd von der Seite an, indem er den Finger drohend emporhob.

Die Scene ging nicht ganz nach Wunsch; Anton wollte immer noch mehr sagen, als er zu sagen hatte, und Friederike vergaß mehr als einmal das Stichwort, indem sie auf seine improvisirten Zusätze lauschte. Was Anton jedoch nie vergaß, war, den Arm um Friederikens schlanke Taille zu legen, um sie mit inniger Gewalt an sich zu ziehen. Diesen Gestus machte er meisterhaft. Zuletzt ging auch das Uebrige, nachdem zwei, drei Mal wiederholt worden. Iffland freute sich an der Innigkeit der Worte, die er niedergeschrieben, und die jungen Herzen vor ihm zeigten ihm, wie richtig er in die warme, blüthen-

reiche Seele der Jugend und Unschuld hineingeblickt. Die Liebe und die Poesie feierten zugleich ihren Triumph. Das Urbild hatte sich des Abbildes nicht zu schämen. Aber freilich, wie konnte auch auf den Bretern so gespielt werden, wie hier, wo die Natur selbst es übernahm, das Werk der Kunst zu vervollständigen! In einer immer höher steigenden Scala der Liebeslaute wuchs das schöne Concert zu einem entzückenden Wohllaut an.

Als das seelenvolle Mädchen die Worte sprach: Anton — mein ganzes Leben ist in Dir! Wäre es möglich, daß Du einmal mich weniger liebtest, als heute? Wenn ich Eltern hätte, sie würden Dich an meiner Stelle fragen; nun bin ich eine Waise, und mein Leben ist in Deiner Hand. Wäre es möglich, so laß uns gleich abbrechen. Es wird mir das Leben kosten, das weiß ich, aber ich sterbe doch sanfter, als wenn — Ach, Anton und er darauf erwiderte, indem er ihre Hand an seine Brust drückte: Riekchen, Riekchen, sieh mich an! Gott weiß es, es ist kein Falsch in mir! sprang Iffland auf, und von seinem Gefühle hingerissen, schloß er seine Arme um beide Liebende. Dann umfaßte er noch besonders den Jüngling, und indem er einen Kuß auf die vollen, unentweihten Lippen seines schönen Lieblings drückte, rief er:

So recht, mein Junge, flamme mit Deinen Augen, flöße mit Deinen Küssen das Gebot der Liebe allmächtig in ihr Herz. So will es die Natur, so will es Gott! Sei ganz glücklich, Du darfst es sein, mich aber laß an Deiner Brust weinen, daß Du junger Seraph mich so tief unter Dir zurücklässest, in den Nebeln und Dämpfen der Erde! Komm herbei, Laura, komm herbei, nimm auch Du einen Kuß von diesen Lippen, sie sind in diesem Augenblicke geheiligte Priesterlippen der Liebe, heiße, milde Flammenrosen, die mit ihrer Gluth alte, verschüttete Altäre neu mit Feuerregen überschütten können. Und in seinem Enthusiasmus zog der begeisterte Mann die Freundin heran, und der junge Soldat, verwirrt und beschämt, nicht wissend, ob er den abgeforderten Kuß geben dürfe, neigte sich zu der kleinen Hand der Präsidentin und berührte sie ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen. Iffland schwelgte in immer neuen Aufwallungen. Die Liebesscene hatte ihn so erschüttert, daß er abwechselnd von den beiden Liebenden zu der Freundin flog, bald seine Wangen an die Schulter Sophiens legte, bald mit der Hand in den dunkeln Locken des Jünglings wühlte, bald vor der Präsidentin niederfiel, und ihr knieend eine Liebeserklärung machte. Mit seiner Gewandt-

heit verstand es Laura, die Aufregung des Freundes nach und nach auf ein anderes Feld hinüberzuspielen, indem sie von den Forderungen des wirklichen Lebens, von den Erwartungen, die das Theaterpublicum hegte, zu sprechen begann. Iffland ernüchterte sich schnell.

Ihr müßt nun gehen, sagte er zu der Präsidentin und Sophien, noch ist es hell, und der Weg durch den Thiergarten steht Euch noch offen. Finge es an zu dunkeln, so möchte ich Euch nicht ohne männliche Begleitung gehen lassen. Unser Kriegsheld muß rasch in seine Kaserne zurück, wir dürfen seine Zeit keinen Augenblick weiter in Anspruch nehmen. Also lebt wohl, Ihr Theuren, auf Wiedersehen.

Der große breite Gang, der mitten durch den Thiergarten führt, war noch ziemlich belebt, als die beiden Frauen ihren Weg antraten. Der milde Abend bewog die Präsidentin, sich bald bei dieser, bald bei jener Baumgruppe zu verweilen, um die knospende Fülle des jungen Frühlings zu betrachten. Sophie trieb zur Eile.

Aus einem Seitengange hervortretend, sahen sie drei junge Männer, wie es den Anschein hatte, den höheren Ständen angehörend, auf sich zukommen. Die kecken Spaziergänger vertraten den

Damen den Weg und einer derselben, Sophien den Arm anbietend, rief:

Meine Schöne, es dunkelt bereits, erlauben Sie, daß ich Sie beschütze und nach Hause geleite.

Der zweite dieser Wildfänge reichte der Präsidentin den Arm, und der dritte machte Miene, sich an den noch freien Arm Sophiens zu hängen. Weigerungen und Abweisungen halfen nichts. Die kleine Gruppe bewegte sich unter lautem Lachen vorwärts. Die Präsidentin ließ ihre Blicke spähend umherirren, ob sie nicht unter den wenigen Spaziergängern zufällig einen Bekannten fände, doch vergebens. Es war das Beste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und einstweilen die Ungebühr zu dulden, da man ihr nicht entgehen konnte; das Thor war nicht mehr weit entfernt. Die fortwährend sich umschauende Präsidentin bemerkte endlich zu ihrer nicht geringen Freude wenige Schritte hinter sich den General Xavier kommen, dem sie in letzterer Zeit häufig in Gesellschaft begegnet war. Sie blieb sogleich stehen, und als der General grüßend an sie herantrat, bat sie sich dessen Arm aus, indem sie zugleich eine höfliche verabschiedende Verbeugung gegen ihre aufgedrungenen Begleiter machte. Diese hatten

aber nicht den Willen, dem neuen Ankömmling zu weichen; es gab einige scharfe Reden, endlich sagte der General in einem festen Tone:

Meine Herren, diese Damen vertrauen sich, wie Sie sehen, meinem Schutze, daraus scheint mir zu folgen, daß jede andere Begleitung hier überflüssig ist.

Darf ich um Ihren Namen bitten? fragte einer der jungen Männer.

Ich sehe keine Gründe, ihn zu verheimlichen, ich bin der General Xavier, entgegnete der Gefragte.

Hier machte sich eine Bewegung unter den Dreien bemerklich, sie flüsterten unter einander, und endlich trat der, der sich des Armes der jungen Schauspielerin bemächtigt hatte, hervor und nahm in einem spottenden Tone das Wort:

General sind Sie, mein Herr? Darf ich fragen, von wem Sie Ihre Epauletten bekommen haben?

Von wem —? Vom Könige, mein Herr. Sie scheinen daran zu zweifeln?

Und mit Recht.

Ei warum?

Weil es die Epauletten eines Komödianten sind.

Eines Komödianten?

Spielen Sie nur immerhin Ihre Rolle, wir kennen uns! Hahaha!

Ich habe nicht die Ehre.

Sehen Sie, lieber Graf, bemerken Sie, lieber Baron, wie dieser Possenreißer sich gut verstellen kann — hahaha.

Possenreißer?

Diese junge Dame hat mir bereits vertraut, wo sie eben herkommt; ich kann mir denken, mein Herr, Sie sind uns nachgegangen, um eines Ihrer alten Späßchen an mir zu üben.

Eines meiner alten Späßchen? Herr, ich bitte um Erklärung. Sind Sie verrückt oder wollen Sie mich verrückt machen?

Still, das findet sich.

Was findet sich?

Hahaha!

Meine Damen, wir wollen gehen! Es scheint, diese Herren sind von einem allzu reichlichen Mittagsmahle aufgestanden und sind in einer mehr als heitern Laune.

Nicht von der Stelle! Die Damen werden so gefällig sein, zu warten, bis ich diesem betrunkenen Droschenkutscher die Wahrheit gesagt habe.

Das geht zu weit. Ich, der General Xavier,

den der Hof, den die Stadt kennt, ein betrunkener Droschkenkutscher, ein Komödiant, ein Possenreißer! Herr, wer sind Sie?

Graf Sylchon, Ihnen zu dienen.

Wie, wenn ich Sie für einen Possenreißer halte? denn wenn Sie sind, wofür Sie sich ausgeben, würden Sie als Mann von Ehre Niemanden beleidigen, der Sie nicht beleidigt hat.

Bravo, Herr Komödiant! Gut gespielt! Ich klatsche Beifall!

Herr, Sie sind ein Nichtswürdiger!

Teufel, wenn Sie wirklich General wären, so müßten Sie sich mit mir schlagen!

Ich stehe zu Diensten, wenn Sie wirklich Graf sind!

Hier der Baron Welten und der Graf Bolton kennen mich.

Und mich kennen diese Damen.

Genug der Worte, wir finden uns; gestatten Sie mir, Ihnen meine Karte zu geben, und jetzt leben Sie wohl, Herr Iffland!

Er machte den Damen eine flüchtige Verbeugung und bog mit seinen zwei Gefährten in einen Seitengang. Der General brach in lautes Lachen aus, in das die Präsidentin einstimmte.

Iffland! rief er, also für den hält er mich!

So erfahre ich denn selbst, daß es wahr ist, daß ich Aehnlichkeit mit diesem berühmten Manne habe. Aber was wollte er mit dem betrunkenen Droschkenkutscher?

Das kann ich Ihnen erklären, nahm die Präsidentin das Wort und erzählte ihrem Begleiter die bekannte Anekdote, auf die sich nun der General auch besann.

Gleichwohl werde ich mich mit dem jungen Unbesonnenen schlagen müssen, denn seine Keckheit bedarf der Züchtigung.

Wir wären untröstlich, rief die Präsidentin, wenn wir die Ursache wären, daß sich ein eben so zweckloser als gehässiger Streit entspänne. Mein Rath wäre, den jungen Mann seiner Wege gehen zu lassen und das ganze Abenteuer als ungeschehen zu betrachten.

Ist dies auch Ihre Ansicht, mein Fräulein? fragte der General Sophien.

Gewiß, erwiderte diese leichthin, Sie dürfen sich nicht in Gefahr begeben.

Mein schönes Kind, diese Worte rühren mich. Also Sie sind bange für mein Leben? Er erfaßte die Hand Sophiens und drückte sie leise. Wie beseligend ist es, auf gefühlvolle Herzen zu stoßen!

Sophie erröthete, aber sie besaß den richtigen

Takt, ihren Arm ohne Ziererei in dem des Generals zu lassen.

Darf ich Sie wiedersehen, liebes, gefühlvolles, gutes Mädchen? fragte er leise und versuchte nochmals ihre Hand zu erfassen.

Man war an dem Hause der Präsidentin angelangt. Beim Abschiednehmen lud sie den, dem sie Dank schuldig zu sein glaubte, ein, sie zu besuchen. Mit einem lächelnden Blicke auf Sophien nahm der höfliche Begleiter die Einladung an. Sophie und ihre Beschützerin stiegen die Treppe hinauf; der General blieb unten, und indem er Jenen nachsah, sagte er lächelnd für sich:

Sieh da, ein allerliebster Ersatz für meine kleine ungetreue Leontine.

Ein paar Schritte weiter gehend, begegnete ihm Fellmer, jener herumtreiberische frühere Schauspieler, den der Leser bereits kennen gelernt hat. Er grüßte seinen vornehmen Gönner mit großer Unterwürfigkeit. Der General rief ihn zu sich heran.

Hm, wie geht's, alter Bursche?

Excellenz zu Befehl, ganz wohl.

Er schleicht noch immer herum und fängt Mäuse für vornehme zahnlose alte Kater?

Excellenz haben mir lange keinen Auftrag gegeben.

Unverschämter! gehöre ich etwa —

O, nichts als ein submisses Eingehen auf gnädige Scherze, erwiderte Fellmer und machte eine tiefe Verbeugung.

Hat Er die junge Dame bemerkt, mit der ich eben die Straße herunterkam?

Hab's, Excellenz.

Kennt Er sie?

Noch nicht.

So such' Er sie kennen zu lernen und bringe Er mir morgen, nach der Parade, Rapport; ich werde im Kastanienwäldchen auf Ihn warten.

Werde nicht ermangeln.

Jetzt fort, bei Seite! Ich sehe den Wagen meiner Braut herankommen.

Die Excellenz, die Gräfin Wellenthal neben der Excellenz, der Frau Ministerin, schmunzelte Fellmer, indem er auf die andere Seite der Straße schlüpfte und vor einem Bilderladen stehenblieb.

Der Wagen hielt an und der General, nachdem er einige Worte mit den darinsitzenden Damen gewechselt, stieg ein und der Wagen rollte der Wilhelmsstraße zu, in der die Ministerin wohnte.

Fellmer schlich sich in das Haus der Präsidentin, dessen Portier er kannte.

V.

Am Vorabend des Benefiztages fuhr eine leichtgebaute Chaise, in der zwei Herren saßen, den Weg dahin zum Oberforstamte zu Wilhelmsfelde. Es war in den warmen Mittagsstunden, trotzdem aber hatte sich einer der Herren in einen Pelz gehüllt und mit einer Mütze bedeckt, während sein Gesellschafter mit einem leichten Mantel bekleidet war, der, halb von seinem Nacken herabgleitend, die breite Brust und die stolzen Schultern des kräftigen Mannes sehen ließ, zugleich saß der elegante Hut auf der Fülle der lichtbraunen Locken keck auf einer Seite. Die dunkeln Augen dieses Mannes, dem man es nicht ansah, daß er bereits weit im vorgerückten Mannesalter stand, sahen sich mit Lust in der Landschaft um und schienen die wohlbekannten Gegenstände zu begrüßen. Es war drei Uhr, als man im Forsthause anlangte.

Der Oberförster kam seinen Gästen entgegen,

und auf der Schwelle des Hauses stand die Frau Oberförsterin mit zwei Töchtern. Iffland und der Collaborator Roland, denn dieses waren die Reisenden stiegen aus, und Iffland warf sich in die Arme des Oberförsters. Der Collaborator bat, man möchte ihm erlauben, erst in der Stube seinen Pelz abzulegen, da er die noch immer rauhe Luft scheue. Die beiden Mädchen nahmen den ängstlichen Mann in ihre Mitte, führten ihn in das große Besuchzimmer und nahmen ihm hier vorsichtig die Winterbekleidung ab; ein kleines Jäckchen, leicht gefüttert, behielt er jedoch an, da man, wie er sagte, in dieser Zeit gewöhnlich aufhöre zu heizen und daher die Zimmer oft empfindlich kühl seien.

Der Oberförster, der bereits dreißig Jahre dieses Amt bekleidete, war ein Mann von altem Schrot und Korn, von einfachen Sitten und mit einer Physiognomie, die Ehrlichkeit und Herzensgüte ausdrückte. Sein bereits völlig ergrautes Haar trug er zurückgekämmt und mit einem Hornkamme im Nacken festgehalten; die Eheliebste dieses Ehrenmannes war eine noch ganz wohlerhaltene, hübsche Matrone in einem ländlichen einfachen Putze. Die Kaffeekanne stand auf dem Tische, und eben aus dem Ofen gekommenes Back-

werk dampfte in einer Porzellanschüssel. Der Fußboden des Zimmers war mit Sand bestreut und die Vorhänge des Fensters waren blendend weiß. Die Fenster standen offen und gestatteten einen Blick in den bereits ziemlich grünen Wald.

Alter Bruder, rief Iffland, nachdem die ersten Fragen und Begrüßungen vorüber waren, ich komme, Dich zu morgen in's Schauspiel einzuladen. Der arme geplagte Mann, der Iffland, hat sein Benefiz; ich hoffe, Du wirst dem armen Teufel den Trost Deiner Gegenwart nicht versagen.

Der Oberförster sah seine Frau an und Beide nickten und sagten mit einem freundlichen Lächeln:

Wir werden kommen.

Herr Collaborator, eine Pfeife echten Knasters, wenn's beliebt, sagte der Alte zu dem Gaste, der beschäftigt war, eines der Fenster zu schließen.

Ich rauche nicht, lieber Herr.

Sie rauchen nicht? Ei, wer nicht liebt Wein, Tabak und Gesang, der bleibt ein Thor sein Lebenlang, sagte der Alte und setzte darauf hinzu: Sie bemerken wohl, ich habe das Lied verändert, statt Weiber nehme ich Tabak, und das thue ich meiner Alten zum Verdruß, die den Tabak nicht leiden mag.

Weil er die Vorhänge schwärzt, erklärte die

Oberförsterin, die dem Collaborator einen freundlichen Blick zusandte.

Uebrigens, wenn Dr. Luther den Tabak gekannt hätte, wer weiß, ob er nicht selbst das Lied so gedichtet hätte, wie ich es singe, gab der Oberförster noch zum Besten und sah sich schalkhaft dabei das weibliche Personal seines Hausstandes an.

Sicherlich nicht, alter Freund, erwiderte Iffland, der eine kurze Thonpfeife genommen hatte und diese ziemlich ungeschickt handhabte, denn er war auch kein Raucher; unser Doctor Martinus hatte an seiner Bora die Frauen von einer Seite kennen gelernt, die ihn lehrte, sie dem besten virginischen Kraute, wenn er es auch gekannt und geliebt, weit vorzuziehen.

Nun, es war auch nur Scherz, begütigte der Sprecher. Was macht denn Euer Junge?

Er exercirt fleißig.

Das ist recht. Ein junger Hund will einen Knochen haben, an dem er nergelt und die Zähne übt. Das unnütze Herumwirthschaften mit Gewehr und Patronentasche ist dazu gut, daß die junge Kraft etwas zu thun hat und nicht auf Abwege geräth. So sehe ich die Sache an. Sonst

ist der Soldat im Frieden eigentlich eine alberne Figur.

Er hat neulich wieder den ersten Preis im Scharfschützencorps erhalten, sagte Iffland. Der Junge schießt wie der Teufel.

Nicht wie der Teufel, lieber Director, verbesserte die Frau Oberförsterin, der böse Feind ist allezeit ein erbärmlicher Schütze gewesen; er hat, wo er es auch darauf angelegt, nie in's Ziel getroffen.

Was weißt Du davon, Alte, bemerkte der Mann, hat Dir das unser Herr Pfarrer gesteckt, mit dem Du gestern Abend eine Partie l'Hombre spieltest?

Ich weiß, was ich weiß, erwiderte das Mütterchen schnippisch. Aber wo ist denn Mamsell Seelfeld? Hat sie keine Zeit gehabt, mit Ihnen herauszukommen?

Sie studirt ihre Rolle.

Hm! nahm der Oberförster das Wort, das Mädchen ist brav, ich habe nichts gegen sie, ihr seliger Vater war mein Jugendfreund — dennoch, ich sage es nochmals, nehme ich sie nicht zur Tochter an — denn eine Schauspielerin —

Nun — nun! Sprich nur aus, alter Knabe! brummte Iffland.

Du bist mein Freund, August, und bist ein

Ehrenmann. Alle Welt kennt Dich als solchen, von Dir also kann nicht die Rede sein. Ich spreche nur von dem Stande überhaupt. Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Obrigkeit und die hohe Geistlichkeit sogar ein ehrliches Begräbniß einem Manne versagte, der vor den Lampen agirte.

Eben weil es so war, so ist es jetzt nicht mehr so und wird noch besser werden! rief Iffland. Der Schauspieler ist eingetreten in die Reihe der Künstler, und ein echter Künstler soll seine Mitmenschen belehren, bessern, und alles dieses, indem er sie erheitert und erfreut. Ich will nicht sagen, daß ich ein guter Schauspieler bin, es giebt bessere als ich, und dennoch ist es mir mehr als ein Mal gelungen, junge Verirrte auf die Bahn der Tugend einzig durch meine Kunst zurückzuführen. Nur an ein Beispiel will ich erinnern, es ist auch hier bekannt — jener junge, leichtsinnige Mann aus den vornehmen Ständen, der sich dem Spiele ergeben hatte, durch meinen „Spieler" ist er geheilt und den Seinigen, die ihn bereits verloren gaben, wiedergegeben worden.

Und ich könnte noch mehr solche Exempla anführen, nahm der Collaborator das Wort. Man muß alte Vorurtheile fallen lassen, wo sie nichts nützen.

Und nun vollends das Mädchen! Hm, hm! murrte der Alte. Das hübsche, junge Ding! Die lange Zeit hin, denn der Anton kann jetzt doch nicht an's Heirathen denken; er muß seine Dienstzeit vor allen Dingen überstehen und dann — nach einem einträglichen Amte sehen.

Das Mädchen bleibt unterdessen in meinem Schutze.

Wie gesagt, es wird nichts daraus; gebt Euch nur keine Mühe.

Die Frau stand auf, schenkte die Tasse ihres Eheherrn wieder voll und sagte dabei:

Alter, wenn sich die jungen Leutchen nun aber lieben?

Ei, es liebt sich in diesen Jahren allerorts. Laß das Mädchen von der Bühne fort und ich gebe flugs meine Einwilligung.

Das soll nimmermehr geschehen, rief Iffland hastig; das Kind hat Talent, es wird eine brave Künstlerin werden und sie soll bleiben, wo sie ist. Das sage ich.

Eine Pause entstand, während sämmtliche Mitglieder des kleinen Familienkreises verstimmt und Jedes seinen Gedanken nachgehend, von seinem Nachbar keine Notiz zu nehmen schien. Der Collaborator mahnte zuerst an die Heimfahrt, denn

es wurde spät und Nebel stiegen auf. Iffland trennte sich von seinem alten Freunde, indem er ihm nochmals das Versprechen abnahm, morgen im Schauspiel nicht zu fehlen.

Unterwegs war von der Weigerung des Alten die Rede, seine Zustimmung zur Heirath zu geben.

Ich erwarte viel von dem morgenden Abend, sagte Iffland, wenn er, der das Theater seit undenklichen Zeiten nicht besucht hat, das Mädchen wird spielen gesehen haben, wird er andern Sinnes werden. Ich werde als sein Ebenbild auf der Bühne schon das rechte Wort finden, ihm zu Herzen zu reden. Er wird, er muß sich fügen.

Das gebe der Himmel.

Er wird es geben.

Ein glückliches altes Pärchen das! fing der Collaborator nach einer Pause an, wie sie so still und friedlich in ihrem Waldhause beisammenwohnen! Die Vögel singen ihnen vor den Fenstern, und von den grünen Zweigen weht es kühl herein.

Nicht wahr, das gefällt Dir, alter Hagestolz?

Die Medaille wird indessen auch ihre Kehrseite haben.

Freilich die Kehrseite ist, daß alles Glück auf Erden keine Dauer hat. Auch unser Philemon

und Baucis werden im Verlauf einiger Jahre unter dem Schatten des Dorfkirchhofs ruhen.

Das meine ich nicht.

Eine andere Kehrseite hat die Medaille nicht. Es sind ein paar kreuzbrave, alte Leute, die drei gutgeartete Kinder haben und die dreißig Jahre glücklich miteinander leben.

Ach!

Fehlt Dir etwas? Sticht's Dir im Beine?

Nein. Soll's mir denn immer im Beine stechen? Es scheint, Du hältst mich für gar nichts mehr im Leben nütze. So ganz miserabel bin ich denn auch nicht! — Der Collaborator schob hier seine Pelzmütze keck auf ein Ohr und munter aus seinem Pelzkragen hervorsehend, rief er plötzlich: Ich könnte noch heirathen.

Alle gute Geister! rief Iffland und fuhr entsetzt in die Höhe.

Ja — ja, mach' nur Deine Possen! Ich sage, ich könnte noch heirathen, und ich will heirathen. Das Bild im Försterhause hat mich auf Gedanken gebracht.

Eine der Töchter des Oberförsters?

Nein. Wo paßte ich wohl zu diesen Mädchen? Und übrigens immer im Walde wohnen könnte ich auch nicht. Das Haus muß feucht sein!

Ich glaube, in dem Winkel, wo ich saß, Schwämme bemerkt zu haben.

Pilze, willst Du sagen, und unter den Pilzen Molche und junge Ottern.

Mit Dir ist über nichts Ernstes zu sprechen.

Wie willst Du heirathen? Du hast ja so wenig Frauenbekanntschaften. So einsam wie Du lebst, oder vielmehr vegetirst, siehst Du Niemand.

Es braucht auch keine zu sein, die ich erst jetzt kennen gelernt.

Ach so! rief Iffland, und ein Zug von froher Ueberraschung malte sich in seinem Antlitz. Also eine alte Bekanntschaft.

Gerade keine alte Bekanntschaft, nur eine Bekanntschaft aus alter Zeit.

Ich verstehe. Die Tochter des Buchhändlers Bernhard in Mannheim.

Ach was, dieses gelehrte und verbildete Geschöpf, die überdies drei Jahre älter ist als ich. Ich meine eine Andere.

Eine Andere?

Nun ja doch. Wie Du schwer von Begriffen bist! Eine Andere, Eine, die halb und halb bereits meine Zusage hat. Kann ich überhaupt mit einem Weibe glücklich werden, so ist es die. Darüber habe ich bereits nachgedacht.

Nimm es mir nicht übel, Du denkst ziemlich lange nach — zwanzig Jahre und darüber. Wer weiß, was aus der Armen geworden ist.

Ja, wer weiß das! Sie irrt vielleicht umher — wahrscheinlich ist sie jetzt glücklich verheirathet. Mit einem Worte, ich will nur ihren Namen aussprechen: es ist Florine, die ich meine. Aber wir wollen nun dieses Gespräch abbrechen, es führt zu nichts. Die kalte Luft dringt Einem beim Sprechen in den Mund.

Iffland wandte sich ab und halb lachend, halb ärgerlich rief er bei Seite: Verdammter Egoist! Es genirt Dich, von ihr zu sprechen! Selbst das Bischen kalten Lufthauch willst Du ihretwegen nicht dulden.

Was sagtest Du da? fragte der Collaborator neugierig.

Ich bewunderte die alte Tanne dort, entgegnete der Gefragte; steht sie nicht sehr malerisch da?

So ziemlich. . Hast Du keine Nachrichten von Florinen?

Nein.

Die Freunde schwiegen, und bei völliger Dunkelheit fuhr man in die Stadt ein. Iffland begab sich in seine Wohnung, um Vorkehrungen zu der morgenden Festvorstellung zu treffen.

VI.

Fräulein Erland, die der Leser unter dem Namen Florine kennt, kehrte früher, als sie gewollt, nach Hause zurück, da sie die Bekannte, welche sie in Moabit hatte besuchen und bei ihr den Tag verbringen wollen, nicht zu Hause gefunden. Sie nahm ihren Weg durch das Brandenburger Thor, die „Linden" entlang und blieb, da sie eben keine Eile hatte, bei einer Gruppe Leute stehen, die den Theaterzettel lasen, der an einem der Bäume angeklebt war. Schon lange hatte Florine sich nicht um das Theater gekümmert, ja geflissentlich vermieden, einen Zettel anzusehen, jetzt blickte sie hin, weil sie wissen wollte, weßhalb die Leute so eifrig sprachen. Sie erfuhr, daß diesen Abend Iffland seine Benefizvorstellung habe, und daß „die Jäger" gegeben würden. Das Stück regte alle trübe Erinnerungen in ihrer Seele auf, und sie wollte rasch vorübereilen, als das heftige Gezänke, das

immer lauter wurde, sie aufhielt und machte, daß sie auf die lärmend ausgestoßenen Worte lauschte. Augenscheinlich waren die Sprechenden Arbeitsleute, die einen Mann in ihrer Mitte hatten, dessen Kleidung zeigte, daß er den höheren Ständen angehörte. Er theilte Geld aus, und da Einige nicht so viel erhielten, als sie beanspruchten, machten sie Lärm.

Ich kann zehn Mann stellen, rief ein breitschulteriger Mann mit einer Lederschürze, und sie sollen ihre Sache gut machen, aber freilich kann ich unter einem halben Thaler für den Mann nicht zufrieden sein. Das sieht Jeder ein. Warum sollen meine Leute weniger bekommen, als der Jude dort? Pfeife ist Pfeife und ich wüßte nicht, daß eine christliche Lunge weniger Luft hätte, als die eines Mauschels! Hinausgeworfen von der Polizei wird man am Ende doch, das riskirt man! Also zwanzig Groschen für den Mann, denk' ich.

Warum nicht gar, Meister Bartels, bedenkt, daß es dem Grafen alsdann zu theuer kommt.

J, so laßt ihn selbst sich hinstellen und pfeifen. Uebrigens ist der Herr Director ein braver Mann, wie die Leute sagen, und bei meinem Vetter, dem Schuhmacher, läßt er seit Jahr und Tag arbeiten und bezahlt pünktlich; also ist's mir nicht einmal

ganz lieb, mich in die Sache einzulaſſen; es geſchieht, weil es meinen Geſellen Plaiſir macht, und ſie ſich ein paar Kannen Bier verdienen.

Nun, ſeid ſtill, Meiſter, — rief der Mann mit der Börſe; geht Alles nach Wunſch, ſo ſollt Ihr an dem Herrn Grafen keinen Geizhals finden. Nur rechten Lärm gemacht und zur rechten Zeit, Ihr müßt auf die Loge Nr. 8 merken, ſobald Ihr ein weißes Tuch über die Brüſtung herabhängen ſeht, ſo ſeid flugs bei der Hand. Jetzt geht, um fünf Uhr findet Ihr Euch zuſammen ſeitwärts am Schauſpielhauſe, da trefft Ihr auch mich, und wenn Einer oder der Andere noch etwas wiſſen will, ich ſag' es.

Florine ſetzte kopfſchüttelnd ihren Weg fort. Es ſchmerzte ſie, zu hören, daß man ihrem Freunde und Gönner eine ſo unwillkommene Ueberraſchung an ſeinem Feſttage bereiten wollte, und ſie beklagte, zu ſchwach zu ſein, um es hindern zu können.

Als ſie in ihre Wohnung trat, fand ſie die Thür angelehnt, und in dem Vorzimmer eine junge Dame im Schleier ſitzen, die aufſtand, als ſie ſich zeigte, und ihr einen Wink gab, leiſe aufzutreten, und die Thür nur loſe wieder anzulehnen. Die Eigenthümerin der Wohnung ſah verwundert den Gaſt an, der ſich geberdete, als

wäre er hier zu Hause. Sie vernahm mit Staunen die Frage, was sie wolle und wen sie suche?

Was ich hier will? entgegnete Fräulein Erland, ich könnte, wie es scheint, mit größerem Rechte diese Frage an Sie richten, meine schöne Dame, ich wohne hier.

Ach — rief der Gast leise flüsternd, so sind Sie die Frau, von welcher der edle Mann, der mich hieher geführt, gesprochen hat?

Hieher geführt? Und weßhalb?

O, sprechen Sie leiser! Hier, dicht neben uns in jenem Zimmer liegt ein Mann todtkrank auf dem Lager.

Ein Mann? Und wer?

Es ist der beste, der edelste Mann, mit einem Worte, es ist mein Beschützer, mein väterlicher Freund. Ein plötzlicher Krankheitsanfall hat ihn auf der Straße getroffen und Herr Fellmer — heißt Ihr Verwandter nicht so?

Ja, Herr Fellmer. Er ist übrigens nicht mein Verwandter.

Gleichviel, dieser brave Mann hat meinen väterlichen Freund auf der Straße erkrankt gefunden, hat ihn hieher gebracht, und zugleich mich aufgesucht, um mich zu dem Kranken zu führen. O, wie danke ich ihm diese Vorsorge! Ich habe

Gelegenheit, meinen edlen Freund zu pflegen. Herr Fellmer ist gegangen, um den Arzt zu bringen. Ich zähle die Minuten, bis er wiederkommt, und wo es mir vergönnt sein wird, in das Zimmer zu gehen.

Aber, meine Liebe, wie heißen Sie?

Sophie Seelfeld.

Hab' nicht die Ehre, Sie zu kennen. Und jener Mann drinnen, der erkrankt ist?

Der Schauspieldirector Iffland.

O, was Sie sagen! Der arme Mann! Und gerade heute, an seinem Benefiztage! Welch' ein Unglück!

Ja wohl, und auch ich sollte heute spielen —

Sie, meine schöne Dame? Also Sie sind Schauspielerin?

Schülerin unseres großen Meisters.

Hm! Wollen wir denn hineingehen und nachsehen?

O, nicht doch! Das leide ich nicht; es darf Niemand in's Zimmer.

Warten Sie schon lange hier?

Eine halbe Stunde. Still! ich höre Tritte. Das wird Herr Fellmer mit dem Arzte sein.

Florine, die Thür ein wenig öffnend, lispelte: Richtig, es kommen zwei Herren die Treppe herauf!

Der Eine kehrt um, als er mich erblickt. Was bedeutet das?

O Himmel! ich zittere, weßhalb geht der Arzt wieder fort?

Mein Kind, es ist kein Arzt. Zufällig kenne ich jenen Herrn. Es ist ein vornehmer Officier, der in der Nachbarschaft wohnt. Doch da ist Fellmer.

Der ehemalige Schauspieler trat mit Zeichen der Bestürzung und des Verdrusses in's Zimmer. Er rief mit heller Stimme seiner Gefährtin zu: Weßhalb zurückgekehrt? Was soll das? Du wolltest ja den ganzen Tag und den Abend fortbleiben.

Florine trat an ihn heran und sagte ebenfalls flüsternd: Was geht hier vor? Was ist mit dieser jungen Dame und dem kranken Manne da drinnen?

Fellmer lachte, ballte die Faust gegen Florinen und rief drohend: Schweig, Närrin! Mußt Du nach Hause kommen, um einen Spaß zu verderben? Mach, daß Du fortkommst — geh — geh!

Ich bleibe!

Sophie trat an die Beiden heran und lauschte; plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus, und stürzte in das bis jetzt verschlossen gehaltene Zimmer, sie fand es leer.

Wo bin ich? rief die Arme händeringend, wo

hat man mich hingeführt? Alles Täuschung! Es ist kein Kranker da.

Florine zog die Jammernde zu sich, Fellmer hatte sich fortgeschlichen. Ein kurzer, heftiger Wortwechsel hatte zwischen den Beiden stattgefunden. Der Elende! Das wagt er mir zu bieten! In meiner Wohnung, wo ich ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen! Hier will er sein Bubenstück ausführen! Schändlich! Und hätte ein glücklicher Zufall mich nicht nach Hause geführt — was dann? Armes, armes Kind, wie verrucht hat man mit Ihnen gespielt? Ich bin Ihr rettender Engel! so rief, laut und mit mildem Klageton die unglückliche Florine, die mit ihrem Gaste inniges Mitgefühl hatte.

Scheu und aufgeregt blickte Sophie sie an, doch in Ton und Miene der Sprechenden lag etwas, das Vertrauen einflößte.

Lassen Sie mich fort — bat das Mädchen — o Gott, wie hab' ich so leicht diesem fremden Manne folgen können! Allein seine Lüge klang so sehr nach Wahrheit! Mein theurer Beschützer krank, ich zu seiner Pflege nöthig! O, der Gedanke hätte mich bis an's Ende der Welt gelockt.

Florine überhäufte das schöne Mädchen mit Liebkosungen. O, beruhigen Sie sich, liebes Kind

— jetzt ist die Gefahr vorüber. Sie sind in meinen Händen und sicher. Aber der Plan war teuflisch! Sie sollten hier mit einem Wüstling zusammengeführt werden, der Ihnen wahrscheinlich schon lange vergebens nachgestellt, und sich jetzt der Hülfe jenes Elenden bedient hat, um zu seinem Zweck zu gelangen. Unbelauscht und ungestört wollte der Abscheuliche Sie hier sehen. Man wußte, daß ich den Tag und den Abend ausbleiben würde! Sie hätten vergebens nach Hülfe geschrieen, denn meine Wohnung ist sehr abgelegen. O, und noch ein schändlicher Beweggrund trieb ihn, gerade den heutigen Tag zu wählen; er beabsichtigte zugleich, da Sie auf der Bühne beschäftigt sind, die Darstellung zu hindern, und dadurch seinem Feinde Iffland, den er haßt, einen empfindlichen Streich zu spielen. Ich durchschaue Alles klar! Aber dem Himmel Dank, das Werk des Bösen ist vereitelt. Kind, theures Kind — kommen Sie zu sich! Erholen Sie sich. Eine mütterliche Freundin hält Sie in ihren Armen. O, auch ich habe Aehnliches erlebt, auch ich habe auf derselben Laufbahn, die Sie jetzt zu betreten Willens sind, grausame Schicksale zu überstehen gehabt. Theure junge Freundin, fassen Sie Muth! Lassen Sie uns überlegen, wie wir Sie den Ihrigen wieder zuführen,

ohne daß ein Wort von diesem unglücklichen Abenteuer verlautet. Es ist am Besten, man schweigt von dergleichen. Wo wohnen Sie? Ich selbst will Sie hingeleiten, denn der Schreck hat Ihre Kräfte gelähmt, Sie können ohne Hülfe nicht über die Straße gehen. Kommen Sie. Aber mir soll der Elende nur wieder vor's Auge kommen! Von heute an sind wir geschiedene Leute! Sie haben mir nicht geantwortet — wo Sie wohnen?

Sophie nannte die Straße und das Haus der Präsidentin.

Bei alledem, setzte Florine hinzu, freuen Sie sich, daß es demnach mit der Erkrankung Ihres Freundes nichts ist.

Gewiß, dies ist ein großer Trost für mich. Aber ach — wie spät ist es?

Nahe an sechs, mein liebes Fräulein.

Himmel, da soll ich ja längst schon im Theater sein! Er wird auf mich warten! Er wird nicht wissen, wo ich geblieben bin. Ich kenne seine Unruhe, seine Besorgniß um mich. Man wird mich überall gesucht haben! Gott — welch' einen Kummer, welch' einen Schreck bereite ich dem guten Menschen, der sich meiner angenommen!

Ohne Ihre Schuld, Kind — gänzlich ohne Ihre Schuld — beruhigen Sie sich.

Halten Sie mich nicht, Beste; lassen Sie mich eilen —

Ohne mich keinen Schritt auf die Straße! Die Bösewichter, die Sie hieher gelockt, könnten noch in Ihrer Nähe sein. Ich selbst bringe Sie zur Präsidentin, und von dort, wenn es sein muß, in's Schauspielhaus, obgleich ich einen heiligen Eid geschworen, nie die Schwelle eines Theaters zu überschreiten, auch nicht als Zuschauerin! Ja, mein Kind, diesen Schwur hab' ich gethan; allein hier findet natürlich eine Ausnahme statt. Wollen wir uns bereit machen, zu gehen.

Wirklich, liebe Frau, es ist keine Minute zu verlieren.

Nennen Sie mich nicht Frau; ich bin unverheirathet. Ach, ich war einst jung und schön, wie Sie! Nicht so schön, nein, nicht so schön. Da können Sie mein Bild betrachten —

Ach — lassen Sie uns eilen. Der Boden brennt unter meinen Füßen.

Sie haben recht, liebes Mädchen! Alles Andere hat Zeit, vor allen Dingen müssen wir in's Schauspielhaus!

Und Fräulein Erland legte ein altes Umschlagetuch um, ertheilte in der Eile dem kleinen Mädchen, das sich unterdessen eingefunden, einige häus-

liche Verhaltungsbefehle, und machte sich dann mit ihrem Schützling auf den Weg. Auf der Straße angelangt, sah sie sich überall um, ob keine Lauscher und Verfolger zu entdecken; als sie niemand Verdächtiges gewahrte, bog sie mit Sophien rasch in ein Seitengäßchen. Das junge Mädchen war noch wie betäubt, und bei jedem starken Geräusch zusammenfahrend, mußte sie häufig den hülfreich dargebotenen Arm ihrer Begleiterin erfassen. Beide langten im Hause der Präsidentin an und erfuhren, daß die Frau des Hauses so wie die Dienerschaft in der größten Unruhe über das Verschwinden Sophiens sich hierhin und dorthin vertheilt habe, um sie zu suchen. Sofort setzte man den Weg zum Schauspielhause fort. Unterwegs kam den Beiden die Präsidentin im Wagen entgegen. Schon von Weitem bog sich die freudig überraschte Frau aus dem Fenster hinaus und befahl zu halten. Die Begrüßung war herzlich, nur wenige Worte wurden in der Eile gewechselt, Fräulein Erland wurde gebeten, mit im Wagen Platz zu nehmen, und rasch fuhr man zum Theater. Das Stück hatte schon begonnen, nachdem Iffland so lange als nur irgend möglich den Beginn hinausgeschoben hatte. Eine Schauspielerin, welche die

Friederike öfters schon gespielt, war an die Stelle der Vermißten getreten.

Ehe wir jedoch die drei Frauen in das Garderobezimmer Iffland's einführen, müssen wir dem Leser die Lage des vergeblich Wartenden schildern, der in einer namenlosen Aufregung sich befand, und doch gezwungen war, mit einer solchen Centnerlast auf dem Herzen, seine Rolle vor dem zahlreich versammelten Publicum zu spielen, eine Rolle, die er sich als Festgenuß ausgedacht, und die ihm jetzt zu einer wahren Höllenmarter wurde. Schon zur Mittagstunde hatte die Präsidentin hinübergeschickt und fragen lassen, ob Sophie bei ihm sei; Iffland hatte dies verneint, zugleich aber bitten lassen, das junge Mädchen möchte rasch kommen. Sie kam nicht. Die Zeit war da, um sich in's Costüm zu werfen — sie kam nicht. Boten auf Boten wurden ausgesendet, sie brachten die Nachricht, man wüßte nicht, wo sie sei. Die Stunde des Beginnes der Vorstellung rückte heran; die Lampen wurden angezündet, Iffland saß in peinlicher Angst und ließ sich pudern und frisiren. Jetzt kam Laura — ihr auf dem Fuße Anton. Iffland mußte gegenüber diesen Beiden, die außer sich waren, den Ruhigen, den Besonnenen spielen. Er zog die Uhr hervor, und sagte begütigend:

Sie wird sich bei der Putzmacherin verspätet haben; es ist halb sechs Uhr, um sechs muß sie hier sein. In den ersten Scenen hat sie nicht zu spielen; es ist demnach noch Zeit, wenn sie um sechs hier ist. Freilich hatte ich sie gebeten, schon um vier Uhr bei mir zu sein. — Anton wirft sich leichenblaß auf einen Sessel. Was ist Dir, mein Junge? fragt Iffland und versucht, sich insoweit von den Lockeneisen des Friseurs frei zu machen, daß er den Kopf wenden und zu dem jungen Soldaten hinüberschauen kann. Was ist Dir?

Er will mit der Sprache nicht heraus, aber ein nervöses Zittern hat ihn überfallen. Die Präsidentin verläßt das Zimmer, sie will zurück nach Hause, um dort von Neuem Nachforschungen anzustellen; kaum ist sie fort, so wirft sich Anton an die Brust seines väterlichen Freundes, und während heiße Thränen die geschminkten Wangen des Oberförsters netzen, stammelt er:

Sophie ist entführt! Sie ist auf immer verloren. Ein Kamerad hat gestern etwas erlauscht, er war Ordonnanz bei dem General Xavier; er hörte flüstern, ein verdächtiger Mensch sprach den Namen Sophie Seelfeld — ich wollte Alles nicht glauben. Ach August — August — wenn es wahr wäre!

Sei ruhig, Anton! Es ist, es kann nicht wahr sein!

Du sagst es, aber woher weißt Du es? Kann es nicht eben so gut wahr sein?

Iffland bog den Kopf des schönen Jünglings zu sich hinan, blickte in die dunklen, von Thränen blitzenden Augen, und sagte dann mit einer Ruhe und Würde, wie ein Hoherpriester:

Ich sage, es ist nicht, es darf nicht sein! Und nun ruhig.

Ich werde eilen, den Kameraden aufzusuchen, aber die Kaserne ist so weit!

Geh' an die Luft, das heiße Zimmer paßt nicht für Dich! Stelle Dich an den Ausgang, wo die Wagen der Schauspielerinnen halten, da muß sie kommen!

Ach, sie kommt zu Fuße!

Gut, so kommt sie zu Fuße — geh — geh! Ich muß meine Uniform anziehen!

August, Du siehst mich entweder mit ihr wieder, oder nie. Dieser Abend entscheidet über Tod und Leben.

Nun, nun! murmelte Iffland, junges Blut, tolles Blut!

Er drängte ihn sanft zur Thür hinaus. Als er allein war, gab er sich dem Eindrucke hin, den

jene Andeutungen auf ihn gemacht; sie hatten seine Ruhe völlig zerstört und ihn in Angst und Schrecken gesetzt. Er kannte den General Xavier, er wußte, wessen dieser dreiste und freche Verführer fähig war, und so wenig er vor dem unglücklichen Jünglinge von diesen schrecklichen Befürchtungen kund werden ließ, um so offener gestand er sich jetzt selbst, daß jene dunkeln Gerüchte, die dem Geliebten zu Ohren gekommen, leider nur zu wohl begründet sein könnten.

Die Stunde schlug, wo das Stück beginnen sollte. In welchem Tumult, in welchem Aufruhr befand sich die Seele dessen, dem die Ehre und der Ruhm dieses Tages galt, und der sich Angesichts der Gefahren, in denen sich seine theuren Schützlinge befanden, völlig außer Stande fühlte, sich vor dem Publicum zu zeigen! Anton's bleiches Gesicht, seine Thränen, der bange Kuß, den er wie zum ewigen Lebewohl ihm gegeben, es schnitt in seine Seele, und der sonst so sichere und feste Mann war dem Umsinken nahe, so heftig hatte sich der Schrecken seines Gemüthes bemeistert. Er trat, gepudert und geschminkt, vor das kleine Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ein klarer Sternenhimmel hatte sich über die Erde gebreitet. Unwillkürlich faltete er seine Hände:

Herr des Himmels! hauchte er leise, hier steht ein alter Komödiant, ein Possenreißer, eines deiner unnützesten und entbehrlichsten Kinder, aber er bittet dich, geh' nicht mit ihm in's Gericht. Raube ihm nicht, was er Liebes auf Erden hat, nimm ihm nicht das klare Auge, die frische Wange seines Lieblings, entziehe ihm nicht das schöne, gefühlvolle Mädchen, dessen Glück zu machen der alte Komödiant eben auf dem Wege ist. Sieh, lieber Gott, nur dieses eine Mal auf diesen alten Tempel der Musen herab, auf dieses Häuflein geschminkter Herzen und Wangen, auf diese kleine Rotte Thoren und Kinder, und erbarme dich des Elendesten unter all' diesem Volke, erbarme dich deines Knechtes, des Theaterdirectors, und gieb ihm nur heute Abend keines deiner bittern Trauerspiele zu kosten, die du zur Prüfung von uns armen Seelen so trefflich zu dichten und in Scene zu setzen verstehst!

Das Glöcklein des Soufleurs läutete.

Ich komme schon! stöhnte Iffland. Ich komme schon. Ach, reißt mich nur nicht bei den Haaren herbei!

Er hielt inne, und lauschte auf die Straße hinab, ob unter dem Geräusch der heranrollenden Wagen nicht vielleicht einer sei, der seitwärts zur

Garderobenthür abböge. Aber es bog kein Wagen ab.

Das Glöcklein des Soufleurs läutete nochmals.

Iffland nickte still mit dem Kopfe. Sein Diener stürzte herbei: Herr Director — Herr Director! Die Leute fangen schon an zu trommeln und zu scharren.

Ich komme schon! flüsterte Iffland so leise, als ginge der Wind unter Blumenblättern.

Friederike trat ein — ach, nicht die Friederike, auf die jetzt drei Herzen so stürmisch warteten — die Surrogat-Friederike. Sie kam, um sich gleichgültig ihren künftigen Schwiegervater anzusehen. Herr Director, sagte sie, man will, daß angefangen werde.

So laßt denn den Vorhang aufziehen! stöhnte Iffland.

Er hielt sich, einer Ohnmacht nahe, an die Lehne des Stuhles, auf dem die falsche Friederike saß und eine Bandschleife, die sich gelöst hatte, wieder am Mieder befestigte. Ach — auf sie, auf diese falsche Friederike wartete Niemand; Niemand hatte die Absicht, sie zu entführen, und um ihretwillen ging kein junger Soldat dicht am Ufer der Spree, um eine Stelle zu finden, wo er unbemerkt und sicher sich den Tod holen konnte. Die

falsche Friederike lebte ihre Tage in großer Ruhe dahin.

Der Vorhang war aufgerollt. Man hörte aus der Entfernung Rudolph und Mathes sprechen, dann die Stimme Anton's. Es folgte der dritte Auftritt, wo Rudolph und Anton zu sprechen hatten, dann der vierte Auftritt mit der Oberförsterin und nun — mußte der Oberförster heraus. Iffland ermannte sich, und überschritt festen Tritt es die Schwelle des Garderobezimmers. In seinem Antlitz war ein Trotz gegen das Schicksal bemerkbar. Er ging still und groß in seinem Schmerze dahin. Wie die Lampen ihm entgegenblitzten, fühlte er, daß der Schauspieler in ihm erwachte. Alles Andere schwand auf einen Moment so, als wäre es gar nicht da. Es war die Macht der Kunst, die ihn über das Mißgeschick des Lebens erhob. Sie erhob ihn, allein sie vermochte nicht ihn auf die Länge zu halten; mitten in seinen Reden auf der Bühne ertappte er sich, auch auf die Worte hinter der Bühne gelauscht zu haben, und zum ersten Mal während seiner Kunstlaufbahn fehlte ihm der richtige Ausdruck, die passende Geberde. Zum Glück für ihn war die Schauspielerin, welche die Oberförsterin gab, eine treffliche, sichere und gewandte Künstlerin,

sie brachte durch das Feuer und die Wahrheit, mit der sie die gutmüthige und polternde Alte gab, ihren Mitspieler immer wieder in das Geleise zurück, aus dem er sich entfernt hatte. Einmal sogar schaltete sie aus freien Stücken ein Wie ist Dir, Väterchen, Du hörst mich so zerstreut an? sehr passend in die Rede ein. Die Scene mit dem Schulzen schleppte sich nur eben hin, und schon fing im Publicum ein bedenkliches Murren an, sich laut zu machen. Iffland war entschlossen, den Vorhang fallen und sich als unwohl entschuldigen zu lassen, da erscheint im achten Auftritt die Oberförsterin, und mit den Worten: da bringe ich Dir Dein Riekchen! Dein Goldmädchen! führte sie die wirkliche Friederike dem einen lauten Freudenruf Ausstoßenden in die Arme.

Nie war wohl ein Wiedersehen auf der Bühne so täuschend gegeben worden, und der Ausruf Iffland's: Mädchen! und die darauf folgende innige Umarmung war so voll des glühendsten und wahrsten Lebens, daß das ganze Theater in einen Beifallsruf zusammenrauschte. Iffland's gar nicht im Texte befindliche Frage: Mein Gott, welch' einen Kummer hast Du uns verursacht? Wo — wo warst Du? Laura hat Dich überall gesucht! wurde vom Publicum überhört, und schnell be-

sonnen setzte die Oberförsterin ihr „Gewachsen, einen ganzen Kopf gewachsen!" hinzu. Iffland lächelte und sagte nun in seiner Rolle: Hast Du denn Deinen Alten wohl nicht vergessen? und Friederike antwortete ebenfalls aus voller Seele mit den Worten ihrer Rolle: O Gott, können Sie mich das fragen?

Alles war jetzt in Ordnung und ging seinen regelmäßigen Gang fort. Iffland spielte vortrefflich. Seine Freunde, die ihn in seinen besten und interessantesten Rollen gesehen, gestanden sich, daß sie noch nie solches Feuer, solche Wahrheit in seinem Spiele gefunden. Das machte, er spielte mit voller, glücklicher Seele. In den Zwischenacten hatte die Präsidentin ihm Alles erklärt, ihn von dem kleinsten Umstande der Rettung Sophiens in Kenntniß gesetzt. Er bestand darauf, Florinen zu sehen; sie hatte sich aber entfernt und es war auch jetzt keine Zeit, nach ihr zu schicken. Anton stürmte heran; auch er mußte fern gehalten werden, wenn Friederike ihre Rolle bis zu Ende spielen sollte. Mit welchem Haß, mit welcher Wuth sah der junge Soldat, hinter den Coulissen stehend, seinen Stellvertreter, den Pseudo-Anton, an, der die Geliebte in die Arme schließen durfte, von ihren Lippen das Bekenntniß der Liebe nahm, sie

vor all' dem versammelten Volke die Seine nennen durfte. Iffland zähmte das Feuer des Jünglings, indem er ihm lächelnd zuflüsterte:

Warte nur, was der ihr da vor Aller Augen und beim Scheine von tausend Lampen sagt, wirst Du ihr weit besser in der Stille der Nacht, im verschlossenen Kämmerlein sagen. Sei jetzt Zuschauer, um später desto besser Schauspieler zu sein! Und wer zuletzt lacht, lacht am Besten!

Laura zog ihren Freund bei Seite und machte ihm scherzend Vorwürfe, daß er ihren Namen unnütz in das Spiel gemischt, und Iffland erwiderte, indem er an ihr rundes Kinn faßte:

Seid nur still, Frau Oberförsterin! Wenn Ihr mir den Kopf warm macht, so bringe ich Euch, gute Frau, selbst auf's Theater, Ihr mögt wollen oder nicht.

Das Stück erreichte sein Ende. Noch ehe der Vorhang ganz gefallen, ertönte Iffland's Name, aber zugleich ein so durchdringendes Pfeifen, ein so auffälliges Poltern und Pochen, daß das sämmtliche Personal der Schauspieler, die sich auf der Bühne versammelt hatten, entsetzt zusammenfuhr.

Wem galt dieses tumultuarische Zeichen? Nicht dem Stücke, denn es war öfters und mit Beifall gegeben worden; also dem Benefizianten, dem Hel-

den dieses Abends, dem bewunderten und hochstehenden Künstler.

Iffland stand und horchte. Wieder ertönte sein Name und wieder Zischen und Pfeifen! Keinem Zweifel unterlag es weiter, daß es dem Benefizianten galt. Eine große, vielleicht überwiegende Partei war da, die ihn demüthigen, ihn vernichten wollte. Und das gerade an *diesem* Abende! Welche schneidende Contraste! Niedergeschmettert stand er da, Anton in dem einen, Sophie in dem andern Arme haltend — plötzlich riß er sich aber los. Eine Leichenblässe verbreitete sich über sein Antlitz, seine Muskeln spannten sich in Stolz und Wuth, sein Auge rollte.

Mir das! rief er heimlich und wildglühend in sich hinein. Also heute Abend sollte der langverhüllte und langgenährte Groll gegen mich ausbrechen! Heute, wo ich meinen Ehren- und Festtag halte! Heute will man mich vernichten, auf immer zu Boden schmettern! Gut, sie sollen es haben; ich betrete diese Breter nie wieder. Doch ehe ich scheide, will ich ein männlich schneidend Wort zu diesen Unwürdigen sprechen.

Das Getobe hinter dem Vorhange dauerte fort. Jetzt riefen dicht hinter den Lampen laut eine Menge Stimmen: Iffland! Er befahl, den Vor-

hang aufzuziehen: Alles flüchtete von der Bühne fort, er stand allein. Kaum hob sich der Vorhang und er stand dem Publicum gegenüber, das sich von seinen Sitzen erhoben hatte, so bemerkte sein scharfes Auge sogleich das Wehen eines Taschentuches von einer der vorderen Logen, und sogleich tönten wieder Zischen und Pfeifen. Da bog sich aus der königlichen Loge eine schöne Frau mit dem huldvollen Lächeln der Ueberraschung und Freude weit über die Brüstung herüber und aus ihrer Hand flog ein Blumenkranz auf die Bühne. Jetzt schwiegen, wie mit einem Zauberschlage gedämpft, die Zischlaute und das ganze Haus tönte von Beifall wieder. Iffland eilte freudig an die Lampen heran, nahm den Kranz, drückte ihn ehrfurchtsvoll an seine Lippen und verbeugte sich, die Hände über die Brust gefaltet, gegen die Loge. Sein Sieg war entschieden, der Triumph des Abends laut ausgesprochen! Berlin jauchzte seinem großen Künstler zu. Die Hyder des Neides und der Bosheit war zu Boden geworfen.

Auf den Treppenstufen stand ein Mann, der trotz der milden Nacht in einen Pelz gehüllt war. Iffland, der die Seinigen vorausgeschickt hatte, bemerkte ihn kaum, da rief eine bekannte Stimme:

Theurer August, laufen Sie gefälligst nicht so

toll dahin, grüßen Sie gefälligst Ihre Freunde, die sich Ihretwegen in bitterer Kälte einen Rheumatismus holen.

Ach — Roland! rief Iffland, Du hier! Also hat die Furcht vor der Zugluft Dich nicht abgehalten? Habe Dank, alter Freund! Komm mit mir in den Wagen.

Nein, sagte der Collaborator, ich kann noch nicht fort von hier; ich habe ein Rendez-vous. Ich bitte Dich, störe mich nicht.

Du ein Rendez-vous!? lachte Iffland. Du!

Wenn mir recht ist, lauscht meine Dame bereits dort hinter dem Möbelwagen.

Warum kommt sie denn nicht hervor?

Einfältige Frage: weil sie sieht, daß ich nicht allein bin. Ach — gerade heute muß mich der Kuckuck plagen, Schuhe und Strümpfe anzuziehen, aber es ist Alles Deinetwegen geschehen, nur an Deinem Ehrentage. Und dann wäre es doch auch möglich gewesen, daß Ihre Majestät, die Königin, mich in der Menge bemerkt hätte; alsdann hätte es nicht gepaßt, mich ihr in Stiefeln zu präsentiren. Du weißt, man hat stets gesagt, ich hätte ein schönes Bein. Doch das bei Seite; ich glaube, die Königin hatte diesen Abend nur Augen für Dich! O, Du Beneidenswerther.

Das bin ich auch! sagte Iffland stolz. Aber wer ist denn Deine Dame?

Du wirst sie schon sehen, wenn sie erst hinter dem Möbelwagen hervorkommen wird. Ich fand sie hier am Eingange des Hauses. Als alle Welt hineinging, ging sie heraus, und der Zufall wollte, daß wir beim Scheine einer Laterne fast Gesicht an Gesicht stießen. Obgleich sie mich auf mein Hühnerauge trat, so kann ich Dir zuschwören, daß mir der Schmerz verging, als ich das alte, liebe Gesicht sah. Herr Gott! rief ich, — Herr Jes! rief sie. Ich wollte ihre Hand erhaschen, da fuhr eine Droschke dazwischen und die Peitsche des Flegels von Kutscher trieb uns auseinander. Sie flog an diese Säule, ich an jene. Nur so viel Zeit blieb mir, ihr zuzurufen: Wo sehe ich Sie wieder? Wenn es aus ist, hier an dieser Stelle! flüsterte sie. Und wieder eine Droschke, und wieder ein Peitschenknall. Als der Tumult sich legte, war der Platz leer und meine Dame fort.

Das ist seltsam.

Ja wohl ist das seltsam. Ich habe dabei ein Kampherstöpselchen aus dem Ohre verloren. Aber was verliert man nicht willig, wenn man so viel findet?!

Aber wen, wen hast Du gefunden?

Ich bitte Dich, jetzt gehe! Ich sehe dort einen Schatten auf uns zukommen! Der kleine zerdrückte weiße Hut mit der einen geknickten Feder, der blaßgelbe Shawl! Sie ist es. O, wie unvorsichtig ist dieses thörichte Mädchen, so leicht bekleidet in diesem Klima sich hinauszuwagen.

Nimm sie unter Deinen Pelz!

O, pfui, sei nicht noch muthwillig. Wenn Du wüßtest, wie mir zu Muthe ist! — Ach — ach! sie kommt! Vielleicht ist es passender, ich gehe mit ihr zusammen hinter den Möbelwagen. Wir sind da geschützter! Was meinst Du?

Ohne eine Antwort abzuwarten, entschlüpfte der Collaborator dem nachschauenden Freunde.

Zwei Männer gingen jetzt an dem Schauspieler vorüber, der sich nach seinem Wagen umsah. Einer dieser Männer war klein, zusammengedrückt, im Gange schleichend: Iffland erkannte Fellmer. Von seinem Genossen hörte er nur mit scharfer Stimme einige Worte:

Sie sind ein Armseliger, ein Feigling! Es thut mir leid, Ihnen den wichtigen Posten anvertraut zu haben. Sie standen dicht unter meiner Loge, Sie mußten sehen, wie ich das Zeichen

gab, und haben doch nichts zur rechten Zeit gethan. Die Kerle hätten gleich brüllen sollen, wie er auftrat. Da war aber Alles still. Ich konnte mit meinem Tuche winken, so viel ich wollte.

Herr Graf, tönte die Gegenrede, wir hatten ausgemacht, daß am Schlusse —

Nun — und am Schlusse? Was haben Sie denn da gethan? Ist denn nicht Alles gerade so gegangen, wie es nicht gehen sollte?

Mein Gott — Ihre Majestät —

Narrheit! hätten wir ärger gewüthet, wäre die Königin nicht erschienen. Ich habe mein Geld umsonst weggeworfen.

Wir finden wohl noch eine andere Gelegenheit, Herr Graf; entgehen wird er uns nicht. Dieser Schade ist noch der geringste, ein Anschlag anderer Art, den ich klug geleitet und gesponnen, leider ist der auch mißglückt. Teufel! das ist etwas, was mich wahrhaft wurmt —

Bis dahin hatte die schnarrende Stimme gesprochen, da fühlte sich der Sprecher von einem starken Arme gefaßt.

Nichtswürdiger! rief Iffland's Stimme, Du folgst mir sogleich und giebst Rechenschaft.

Zwei herbeigerufene Diener der Polizei be-

mächtigten sich Fellmer's. Sein Begleiter, der niemand Anderes, als der Graf Sylchon war, entfloh.

So endete ein sehr stürmischer und sehr inhaltreicher Abend.

VII.

Ein anhaltendes Unwohlsein hielt den gefeierten Künstler über drei Wochen nach der Benefizvorstellung in seinem Zimmer gefesselt. Die Erschütterung seines Gemüths war zu heftig gewesen, als daß sie hätte ohne Folgen sein können. Laura wachte an seinem Bette und pflegte den Fieberkranken. In den Stunden seiner Genesung spielte sie ihm seine Lieblingslieder auf der Harfe vor. Er hatte hastig nach Anton verlangt, man mußte ihm verheimlichen, daß der Jüngling sich in Haft befand, in Folge eines tollkühnen Versuchs, den General zur Rede zu stellen. Die Rache des Mächtigen war dadurch gereizt und es schwebte die für ein schweres Subordinationsvergehen festgesetzte Strafe über dem Haupte des Unglücklichen. Die Freunde waren thätig, aber sie vermochten Nichts auszurichten. Sophie befand sich im Forsthause. Das liebenswürdige Mädchen schmeichelte sich durch

täglichen Umgang in das Herz der redlichen, alten Frau ein, und es gelang ihr, selbst die Starrheit des Vaters nach und nach zu lösen, indem ihr der günstige Eindruck, den das Schauspiel auf den Alten gemacht, vorarbeitete. Er schrieb an Iffland:

„Ich fange an zu glauben, daß, nachdem ich Dich habe Komödie spielen sehen, es doch auf den mir so verhaßten Bretern ehrliche und brave Menschen geben kann, die Gott, ihren Nebenmenschen und der guten Sache dienen, wenn es auch nicht auf die Weise geschieht, wie wir Anderen es thun. Mein Anton hat seinen Kopf aufgesetzt und da er eben so eigensinnig ist, wie der Anton im Stücke, und ich ihn eben so lieb habe, wie mein Amtsbruder im Stücke seinen Anton lieb hat, so — nun, das Weitere wird sich finden. Der Wald steht jetzt im besten Flor; komm bald zu uns heraus oder erlaube, daß ich mit meiner Alten zu Dir komme; Riekchen, oder vielmehr Mamsell Sophie, muß doch säuberlich von uns dort wieder abgeliefert werden, von wo wir sie bekommen, sonst passirt es zum zweiten Male, daß ein herumstreifender Spitzbube, wie Ihr sie in Euren Städten groß zieht, meinem Jungen sie vor der Nase wegfischt."

Dieser Brief trug sehr viel zu Iffland's Genesung bei. Sein erster Ausgang war in das Haus der Ministerin, die ihn zu sich hatte bitten lassen. Er traf eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft beisammen, in der sich auch die Gräfin Wellenthal befand. Die Vorgänge der letzteren Wochen waren diesem Kreise nicht fremd geblieben; doch war es dem vornehmen und angesehenen Wüstlinge, um dessen Verbrechen es sich hier besonders handelte, gelungen, alle Schuld von sich zu wälzen und jede Spur eines Mitspielens in diesem unglücklichen Drama zu tilgen. Iffland wußte um die Künste, die der Freche angewendet hatte, vor der Welt sich die reiche Braut und den Namen eines ehrlichen Mannes zu bewahren, und er beschloß, sie zu nichte zu machen. Seine Gönnerin, die Gemahlin des Ministers, war seine Vertraute und Helferin. Auch ihr lag Alles daran, die Freundin aus ihrem Wahne zu reißen, sie den Charakter des Verhaßten klar sehen zu lassen, wo denn nothwendig das Bündniß getrennt werden mußte. Die Aufschlüsse, die man der Gesellschaft geben, die Strafe, die man den Schuldigen zukommen lassen wollte, mußte in die Form eines gesellschaftlichen Scherzes eingekleidet werden. Iffland entwarf rasch den Plan eines kleinen Dramas, in wel-

chem nur er allein agirte. Seine Gabe, fremde Stimmen täuschend nachzumachen, kam ihm dabei trefflich zu Statten. Es wurden Sprüchwort-Spiele aufgeführt, und als die Gesellschaft eine Anzahl derselben bereits gesehen und sich daran erfreut hatte, wurde geschickt das betreffende Stück eingeschoben. Die Bühne stellte den Gang in einem Gefängnisse vor, zur Rechten und Linken zwei vergitterte Thüren.

Iffland erschien. Er stellte einen Fürsten vor, der sich in den Kerker begeben hatte, um selbst zu hören und zu sehen, weßhalb und wie man die Strafbaren eingeschlossen. Nachdem er bereits ein paar Gemächer durchspäht, näherte er sich der Gitterthür zur Rechten. Er fragte, weßhalb der Gefangene hier eingeschlossen sei, und eine bekannte Stimme, die Iffland täuschend nachmachte, indem er sich halb wie lauschend in die Coulisse bog, erwiderte: Man hat mich eingesperrt, weil ich mich lächerlich gemacht habe.

Ach, sagte Iffland, das ist allerdings ein großes Verbrechen, ja, ich möchte behaupten, das größte, welches sich innerhalb der Gesellschaft, wie sie jetzt besteht, begehen läßt. Doch wie hast Du Dich lächerlich gemacht, mein Freund?

Einen harmlosen Scherz, entgegnete die Stimme,

wollte ich dadurch rächen, daß ich gegen die Ehre, die Ruhe, ja gegen das Leben eines ehrlichen Mannes zu Felde zog.

Wer war dieser ehrliche Mann? War er etwa aus Deinem Stande?

O nein! alsdann hätte ich ihn zu schonen nöthig gehabt; es war nur ein elender Komödiant.

Wie! rief Iffland, hör' ich recht! Gerade dieser elende Komödiant hat mich, den Fürsten, gebeten, Dir die Freiheit wiederzugeben. Geh' — und wenn Du künftig wieder Helfershelfer dingen willst, um den elenden Komödianten öffentlich beschimpfen zu lassen, so wisse, daß seine Börse Dir zu diesem Behufe zu Gebote steht.

Man lachte, und Graf Sylchon, der gegenwärtig war, verschwand in dem Augenblicke, als er seine eigene Stimme aus dem Gitter des Gefängnisses hatte ertönen hören. Wenige Tage darauf verließ er Berlin, nachdem er einem Freunde geschrieben:

> Es ist unmöglich, mit diesem Teufel von einem Possenreißer Krieg zu führen und Sieger zu bleiben. Ich komme um meinen Abschied ein und sehe Berlin nie wieder.

Vor der zweiten vergitterten Thür stehen bleibend, richtete der Fürst obige Frage auch hier an

den Eingekerkerten. Auch hier antwortete eine der Gesellschaft bekannte Stimme:

Frage nicht, Fürst, nach meinem Vergehen; nur eine Frau kann mir verzeihen, und ich zweifle, daß sie es thun wird, wenn sie den ganzen Umfang meiner Schuld inne wird.

Alsdann wende Dich an die, welche Du am Schwersten beleidigt hast; ich habe hier nichts zu thun, entgegnete der Fürst.

Alle in der Gesellschaft wußten, auf wen sich diese Worte bezogen, allein man hütete sich wohl, die Gräfin anzublicken, die, in ihren Shawl gehüllt, in den Polstern ihres Fauteuils lag, scheinbar völlig unberührt von dem, was sich ihrem Auge und Ohr darstellte. Nur die Ministerin konnte es nicht lassen, einen besorgten Blick auf ihre Freundin und einen höhnenden auf den General Xavier zu richten, der ihr zur Seite am Eingange der kleinen Bühne lehnte.

Wenige Tage darauf wurde dem Hofe und der Gesellschaft bekannt gemacht, daß das Verlöbniß des Generals mit der Gräfin Wellenthal gelöst worden. Iffland erhielt von seiner schönen Gönnerin eine goldene Tabatière mit einem Zettel darin, auf dem die Worte standen:

Groß auf der Bühne, größer außer derselben.

Wir eilen jetzt zum Schlusse unserer Erzählung. Daß Anton und Sophie sich im glücklichen Bunde für's Leben vereinten, erräth nun wohl der Leser. Daß aber in der festlich ausgeschmückten Wohnung des berühmten Schauspielers noch ein zweites Paar an demselben Abende sich ein feierliches, gegenseitiges Gelöbniß that, möchte der freundliche Beschauer, der bis hieher unser Gemälde betrachtet hatte, nicht so deutlich haben vorhersehen können. Es war der Collaborator, der seine Florine heimführte. Iffland's Freude über dieses zweite Bündniß war nicht geringer, als über das erste. Der Collaborator aber verbat sich alle zu sehr aufregenden Bemerkungen und Glückwünsche und ging gerade an diesem Abende eine halbe Stunde früher zu Bette, indem er behauptete, daß eine Hochzeit bei so vorgerückten Jahren kein Fest, sondern nur eine neue, bequeme und diätetische Anordnung sei, die, wie jede medicinische Vorschrift, in der größten Ruhe und ohne alle Störung vorgenommen werden müsse. An der Abendtafel wurden die Toaste ausgebracht:

Anton und Sophie — Ottokar und Florine.

Iffland setzte in seliger Freude hinzu: Und August und Laura.

Die Präsidentin reichte ihm die Hand über den Tisch hin und der Präsident fügte hinzu: Hier bleiben!

So sei es! rief Iffland, aber nun laßt uns auch die Gläser erheben auf das Wohl von Preußens schönster und hochgestelltester Frau.

Mit dem Namen „Louise" erklangen hell die Gläser.

Watteau.

Meister Claude Gillot stand auf dem kleinen Vorbau seines Hauses und schaute, die Hand über den Augen, die Straße hinauf, auf der man von Paris kommen mußte, um zu dem Dorfe Aurigny du Tour bei Valenciennes zu gelangen. Meister Gillot war ein kleiner Mann, aber von einer eleganten Figur, die er durch allerlei Anputz von Seide und Sammet und Stickereien zu heben wußte. Selbst in seiner Arbeitskleidung, in der wir ihn jetzt vor uns sehen, fehlte das Phantastische und Geschmückte nicht. Der Rock war von violettem Halbsammet mit eingepreßten Blumen und Arabesken und hatte hinten, wo er mit der rothen Hose zusammentraf, einen sonderbaren Schnörkel, eine Art chinesischen Gürtels, der eine kleine Tafel bildete, auf der ein Drache in goldenem Felde gemalt war. Das kurze rothe Beinkleid, an dem in der Gegend des Schoßes eine Menge kleiner Troddeln und Schnürchen herabhingen, fand eine

Fortsetzung in blauen Strümpfen, die nachlässig an der Wade herabhingen, vielleicht nicht ganz ohne Absicht, denn Meister Claude war der Natur dankbar für ein Paar stattlicher Waden, die er glaubte dem Anblicke seiner Nebenmenschen nicht entziehen zu dürfen. Schuhe, wiederum mit aufwärts gebogenen chinesischen Spitzen, vollendeten den Schmuck der Kleidung. Dieser Mann stand nun, in einen Rahmen von Weinblättern gefaßt und von den Strahlen der Sonne grell beschienen, in seiner ganzen Schönheit und Originalität den Blicken des Beschauers hingegeben, und während er sich selbst abmühte einen Gegenstand zu entdecken, der sich ihm auf der Landstraße noch nicht zeigte, vergnügten sich eine Anzahl junger Frauen, die einen Wiesenweg hinabgekommen waren, Meister Claude Gillot zu betrachten, wie man ein Bild auf einer Ausstellung betrachtet, das heißt mit der vollen Sicherheit über dieses Bild so viel Lob und Tadel freimüthig auszuschütten, als man Lust hat. Eine dieser jungen Damen, und sie war gewiß nicht die minder Schönste, holte aus ihrem Körbchen eine kleine Tafel hervor und hub an Herrn Gillot mit wenig Strichen abzuskizziren, während eine Gefährtin ebenfalls auf einer Tafel Verse niederschrieb, die Herrn Gillot znm Gegenstande

hatten. Die drei übrigen Schönen setzten sich auf eine Bank und lachten und plauderten, indem sie dabei mit ihren Fächern klappten und die Federn ihrer Hüte im Morgenwinde spielen ließen. Endlich erhob sich die kleine Truppe und verschwand hinter den Gebüschen auf dem Wege nach dem Schlosse Villabroise, das seinen stolzen Bau und seine schönen Anlagen nicht weit von dem Dorfe zur Bewunderung und zur Freude der ganzen Umgegend ausdehnte.

Der Gegenstand, den Meister Gillot mit so großer Spannung erwartete, erschien endlich; es war ein junger Mann, der mit einem Ränzel auf dem Rücken und dem Wanderstab in der Hand die große Fahrstraße herabkam, dann rasch einlenkte und auf das Haus zufliegend dem Meister in den Armen lag, der von heftiger Rührung bewegt, den Jüngling so heftig an sich drückte, daß er gar nicht gewahr wurde, wie der Drache hinten sich ablöste und zu Boden fiel. Meister Gillot war somit ohne seinen Drachen, aber darum nicht minder zärtlich und aufmerksam für seinen Liebling, den jungen Antoine Watteau, den er so eben bewillkommnete und triumphirend in seine Malerstube führte. Lieber Antoine, sagte er, indem er einen Schleier von einem Gemälde nahm,

es ist gerade gut, daß Du jetzt und nicht heute Morgen, wo ich Dich erwartete, gekommen bist, jetzt kannst Du das rechte Bein von meiner Psyche sehen, das erst in den Vormittagsstunden fertig geworden. Komm, mein Sohn, und lobe Deinen Freund und Meister. Nicht wahr, das ist ein Bein? Wahrhaftig man kann es greifen; aber Du verstehst mich, meine Göttin kann nicht gut ein anderes als ein solches haben. Es muß zugleich zart und schwunghaft sein, das heißt, es muß anzeigen, daß meine Schöne auch ohne Beine sich weiter bewegen kann, nämlich mit Hülfe ihrer Flügel. Gebe nur der Himmel, daß Amor mir gleichfalls geräth! Ich habe mir den kleinen Pierre Grillot als Modell ausgebeten, allein heute konnte er nicht kommen, da er beim neuen Pfarrer, den wir aus Valenciennes bekommen, und der ein Wunder von Gelehrsamkeit ist, eine lateinische Unterrichtsstunde nimmt. Du mußt wissen, der Herr Pfarrer findet in Pierre Grillot, den wir Alle bis jetzt für einen Einfaltspinsel gehalten, einen künftigen Gelehrten, einen Akademiker. Aber ich plaudere immer zu und habe Dich noch nicht zu Worte kommen lassen, das ist mehr als einfältig, denn Du hast mir gewiß viel zu erzählen. Vor allen Dingen, wie hat Dir Paris gefallen?

Nimm Platz, aber setze Dich nicht auf die kleinen Düten mit Ultramarin, das mir der Nachbar Apotheker gestern gebracht und für welches der einfältige Kauz mehr bezahlt hat, als alle meine Farben zusammengenommen werth sind. So geht's, wenn man zu träge ist und sein Haus nicht gern verlassen will. Nun erzähle.

Antoine saß auf dem ihm zugewiesenen Stuhle und hatte den Blick noch auf die kleine Tafel gerichtet, auf der Amor und Psyche in einer sehr gezwungenen Umarmung sich an ein Myrtenbäumchen lehnten, als das Stillestehen der geläufigen Zunge seines Meisters ihm anzeigte, daß es jetzt Zeit sei, den kurzen Bericht von seinem ersten Ausfluge in die Welt zu geben. Mit dem Blick gen Himmel und mit gefalteten Händen rief der Jüngling:

Vater Gillot, ich habe einen herrlichen Meister gesehen, ich habe den großen Rubens kennen gelernt. Ich war in dem Palaste Luxembourg und dort sah ich — ach, was wollen Worte bedeuten, wo das Große, das Gewaltige anschaulich gemacht werden soll! Genug, wenn ich nicht malen kann wie er, will ich keinen Pinsel förder anrühren.

Hm — Rubens! Ja! Nun — hm, hm! brummte und murmelte Claude Gillot. Ich laß'

mir gefallen wenn — doch alles das ein ander Mal; ich frage Dich, mein Kind, wie Dir Paris gefallen hat. Hast Du den König gesehen, die Prinzen von Geblüt, die Herzöge, die Barone, die Damen aus der Umgebung des Hofes?

Der Jüngling erhob sich heftig, ging im Zimmer auf und ab und rief dann: als mich einst mein Vater, der Dachdecker war, auf die Gerüste mitnahm und ich, die Gefahren noch nicht kennend, nach einem fernen schönen Palast griff, im Glauben, ich könne ihn mit den Händen fassen, da hätte nicht viel gefehlt, ich wäre von der Höhe hinabgestürzt. Mein Vater nahm mich von der Zeit an nicht mehr mit. So geht's mir jetzt. Ach, Meister Claude, ich greife wieder ohnmächtig nach einem herrlichen Gute, das ich nicht werde erreichen können, und werde in die Tiefe hinabstürzen.

Dann werde ich Dich hinten am Rockschoß fassen und Dich halten, unnützer Bube, Du! sagte Gillot ärgerlich. Hat man jemals von einem solchen lächerlichen Wahnsinn gehört? Das nenne ich Einbildungen haben. Rubens! Rubens! Nun ja! Es giebt aber Meister, die ihm gleich kommen. Unser schönes Frankreich hat deren eine große Zahl aufzuweisen. Ich könnte Dir sogar Einen nennen, der —. Aber wo ist mein Gürtel ge-

blieben? Anne, mein Gürtel, gute Alte! So, gebt ihn mir durch's Fenster. Dank. Also den König hast Du nicht gesehen?

Doch! Er ging mit dem ganzen Hofe in Notre-dame zur Messe.

Zur Messe! — Ah — und hier der gute Mann, der Apotheker, der, nebenbei gesagt, bei mir eine Venus bestellt hat, die er in sein Kabinet hängen will, wo er den Rhabarber trocknet und wo seine Frau nicht hineinkommen darf, hat noch gestern in Gesellschaft einiger guter Freunde behauptet, der König sei unpäßlich und werde in diesem Frühjahre gar nicht ausgehen. So falsch wird man berichtet, wenn man in der Provinz wohnt. Aber Du guckst wieder an die Decke hinauf, gewiß, mein ehrlicher Junge, träumst Du von Deinem Rubens.

Laßt Euch erzählen, Gillot, sagte Antoine, auf einem der Bilder, welche die ganze Wand einnehmen, ist die Königin Marie dargestellt, wie sie am Altar steht und von dem Erzbischofe von Paris mit ihrem Gemahl das Sakrament der Ehe empfängt. Nichts Schöneres als die Stellung der jungen Königin, der Hymen die Schleppe trägt! Ich dachte unwillkürlich dabei an unsere schönen Damen vom Schlosse Villabroise.

Die hättest Du vor einer Stunde auch hier

vorbeigehen sehen können. Sie und ihre Gefährtinnen, die wir die précieuses ridicules nennen, seitdem der Herr Graf von Blossy sie so genannt hat —

Das ist Verdruß, rief Antoine, weil eine der Damen auf dem Schlosse seine Anträge nicht hat anhören wollen und ihm einen Korb gegeben.

Es mag sein. Genug, sie und ihre Gefährtinnen gingen hier vorüber oder vielmehr tändelten hier vorüber und alle Fünfe oder Sechse, ich habe sie nicht genau gezählt, legten es darauf an, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Allein Du weißt, mir ist im Leben schon so viel von den Frauen geschmeichelt worden, sie sind mir so oft und so anhaltend auf Tritt und Schritt nachgegangen, daß die Bemühungen dieses Häufleins Schöngeister mir unmöglich den Kopf verdrehen können. Ich ließ sie ihre Wege gehen, ohne zu thun, als bemerkte ich sie. Damit hab' ich sie auf's Empfindlichste gestraft. Ich kenne das.

Daran habt Ihr nicht recht gethan, Meister Gillot. Wir können ohne das Schloß Villabroise nicht existiren. Wo sähen wir wohl hier in der Einsamkeit Gemälde und hörten vernünftige Reden? Nur allein die Güte dieser Damen macht, daß wir mit der Welt in einigem Zusammenhange bleiben.

Mit der Welt? Kind, diese Frauen wissen so

wenig von der Welt, als mein kleiner Finger etwas von Farbe versteht. Es sind überspannte Phantastinnen, eitle Weiber, die, weil sie jung, schön und ohne Sorgen leben, sich aus allen anderen Menschen nichts machen und ihren Uebermuth jeder Creatur Gottes, die in ihre Nähe kommt, empfinden lassen. Ich weiß auch, woher das Uebel seinen Ursprung nahm. Da war der alte Herr von Gorgognour, ein reicher und angesehener Mann, der seine Zeit in Paris zubrachte, um im Schloß Rambouillet bei der Frau von Scudéri einen steten Besucher ihrer Gesellschaften abzugeben. Er machte Verse und dichtete Epigramme, durch welche er Händel bekam und sich mit dem Grafen Tour la Tour und dem Akademiker Fimaille schlagen mußte. In die Gesellschaft der gelehrten Weiber nahm er die kleine Marguerite mit und bewirkte dadurch, daß das Mädchen, die einfach und natürlich wie eine Blume des Feldes aufwuchs, verschnörkelt, verschroben und verziert wurde. Sie fing auch an Epigramme zu machen. Als ich sie zum ersten Male sah, that ich den später so berühmt gewordenen Ausspruch, daß aus dem Kinde nichts werden würde. Sie heirathete den Marquis von Pipelet, der mit ihr nur ein Jahr lebte, welches eine viel zu kurze Zeit

war, um ein verwahrlostes Mädchen zur Vernunft zu bringen. Als er starb, kam sie als junge Wittwe hieher und brachte aus Paris vier junge Damen mit, die ihr völlig glichen und mit ihr einen und denselben Weg wandelten. Wenn der alte Herr von Gorgognoux wüßte, welch' ein Unheil er mit seiner Erziehungsmethode angerichtet, er würde sich aus Verdruß noch im Grabe umdrehen. So viel ist gewiß, ich setze meinen Fuß nicht mehr in die Säle vom Schlosse Villabroise.

Dieses Gespräch wurde unterbrochen durch das Erscheinen eines kleinen bunt gekleideten Pagen, der die Thür des Malerzimmers öffnend mit einer tiefen Verbeugung vor den Meister Gillot trat und in lautem und geziertem Tone sagte:

Mein Herr, die neun Musen, meine Gebieterinnen, lassen Euch bitten, morgen um die Abendstunde als Apoll Euch einzufinden und den Merkur dort mitzubringen.

Gillot war aufgesprungen, nahm den kleinen Pagen an der Hand, führte ihn in Tanzmeisterschritten in der Stube umher und sagte dann, sich ebenfalls verbeugend:

Die Frau Marquise wird gebeten, huldvoll die Grüße des Musengottes anzunehmen, und sie und ihre acht Schwestern sollen nicht vergebens harren

auf das Erscheinen des demüthigen und sich in tiefster Ehrfurcht verneigenden Apolls und Merkurs.

Der Page grüßte und verschwand.

Ihr wolltet ja nie mehr auf's Schloß gehen? sagte Antoine lachend.

Mein Sohn, Du verstehst das nicht. Wo hörte man wohl in dieser Einsamkeit von Bildern sprechen, oder auch nur ein gescheidtes Wort, wenn dieses Schloß nicht wäre! Also laß uns zur angegebenen Stunde dahin aufbrechen.

Meister Claude Gillot malte Grazien und Amoretten, aber er wußte diesen Grazien und diesen Amoretten keinen bleibenden Gehalt einzuhauchen; es waren gezierte Figuren, zu denen nirgends in der Natur ein Modell zu finden war. Seine Feinde nannten ihn den Pastetenbäcker und behaupteten, diese Sorte Figuren paßte sich vortrefflich, um in fetter, butterhaltiger Masse auf dem Außendeckel einer Pastete angebracht zu werden, wo sie dann durch die Hitze des Ofens zu ihrem Vortheil ein bräunlicheres und lebensvolleres Colorit bekämen, als sie im Original auf den Gemälden des Meisters besäßen. Es lag darin et-

was Wahres, allein natürlich sehr viel Uebertreibung. Herr Gillot, in seiner guten Zeit und als er Paris und die großen Meister noch nicht gesehen hatte, malte in seiner Einfalt ganz artige Gruppen verliebter Schäfer und träumerischer Schäferinnen. Er hatte dazu immer ein und dasselbe Modell: zu den Schäfern nahm er sich zum Vorbild, und was die Dorisse und die Amarilliſſe betraf, so kam es ihm vortrefflich zu Statten, daß er gerade damals in Marguerite Lipitonaille, eine junge Schauspielerin vierten Ranges, sich verliebte, mit der er eine geraume Zeit auf Messen und Jahrmärkten herumzog. Diese war so gefällig in irgend einer Gruppe, und Herr Claude hatte keine große Auswahl in seinen Gegenständen, ihm als Modell zu sitzen. Von dieser Zeit schreiben sich die guten Bilder des Meisters her; leider kam er aber nach Paris und bei dem ersten Blicke, den er auf die Kunstwerke eines Raphaels und Correggio heftete, ging dem unglückseligen Manne der Gedanke durch den Kopf, diesen Heroen gleichen zu wollen. Zwei, auf das Kläglichste mißglückte Madonnen und eine Himmelfahrt, die die Kenner zum Lachen reizten, waren Zeugen, wie ein mäßig begabter Mann aus dem ihm angewiesenen Kreise herausweichend sofort zu einem Schmierer und

Sudler herabsinken kann. Zum Glück dauerte der Paroxysmus nicht lange und Herr Gillot, wieder auf seinem Dorfe angelangt, gab es auf, der Raphael seiner Zeit zu sein, und kam in einer Art glücklichen Resignation wieder auf seine Amoretten und Grazien zurück. Allein sie fanden jetzt weniger Beifall als damals; mag sein, daß etwas von den vorhergegangenen großartigen Kunststudien an ihm haften geblieben war, oder daß Herr Gillot nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre stand und mithin seinen Gebilden kein Feuer und kein Leben einhauchen konnte. Die Anmaßung und der Dünkel waren aber bei unserm Meister um kein Senfkorn Schwere geringer geworden, er schrieb die immer mäßiger werdenden Erfolge seiner Kunst dem verderbten und zurückgehenden Geschmacke seiner Zeitgenossen zu, und besonders hatte er dabei jene Klasse gebildeter und schöngeistiger Frauen im Sinne, die zur Mode gemacht hatten, daß überall über Kunst gesprochen und über die Befähigung dieses oder jenes Meisters abgeurtheilt wurde. Früher gaben sich die Frauen mit dergleichen Dingen nicht ab; sie überließen es den Männern. Jetzt konnte aber kein Buch geschrieben, kein Bild gemalt werden, ohne daß man in den Salons ein Gerede darüber machte.

Das war in der That eine sonderbare Neuerung, durch nichts zu erklären, oder man müßte denn annehmen, daß alle Gegenstände, mit denen sich die Frauen früher beschäftigt, als Liebeshändel, Putz, Klatschereien anstiften und verbreiten, die Frommen spielen, für sie plötzlich alles Interesse verloren hätten. Und wie boshaft und wie scharf urtheilten diese Frauen! Mit welchen Spöttereien verfolgten sie ihre Beute! Nicht genug, daß sie sie in Prosa zu nichte machten, sie machten auch Verse, die der Mercure de France abdruckte.

Das Genre des Meisters Gillot wäre demnach ein unfruchtbares Feld geblieben, wenn es nicht der Zufall gefügt, daß ein junges, feuriges, mit dem Leben in kecker Kraft ringendes Talent sich desselben bemächtigt hätte, aber freilich um es ganz anders zu bearbeiten, als es sein Vorgänger gethan und noch that. Dieses junge Talent war Antoine Watteau. Durch ihn erreichte die ganze Gattung einen Ruhm und Ruf, der bis zu unseren Tagen sich erhalten. Aber wie malte auch Watteau seine Amoretten und Grazien! Er nahm sie mitten aus der Gesellschaft, die ihn umgab. Wir wollen gleich sehen, wie er das machte.

An das vergoldete Gitterthor des Schlosses Villabroise gelangt, wurden unsere zwei Maler

von einer Art Portier empfangen, der jedoch im römischen Costüm prangte und auf seiner mit einem Lorberkranze umgebenen Mütze die Worte „Ovidius" führte. Es war eben Ovid, der Sänger der Liebe, der hier den Einlaß öffnete. Auf zwei ziemlich hohen Postamenten standen zwei kleine Pagen als Amoretten verkleidet in einer gezwungenen Stellung und deßhalb stets bereit von ihren Gestellen herabzufallen. Sie waren in kleine Schürzen von Seide, der eine in Hellblau und Silber, der andere in Rosenroth und Silber, dürftig gehüllt, der Oberkörper, die mageren Arme und Beinchen waren nackend.

Ovid warf, ehe er seinen Gang als Führer der Gäste antrat, einen zürnenden Blick auf die Amoretten, welche dadurch in Furcht gesetzt ihre verdrehten Stellungen mit ungemeiner Tapferkeit zu behaupten suchten. Meister Gillot wollte in einen großen weiten Baumgang einbiegen, allein Ovid hielt ihn zurück, indem er ihm zurief:

Nicht dorthin, mein Herr, wir kämen da mit einem Sprunge in das Land der Zufriedenheit und des ehelichen Glücks, und das darf nicht sein, wir müssen noch vorher eine weite Tour machen.

Aber, mein Herr, entgegnete Gillot, ich suche die Frau Marquise und es ist durchaus nicht meine

Absicht, das eheliche Glück mit meiner Gegenwart zu incommodiren.

Später! rief Ovid, indem er seine Mütze mit dem Lorbeerkranze etwas zurechtrückte. Ihr wißt, daß wir das Land der Zärtlichkeit vor uns haben, und daß ich dazu da bin, Ihnen in diesem Lande zum Führer zu dienen. Die sublimen Einfälle und die poesievollen Ideen der Frau Marquise haben diesen ehemals alltäglichen Park des Schlosses Villabroise in einen instructiven Aufenthalt umgewandelt und ihn, nach den Beschreibungen, die im Roman des göttlichen Calprenède vorkommen, in die Bezirke, Ortschaften, Seen, Brücken, Bosketts des Landes der Zärtlichkeit eingetheilt. Auf, meine Herren, nur Muth, ich werde Sie führen, wir werden in manchen kleinen gefährlichen Winkel gerathen, aber glorreich wird bei alledem unser Austritt sein. Und wenn wir das Land der Zärtlichkeit durchwandert haben, so verspreche ich, Sie in den Saal zu geleiten, wo die Frau Marquise und ihre Damen sich befinden.

Es war also nichts zu machen; die Wanderung mußte angetreten werden. Ovid nahm seinen langen schleppenden Mantel unter einen Arm und setzte seine dürren Beine, die in römische Sandalen geschnürt waren, in Bewegung. Antoine und

Claude folgten. Zuerst schritt man in den Schatten eines kleinen Wäldchens hinein, welches das Gebüsch der Zerstreuten hieß. Man nahm an, daß ein junger Mann, der sich in das Land der Zärtlichkeit begiebt, Anfangs nicht recht einig mit sich ist, wie er seinen Gang und seine Neigungen fruchtreich anzubringen habe und deßhalb eine kostbare Zeit vertändele, um bald diesen, bald jenen Weg einzuschlagen. Endlich findet er den richtigen. Er geht über die Brücke des „raschen Entschlusses." Diese Brücke hat kein Geländer, denn man soll gleichsam hinüberfliegen. Antoine fliegt hinüber, aber Claude findet, daß ihn ein Schwindel überfallen will, und sagt offenherzig zu Ovid, daß die Leute nicht klug seien, die die Brücke ohne Schutzwehr bauten. Er kommt indessen wohlbehalten hinüber und jenseits nimmt ihn ein kleiner Hügel auf, mit einer Bank, auf die er sich setzt, aber rasch wieder aufspringt, denn es sticht ihn etwas sehr empfindlich. Ovid belehrt ihn, daß er sich auf die Bank der Prüfung gesetzt habe, ohne vorher die Tafel gelesen zu haben, die vor jedem unzeitigen Ausruhen, bevor das Ziel erreicht ist, warnt. Claude wandelt murrend weiter, indem er sich die verletzten Theile hält.

Teufel! ruft er, ich bitte, Herr, wenn Sie noch

mehr solche Bänke haben, so sagen Sie es gefälligst bei Zeiten, damit ein ehrlicher Mann nicht zu Schaden komme.

Man gelangt jetzt in den Tempel der Entscheidung, das heißt, man hat sich nun entschieden, welche Dame man zur Dame seines Herzens machen soll. Damit ist schon viel gewonnen. Nun kommen alle die kleinen Annehmlichkeiten der ersten Liebe. Da ist die Laube „des unterdrückten Athemholens", da der Rasenplatz der „Stockungen des Herzens" und endlich ist da eine wundervolle kleine Hütte, ganz in Rosenbüsche eingehüllt und diese ist „der erste Kuß." Claude begiebt sich hinein, nicht um zu küssen, sondern weil er einen Teller mit Ananas und eine Flasche Wein darinnen stehen sieht, die ihn reizen. Ovid stürzt ihm nach und belehrt ihn, daß diese Erfrischungen nur gemalt seien, und daß die Früchte die Süßigkeit und die Weiche der Lippen bedeuten, die im Kusse thätig seien, und der Wein den Rausch, der die Sinne des glücklich Küssenden umnebele. Claude murmelte vor sich hin und bemerkte, daß das eigentlich ehrlich gesagt Spitzbübereien seien, die sich die Frau Marquise mit ihren Gästen erlaube. Unterdessen zeigt Ovid auf eine Tafel, die am Eingange eines kleinen Weges, der thalabwärts

führt, befestigt ist, und auf der die Worte stehen „Widerwärtigkeiten, die der jungen Liebe drohen." Man will natürlich diese in Augenschein nehmen, und im raschen Ueberschreiten wäre Claude fast in einen Sumpf gefallen, der die Launen und die Gleichgültigkeit darstellt, während Antoine sich an eine vorspringende Felsenkante stößt, die den Eigensinn und die thörichte Rechthaberei in der Liebe bedeutet. Die Insel der Calypso bedeutet die Koketterie und Gefallsucht, eine sehr gefährliche Widerwärtigkeit, wie Jedermann weiß. Auf der Insel der Calypso winkt weiter eine gedeckte Tafel mit Früchten, Wein und Pasteten, allein Claude weiß nun schon, was er davon zu halten hat, und daß sie eben so wenig wirklich sind als das Bein der Calypso, das sie, in's Wasser steigend, entblößt und das von Holz und bemalt ist.

Sind die Widerwärtigkeiten besiegt, so kommt man über eine Brücke, die dies Mal eine schützende Einfassung hat, auf die Insel der heimlichen Zusammenkünfte. Alles ist hier Schatten und Dunkelheit. Man darf aber auf eine gewisse Stelle nicht treten, da sinkt man ein Paar Fuß tief unter; dies soll bedeuten, daß man bei den geheimen und vertraulichen Zusammenkünften der Liebenden stets vor drohender Gefahr auf seiner Huth sein müsse.

Die geheimen Zusammenkünfte führen zu den „verstohlenen Plaudereien," und wohin die führen, kann man sich denken, denn es zeigt sich plötzlich im dichtesten Gebüsch ein Altar mit der Ueberschrift „dem unwiederbringlich Verlorenen." Die Gäste stehen nachdenklich vor dieser Tafel und Ovid lächelt.

Werden wir jetzt nicht zu der Marquise gelangen? sagte Claude endlich, denn er ist müde und fürchtet auch, sein neues Beinkleid von aprikosenfarbenem Seidenstoffe, dem schon die Bank der Prüfung arg zugesetzt hat, vollends durch Staub und langes Herumlaufen zuzurichten.

Wir müssen erst durch das Land der Freundschaft wandeln, nämlich der Freundschaft, die mit der Liebe nahe verwandt ist, bemerkt Ovid und lüftet dabei seine Haube, denn auch ihm ist es schwül in der Nähe des unwiederbringlich Verlorenen. Man geht also weiter und Claude flucht, daß, wenn er Alles das gewußt, was er jetzt weiß, er nimmermehr gekommen wäre. Die Freundschaft hat nicht so verwickelte Partien, doch hat auch sie Sümpfe und Abgründe; aber man kennt diese schon von der Liebe her und weiß sie zu vermeiden. Dagegen hat die Freundschaft das Gute, daß man auf ihren Bänken sitzen kann,

durch welchen Umstand sie Claude's ganzes Herz für sich gewinnt. Zuletzt besitzt die Freundschaft noch einen kleinen Tempel, den Tempel der Verschwiegenheit, ein leerer Raum ohne Fenster, um anzudeuten, daß, wenn man nichts sieht und hört, man auch unmöglich etwas ausplaudern kann. Endlich gelangen die Wanderer in jenen breiten Baumgang, den sie gleich anfangs zu durcheilen Lust bezeigt hatten, und der geradewegs zum Schlosse führt. Zehn Schritte vom Schlosse entfernt sprudelt eine Quelle, aus welcher zu trinken Ovid seine beiden Schützlinge auffordert. Vergebens sträubt sich Claude, denn er ist erhitzt, und das kalte Quellwasser könnte ihm schaden; allein er *muß* trinken, denn diese Quelle ist Lethe und ihre Fluthen haben die Eigenschaft, Alles vergessen zu machen, was man erschaut hat. Claude versichert, daß er dies auch ohne Wasser zu Stande zu bringen hoffe.

Im Saale, der hoch und gewölbt ist, sitzen neun junge Damen und fünf Herren. Es wird musicirt, declamirt, getanzt, als die beiden Maler eintreten.

Ah! ruft die Marquise lachend, da kommt unser Apoll und unser Merkur.

Claude Gillot wird der Reihe nach den vornehmen Herren vorgestellt, die sich herablassend

zeigen und ihm einige Artigkeiten über seine Bilder sagen, die sie nicht gesehen haben. Den jungen Watteau betrachten die Damen mit Aufmerksamkeit, sein Wuchs, sein Benehmen, seine Bescheidenheit, um nicht zu sagen Schüchternheit, gefällt ihnen. Nach kurzer Unterbrechung geht das Declamiren, das Musiciren, das Tanzen seinen Gang fort, und die beiden Maler werden in einen Winkel des Saales geschoben, denn sie sind überall im Wege. Die Damen brauchen unbeschreiblich viel Platz. Die Eine stellt Atalante vor, und fliegt durch den ganzen Saal, indem sie ihr Gewand auf eine so schalkhafte Art in die Höhe hebt, daß man ein schönes Bein zu sehen bekommt, das mit einem hellblauseidenen Strumpfe bekleidet ist und mit einem Pantöffelchen von sandgelbem Sammet schließt. Ein bauschiges Gewand von kirschrothem Atlas flattert ihr nach. Drei geberden sich als Furien, die den unglücklichen Orest vor sich hintreiben, aus einer Saalecke in die andere, bei welcher Gelegenheit er seinen Degen und seine Schuhschnallen verliert. Zwei Andere declamiren laut die Verse aus der Tragödie, der diese Scene entnommen ist. Am ruhigsten verhält sich eine Galathee, die eben aus den Schöpferhänden Pyg-

maleons hervorgegangen ist und sich zu beleben anfängt.

Endlich gehen die Thüren des Saales auf und die Diener tragen Tische mit Erfrischungen herein: ein für Claude sehr willkommener Anblick, wodurch dem Herumfahren der Atalante, so wie dem Rasen der Furien ein Ziel gesetzt wird. Man setzt sich hin und ißt. Der Zufall will, daß die beiden Maler neben einen Herrn zu sitzen kamen, der bereits die Jahre der Thorheit hinter sich und eine wohlgeordnete Perrücke auf dem Kopfe hat.

Sonderbar, sagte dieser Herr, wie die Spiele und Unterhaltungen wechseln; in meiner Jugend war es Mode, sich zu betrinken, und dann im Rausche die Straßen der Stadt zu durchziehen, um Händel zu suchen. Das fand man belustigend und einem jungen Manne angemessen. Nebenbei verehrte man die Damen und trug ihre Farben bei Turnieren. Heutzutage machen die jungen Männer Verse und führen Schauspiele auf. Ich habe in meinem Leben nur einmal Komödie gespielt und das war bei einem Fastnachtsspiele, wo ich den Teufel machte und die Gelegenheit benutzte, meinen Feind, der sich in der Maske des Judas Ischariot befand, tüchtig durchzubläuen und ihm

ein Auge aus dem Kopfe zu schlagen. Haha! ich glaube, er denkt noch daran.

Habt die Güte, mein Herr, uns einige dieser Männer zu nennen, die wir dort den Damen aufwartend hinter ihren Stühlen stehen sehen, bat Claude.

Sehr gern. Der dort mit der blauen Schleife an der linken Schulter ist der Vicomte von Rossac, einer unserer ersten Höflinge und sehr gesucht von den Damen. Wenn ich mir ein Urtheil über ihn anmaßen darf, so ist's, daß er der unleidlichste Zierbengel ist, den es geben kann, seine Abgeschmacktheit wird höchstens von dem Hochmuth jenes Herrn überboten, der das Ludwigskreuz neben einem Bouquet weißer Rosen auf der Brust trägt und den wir vorhin den Orest haben spielen sehen. Es ist der Marquis Lusignan und der muthmaßliche zweite Mann unserer schönen Wittwe, die, wie Ihr bemerken werdet, ihn stark auszeichnet.

Ich habe von ihm in Paris gehört, warf schüchtern Antoine ein, man gab mir den Rath, seine Gönnerschaft zu suchen, denn es sei bekannt, daß er zu seiner baldigen Vermählung ein prachtvolles Palais bauen werde, dessen Wände er mit Gemälden schmücken lassen wolle.

Versäumt nicht, sagte der ältliche Herr, hier seine Bekanntschaft zu machen.

Es ist umsonst, Hoffnungen zu hegen, entgegnete der Jüngling, die größten Meister in Paris drängen sich um diese Arbeit, denn der Marquis bezahlt königlich.

Der kleine Herr dort, fuhr der vorige Sprecher fort, mit dem gescheidten Gesichte und dem freien, nicht gezierten Wesen, ist der Sohn eines meiner Freunde, der Advokat war, sich hat adeln lassen und nun seinen Sprößling gern mit einer dieser vornehmen jungen Damen vermählt sähe. Sein Name ist St. Lucque. — Der große ungeschlachte junge Mann dort, dem es sehr schwer fällt, den Amüsanten und Niedlichen zu spielen, und der mit seinen endlosen langen Armen und Beinen überall Verwirrung anstiftet, ist der Sohn des Marschall d'Olroy, den der eitle Vater zwingt den Schöngeist zu spielen, während der Sohn dazu gemacht ist, im Ardenner Walde einen Eber mit einem Faustschlage niederzustrecken. Doch still, man bringt das „Blumenkörbchen", jetzt gilt's auf seiner Huth zu sein. Die Dame des Hauses ergreift eine Blume, spricht dabei eine Silbe eines Wortes aus, und der, dem sie die Blume zuwirft, muß rasch die folgenden Silben dazusetzen. Ah — seht, wie die Blumen fliegen! Es wird auch bald in unsere Gegend kommen. Richtig, da ist mir

eine Tulpe an den Kopf geflogen. Mo — Mo — destie! Nein, nicht doch! man lacht, ich hab's nicht getroffen — lière! So ist's! Molière! Und der ältliche Herr stand auf, machte eine tiefe Verbeugung, hob dann die Tulpe in die Höhe und rief: „Vive Molière!" Claude, der eben sein Weinglas zu Munde führen wollte, fühlte plötzlich eine Distel in seinem Haar und hörte die Silbe be —, tise! setzt er ärgerlich hinzu, indem er die Distel vergebens aus seinem Haar loszunesteln suchte. Allgemeines Gelächter und nochmals eine Silbe be —. Sagt 'lisare! flüstert ihm sein Nachbar zu, und unser Maler hebt sich mit Mühe hinter dem Tische hervor, verbeugt sich, zeigt die Distel vor und ruft: Belisare! Das Spiel wird bald von einem andern, nicht minder geistvollen abgelöst, und so gehen die Stunden hin, die man bei der Tafel zubringt, viel zu geräuschvoll für Leute, die sich hingesetzt haben, um zu essen und zu trinken, und nicht um Kindereien zu treiben.

Unterdessen sind die kühlen Abendstunden gekommen und die ganze Gesellschaft begiebt sich in den Park. Hier findet der gütige alte Herr Zeit, Antoine dem Marquis vorzustellen, während Claude Gillot von der Dame des Hauses und einem Paar ihrer Freundinnen zum Besten gehalten

wird, ohne daß er es merkt. Sie nennen ihn ihren kleinen Raphael, ihren göttlichen Rubens, ihren hübschen niedlichen Leonardo, und ehe sich's der Mann versieht, hat er einen mächtigen Kranz auf dem Kopfe, der bei der kleinsten Bewegung niedersinkt, und nur die geröthete Nasenspitze sehen läßt. Claude hat von den guten Weinen bei Tafel so viel zu sich genommen, daß er diesen Spaß sehr belustigend findet und offen bekennt, daß er in diesem Augenblicke nicht mit Raphael tauschen wolle, der nur eine Bäckerstochter zur Geliebten gehabt, die dazu viel zu corpulent gewesen, um den Forderungen des guten Geschmacks zu genügen. Die ganze Gesellschaft bricht über diese Bemerkung in ein schallendes Gelächter aus. Unterdessen hat der Marquis den jungen Maler bei Seite gezogen und verliert sich mit ihm in einem der schattigen Bogengänge. Nach einigen Schritten bleibt der vornehme Herr stehen und betrachtet sich die Gruppe, die sich in der halbrunden Einfassung der gewölbten Baumzweige, und von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet, ganz vortrefflich darstellt. Unter diesen vielen Gestalten ist jedoch nur Eine, die seine ganze Aufmerksamkeit an sich zieht. Es ist die schöne Herrin des Schlosses. Die Marquise hat heute ihren

guten Tag, sie sitzt da in ihrem faltigen Kleide von gelbem Atlas, und das lieblich gerundete, in dem zartesten Weiß schimmernde Gesichtchen ist ganz Jugend und Anmuth.

Beim Himmel! ruft der Marquis, wie ist diese Frau schön! Alles um sie her verschwindet. Man sieht nichts als sie! Es gab eine Zeit, wo ich auch die kleine Fleurestan reizend fand; allein diese Zeit ist vorbei. Es hat sich zu viel Schatten unter ihre Augen festgesetzt; es kommt daher, daß das arme Ding viel bei Lichte arbeitet und liest, und nichts ist gefährlicher für eine hübsche Frau als die alten Klassiker bei Lampenlicht zu lesen. Wenn nur unsere gelehrten Weiber das bedenken wollten! Dabei die gebückte Stellung, und dann werfen sie ein Bein über das andere, und wenn sie es recht weit treiben, so nehmen sie wohl gar zwischen der Arbeit eine Prise. Alsdann ist die Grazie todt. Die Gelehrsamkeit bei einem Weibe muß nur so weit gehen, daß man über ihre Floskeln lachen kann; soll man jedoch mit Ernst und Nachdenken sie anhören, so wird sie unerträglich, und jeder gescheidte Mann geht ihr aus dem Wege. Aber, mein Freund, wir kommen von unserer schönen Schloßherrin ab. Wie wär's, wenn Ihr ein Bild machtet von dem, was wir da vor uns sehen?

Gerade so wie es dort erscheint?

Ja doch, weßhalb nicht? Nur etwas zusammengerückt. Auf der einen Seite schließt das Bild ab mit der Baumgruppe, auf der andern ziehen wir die kolossale Nymphe, die sich von der Rückseite präsentirt, näher heran und — o da schaut nur, es stellt sich gerade der gute d'Olroy zu der Nymphe, und indem sein Blick die marmornen Reize zu betrachten scheint, verbirgt er hinter dieser erkünstelten Kunstliebe das quälende Bewußtsein, hier eine linkische Rolle zu spielen, und sich nicht so zu benehmen, wie er es gern möchte. Ja wohl, guter Junge, bleibe bei marmornen Nymphen, die keine spottenden Gesichter schneiden, und die Dich nicht necken. Vorn im Grase liegt der kleine St. Lucque, wie immer im Nachsinnen versenkt, welch' einen Sinn eine alberne Posse haben könne, die den hübschen Lippen des Fräuleins d'Urfé entschlüpft. Denn einen Sinn muß bei ihm Alles haben, selbst die Niaiserien eines halb eingeschlummerten hübschen Kindes.

Sollen wir nicht Amoretten aus dem Bosquet lauschen lassen?

Nur das nicht! Keine Mythologie, rief der Marquis. Das ist ja eben, was Ihren Freund, den alten Pinsel, den Claudius Gillot so lächer-

lich macht. Schlagen wir einen ganz andern Weg ein, malen wir die Natur, und nur die Natur, wie wir sie vor uns sehen. Das schöne Frankreich hat so reizende Frauen, nehmen wir sie, wo wir sie finden. Mit einem Worte, mein Freund, werdet der Maler der Gesellschaft. Gebt die vornehme Welt wieder und mischt etwas Satire, aber nur sehr wenig, unter die Entwürfe. Gebt Acht, damit werdet Ihr Glück machen; vorausgesetzt, daß Ihr es versteht, und das werde ich beurtheilen, wenn Ihr mir dieses Bild bringen werdet, was ich Euch eben zu malen vorgeschlagen habe. An Mitteln, Euch dann weiter zu helfen, fehlt es mir nicht. Doch genug, ich sehe eben, daß man nach mir schickt, nach allen Richtungen hin sah ich die Gebieterin Boten aussenden. Ich eile. In Paris, wenn Euer Bild fertig ist, sehen wir uns wieder.

Und der elegante Herr trat aus dem Gebüsche hervor, und sogleich hörte man die Stimme der Marquise, die da rief: Da ist er! Sie machte ihren Fuß von den Händen Claude Gillot's los, der, berauscht wie er war, in der Zärtlichkeit überfließend, feurige Küsse auf die rothe Atlasumhüllung dieses schönen Fußes drückte, ihn herzte und drückte, wie man ein Kind hätschelt, und laut ver-

sicherte, der Fuß der Mediceischen Venus sei, gegen diesen Fuß gehalten, ein plumpes, anmaßendes Stück Fleisch, ein nichtswürdiges und gottloses Ding, ohne Nachdenken und Aufmerksamkeit geformt, eine boshafte Satire auf alle Weiberfüße, und nur einer solchen landstreicherischen Person, einer solchen frechen Lügnerin, wie die sogenannte Göttin sei, käme es zu, einen solchen Fuß zu haben.

Antoine nahm seinen berauschten Freund und Lehrer unter den Arm, um ihn auf gute Art aus dem Kreise der Frauen zu entfernen.

Ich bitte Dich, Toni, rief er mit lallender Stimme, führe mich, wohin Du willst, nur nicht zur Bank der Prüfung, ich kann gerade jetzt diese Bank nicht brauchen. Laß uns in den Tempel der Verschwiegenheit gehen, da werde ich Dir alle meine Geheimnisse ausplaudern und vor allen Dingen Dir mittheilen, daß die gute Frau Marquise bis zum Sterben in mich verliebt ist. Dieses Weibchen macht Dir Augen — Augen sage ich Dir, so fein zugekniffen, so verdammt lüstern, so über allen Anstand hinaus begehrlich, wenn sie mich ansieht, daß ein Blinder sehen kann, wie wir mit einander stehen. Ja, es ist schnell gegangen. Wir haben uns gleichsam auf die Liebe gestürzt, wie zwei tolle Fliegen auf die Leimruthe. Nun

sitzen wir und zappeln. Hahaha! Ist dies der Tempel der Verschwiegenheit? Gut! Ich habe eine Flasche mitgenommen und habe Zuckerwerk eingesteckt, laß uns ein Schlückchen thun. O mein Antoniello, es geht doch nichts über ein Künstlerleben! Wo wir hinkommen, siegen wir, und immer sind wir guter Dinge. So, da wären wir. Dieser verdammte Tempel hat keine Canape. Es sitzt sich hier schlecht. Wir wollen ein Paar Stühle zusammenrücken, und Du, Freund, setzest Dich auf den Tisch. Hahaha!

Und Claude stolpert durch die kleine Thür in den Tempel, und ehe es ihm noch gelingt, die mitgebrachte Flasche zu entpfropfen, hat ihn schon der Schlummer überwältigt und er liegt da wie todt. Antoine läßt seinen Freund in sicherem Verwahrsam im Tempel und eilt zur Gesellschaft zurück.

Die Damen haben einen ländlichen Tanz begonnen und schwingen sich wie bunte, von ihren Stielen gelöste Blumen, in ihren flatternden Gewändern auf dem grünen Rasenplatze herum. Bald ist es ein großer Ring Tanzender, bald sind es viele kleine Ringe, die sich absondern und dann wieder in einen Kreis zusammenfließen, bald ist's eine Tänzerin, die ein Solo tanzt, und, von dem Abendschein umspielt, aus dem Gebüsche hervor-

flatternd wie eine glückliche Fee, in die Blumen und Blüthen hineinfliegt. Dann treten zwei der Herren vor, ihr Tanz verwandelt sich in einen Kampf, sie ziehen ihre Degen, in gewandten Stellungen bewegen sie sich Einer um den Andern; dann zeigen sie sich versöhnt und der Kampf verwandelt sich wieder in Tanz. Alles ist sehr hübsch anzusehen. Auf einem abgesonderten Platze macht die Dienerschaft verstohlen die Vergnügungen der Herrschaft mit. Die Silberwäscherin tanzt mit dem Koch, die erste Kammerjungfer mit dem Jäger, und der glückliche Ovid stürzt sich in die Arme einer dicken Köchin, die über ihn zusammenschlagen wie zwei kolossale Wellen über einen kleinen Nachen. Alles ist froh und dieses Schloß Villabroise ist trotz seinem albernen Garten und seinen gelehrten und gezierten Bewohnerinnen ein ganz vortrefflicher und sehr belustigender Ort.

Wenige Tage darauf und die Gesellschaft hat sich zerstreut. Einige der Damen sind nach Paris gezogen, und die Herrin des Schlosses hat sich in eines ihrer Gemächer eingeschlossen, um an einer Tragödie zu dichten. Claude Gillot arbeitet wieder in seinem Stübchen an der Staffelei, und Antoine Watteau macht irgendwo in der Nachbarschaft einen geheimnißvollen Besuch und ist seit

drei Wochen nicht sichtbar, ein Umstand, der Claude gar nicht gefällt, denn er hat sich an den jungen Mann gewöhnt und sieht ihn halb und halb wie seine Schöpfung an, denn unmöglich ist's, daß Antoine etwas in der Welt fördert, das er nicht von ihm gelernt.

Der Grund, warum sich der junge Watteau von dem Mann, von dem wir eben sprechen, getrennt, ist indessen kein anderer als der, daß er das Bedürfniß fühlt, ein Bild ganz ohne fremden Einfluß und völlig aus sich selbst geschöpft zu malen. Der Marquis hat ihm, ohne daß er es vielleicht beabsichtigte, treffliche Rathschläge gegeben. Das Treiben der vornehmen Welt, ihre natürlichen und ihre angenommenen Schönheiten, so wie das Lächerliche ihrer conventionellen Sitten, das sie dem Auge des Beobachters nicht zu verhüllen im Stande ist, eröffnet ein weites und, was noch mehr sagen will, ein noch unbebautes Feld. Man kann unmöglich irre gehen, wenn man sich das Ziel sicher gesteckt hat. Das erste Bild, das Antoine in diesem Sinne malt, ist jene Gartenscene, die ihm noch frisch in Erinnerung schwebt. Wir sehen hier die schöne Marquise in einem hellgelben Kleide wie eine Königin aus der Gruppe hervorragend auf einer Gartenbank sitzen. Das Köpfchen ist

etwas in den Nacken geworfen und der Mund wie spottend verzogen. Alle die Unarten, die ein verzogenes vornehmes Dämchen in sich zu bewahren und gelegentlich vor der Welt zu zeigen pflegt, sind in Stellung, Miene und Haltung dieser Huldgöttin vortrefflich ausgedrückt. Sie hört und hört auch nicht auf die Ballade, die ihr vorgesungen wird von einem Verehrer, der sich Mühe giebt, eine gezierte und auffallende Stellung anzunehmen und sich schräg über die Bank gelegt hat. Er ist in schwarzen Atlas gekleidet, und eine gewisse elegante Unordnung ist in seinem Anzuge bemerkbar, die anzeigen soll, wie so ganz eine holde Leidenschaft und Zerstreutheit den Weltmann die Welt vergessen läßt. Neben dieser Hauptgruppe stellt sich uns die darauf folgende im Range dar, eine kokette Schöne, die ein vortheilhaftes und einträgliches Spiel mit ihrem Schleier treibt, vortheilhaft, weil sie dadurch den etwas gebräunten Teint versteckt, und einträglich, weil es ihr die erneute Aufmerksamkeit ihres Verehrers einträgt, der schon halb von der Bank herabgeglitten ist und nicht übel Lust zu haben scheint, zu der jüngern Schönen sich zu gesellen, die im Grase liegt und einen Kranz windet. Ein anderes junges Mädchen pflückt am nahen Rosenbusch sich die erforderliche Beute,

um auch einen Kranz zu winden. Im Hintergrunde sieht man eine zarte liebliche Gestalt sich sinnend an einen Baum lehnen und dem Spiel und Gespräch der Andern lauschen. Das Wetter ist schön, der Himmel blau, die Natur im Frühlingsglanze, und nichts deutet auf Regen oder auf künftigen trüben Himmel. Vortrefflich ist der eine Cavalier, der keine lebende Schöne findet oder finden will, und sich dafür am Anschauen der Rückenpartien einer kolossalen Nymphe labt. Man sieht ihm den Zierbengel an vom Scheitel bis zur Zehe, den selbstgefälligen Gecken, das Parademännchen des Salons. Auch er ist in schwarzen Atlas gekleidet, mit rothen Bandschleifen.

Dieses Bild brachte Watteau seinem vornehmen Gönner und erreichte dessen völlige Zufriedenheit. Er that jetzt sein Möglichstes, den jungen Mann auf seiner Laufbahn zu fördern. Vor allen Dingen vermittelte er dessen Bekanntschaft mit dem berühmten la Fosse, der seinerseits darauf antrug, daß unser Künstler in die Akademie der Maler aufgenommen wurde. Jetzt war sein Glück gemacht. Er kam in den Ruf, seine Art der Malerei kam in Ansehen; man verlangte überall Scenen dieser Art gemalt, man wollte nichts sehen als junge Frauen, die im Grase lagen und junge

Männer, die ihnen auf der Zither vorspielten. Dies ging so weit, daß die Frommen dagegen zu eifern anfingen und daß ein gelehrter Priester eine Broschüre schrieb, die sich eigens damit beschäftigte, nachzuweisen, wie eine Seele, durch derlei Bilder verführt, leichtlich zur Hölle fahren könne. Antoine Watteau bekam etwas von diesem Geräusch, das die Frommen erregten, zu hören und, sei es nun, daß er ohnedies Anlage zur Hypochondrie hatte, sei es, daß der Tod eines seiner Freunde, eines jungen Rechtsgelehrten, der sich mit Gift tödtete, weil seine Geliebte ihm untreu geworden, ihn trübe stimmte, kurz er fing an seine heiteren und hübschen Bilder mit ungünstigem Auge anzusehen. Er nahm nun die fromme Malerei zum Gegenstande, allein er mußte bald merken, daß er hierin nicht glücklich war. Eine Madonna mißglückte gänzlich, eben so ein heiliger Petrus, der die Heiden bekehrt und dabei wie ein Abbé aussieht, und sein Gewand, einen wasserblauen Mantel, so vorsichtig emporhebt, als wollte er vor allen Dingen sich vor dem Naßwerden auf dem feuchten Boden bewahren. Der Hohn, den diese Bilder erregten, verbesserte die Stimmung des Malers nicht. Um sich zu zerstreuen, machte er eine Reise nach England; dort aber fing sein Uebel an, das

bis jetzt in der Einbildung gewurzelt, sich in ein wirkliches zu verwandeln, und kaum war er in sein Vaterland zurückgekehrt, so starb er, noch nicht volle siebenunddreißig Jahr alt, im Jahre 1721.

Der wachsende Ruhm Watteau's machte auf Claude Gillot einen eigenthümlichen Eindruck. Wir wollen nicht gerade behaupten, daß der Meister neidisch war, dazu hatte er den jungen Mann zu lieb, allein es setzte sich in ihm der Glaube fest, er könne nicht mehr malen und müsse nun den Pinsel niederlegen. Dabei schalt er unaufhörlich auf die einfältige und in ihrer Thorheit sich gefallende Welt, die das Flüchtige, Unwahre und Gezierte dem Einfachen und Edeln vorzuziehen stets geneigt sei. Es war nur possirlich, daß Gillot mit seinen Amoretten sich für den Vertreter des Einfachen und Natürlichen hielt. Er beschäftigte sich von nun an nur mit der Kupferstecherkunst und mit Zeichnen. Der Marquis suchte auch ihm Dienste zu leisten, allein stolz wies der alternde Mann jede Gunstbezeigung zurück; es ging dies so weit, daß er, als der Marquis mit der Hand der schönen Besitzerin das Schloß Villabroise zum Eigenthum erhielt, nicht wieder in dessen gastlichen Räumen sich sehen ließ. Uebrigens wechselten auch hier Personen und Dinge.

Die Marquise, die anfangs sich darin gefallen, die Gelehrte zu spielen, setzte in Paris ihre Rolle als Weltdame fort, und endete endlich als Fromme in den Mauern eines Klosters. Schloß Villabroise kam in die Hände eines Generalpächters, der eine Fabrik anlegte und das „Land der Zärtlichkeit" in unermeßliche Rübenfelder verwandelte.

Unter Watteau's Schülern machte keiner so viel Glück als Nicolaus Lancret, der so sehr die Weise seines Meisters sich eigen zu machen gewußt, daß selbst der Kenner die Bilder des Einen oft mit denen des Andern verwechselt; nur wird hier schon Manier, was dort freie Eingebung ist.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Leipzig** erschienen ferner:

Guseck, Bernd v., Girandola. Novellen. 4 Bde. Zweite Auflage. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 8. 2 Bde. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Gundling, Jul., Deutsche Hiebe. Oesterr. und Preuß. Soldatengeschichten. 2 Bde. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. Lex.-8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten, Portraits ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geogr. artist. Anstalt. Lex.-8. 3 Bde. broch. $9\frac{3}{4}$ Thlr.